Geschichte

der

Türkei

von

A. von Lamartine.

Deutsch

von

Johannes Nordmann.

Siebenter Band.

Wien, 1856.

Druck und Verlag von J. B. Wallishausser.

Geschichte der Türkei.

Neunundzwanzigstes Buch.

I.

Frankreich rettete dadurch die Türkei, daß es zur günstigen Stunde mit vierhunderttausend Mann das Haus Oesterreich am Rhein bedrängte. Durch diese Rettung aber war sie noch nicht regenerirt.

Bevor wir an die Erzählung der kurzen und überstürzten Verfallsepochen gehen, in denen die Türken in jener Gebiets-Ausdehnung geworfen wurde, die zwischen Wien und Adrianopel und dem tiefen Busen des adriatischen Meeres und den Dardanellen-Mündungen liegt, muß sich der Geist des Geschichtschreibers unwillkürlich über die Ursachen dieser plötzlichen militärischen Unbedeutendheit, welche in seiner entmuthigenden Wirkung auf die Ottomanen in Verwunderung setzt, Rechenschaft geben. Ein flüchtiger Ueberblick enthüllt sie, ein Wort genügt, um sie dem filosofischen Politiker klar zu machen: die Kunst der Kriegsführung hatte sich in Europa vervollkommt, im Oriente aber war sie in statu quo geblieben. Die Westmächte hatten geregelte und disciplinäre Armeen, bei denen hunderttausend Arme durch eine einzige Seele mit der Raschheit, Gleichheit und dem Nachdrucke, die der denkende

Kopf auf die werkthätigen Glieder übt, bewegt wurden; die Türkei hatte nur zusammenhangslose und zuchtlose Horden, welche zwar in Massen imponirten, aber kein harmonisches Resultat erzielten. Europa hatte überdies Generäle, die seit ihrer Kindheit im Waffenhandwerk und in der Kriegskunst erzogen, von ihren Truppen gekannt, für den Sieg oder die Niederlagen vor ihrer Regierung und ihrer Nation verantwortlich waren; die Türken hatten nur Großvizire, die oft auf gut Glück und nach der Laune eines Sultans oder nach der Huld einer Sultanin gewählt wurden, noch kurz zuvor dem Reiche und den Soldaten unbekannt waren, mit dem Staatssigel auch das eingeborne Feldherrngenie überkommen zu haben glaubten, und als ganze Verantwortlichkeit den Strang zu fürchten hatten, wenn sie unglücklich, das Paradies aber, wenn sie den tapferen Heldentod im Schlachtgemenge gestorben waren. Der Großvizir, der zugleich als unumschränkter General der Ottomanen galt, war ein Despot, dem der Henker auf Schritt und Tritt folgte.

Endlich hatte diese Kunst der Kriegsführung, die in Europa von den Bürgerkriegen in Italien datirte, in Spanien ausgebildet, in Frankreich zur höchsten Blüthe gebracht, nach Deutschland eingebürgert, in Ungarn, Polen, Schweden und Rußland verbreitet wurde, an Montecuculi, Veterani, Condé, Turenne, dem Herzog von Lothringen, dem Churfürsten August von Sachsen, Sobieski, Karl XII. von Schweden, Peter dem Großen von Rußland und weiters an dem Prinzen Eugen von Savoyen die gewiegtesten Generäle gebildet, wie sie nur je gleichzeitig in demselben Jahrhunderte die Weltbühne betraten. Der Geist des Conservatismus in Europa, der sie fast gleichzeitig zur Epoche der letzten türkischen Invasion vor Wien weckte, schien Gefahr und Vertheidigung des Occidents dadurch in das richtige Verhältniß gebracht zu haben. Es wachte eine Vorsehung über Deutschland, die ihm den gefürchtetsten aller Kriegshelden in der Person des Fürsten Eugen von Savoyen, dieses zweiten Sobieski für den Westen schickte.

II.

Der Prinz Eugen von Savoyen war Einer jener bevorzugten Männer der Geschichte, denen eine unausweichliche Sendung schon frühzeitig die Bahn vorzeichnet, die sie trotz der Natur und Gesellschaft zu durchmachen haben. Er war ein Enkel des regierenden Herzogs von Savoyen, der Sohn des Grafen von Soissons, eines Fürsten dieses Hauses, das sich in Frankreich nationalisirt hatte, seine Mutter war die schöne Olympia Mancini, die Nichte des Cardinals Mazarin, die Gräfin von Soissons, die mehr aus Leichtsinn denn aus Hang zum Verbrechen in einen Vergiftungs-Prozeß, welcher den Hof Ludwig's XIV. befleckte, verwickelt war, und sich vor den sie verfolgenden Armen der Gerechtigkeit, gegen die nicht ihr Rang und ihre Schönheit schützte, nach Brüssel flüchtete.

Ihr Sohn, vernachlässigt von der Natur, mit ausgewachsenen Schultern, von unansehnlicher Gestalt und krankhaftem Temperament, doch bezaubernd durch den Ausdruck seiner Physiognomie und durch seinen frühreifen Verstand, war als unfähig und unwerth zu dem Waffendienst für die Kirche bestimmt; sein kriegerischer Geist aber und seine Leidenschaft für den Ruhm sträubten sich gegen das eingezogene Leben des Priesterstandes. Alle seine Träume und Studien zielten auf die Nacheiferung der Helden, von deren Thaten er im Plutarch las. Obgleich man ihm am Hofe schon den Titel eines Abbé von Savoyen gab, dadurch seine Bestimmung für den Priesterstand angedeutet wurde, erbat er sich doch auf das Eifrigste von Ludwig XIV. die Gunst, ein Regiment in seinem Heere befehligen zu dürfen. Geschah es nun aus Mißachtung des Königs für ein Aeußeres, das nicht für den Waffendienst taugte, oder aus Neid des Kriegsministers Louvois gegen einen Prinzen des Hauses Savoyen, das in Frankreich nachgerade schon zu sehr in Anwerth kam, wie dem auch sei, der Prinz Eugen wurde auf das Aergste verkannt und von dem Dienste des Königs ausgeschlossen. Es setzte sich von dieser Weigerung ein so bittrer Groll in seiner Seele fest, der nie verlöscht wurde, und er schwor wie Coriolan, fortan

der unversöhnlichste Feind für Ludwig XIV. zu sein, weil man seine Dienste zurückgewiesen hatte. Der Haß und die Rache waren nächst der Ruhmbegierde die beiden Hebelkräfte seines Ehrgeizes. Es gibt Männer, die man nicht ungestraft falsch beurtheilen darf: und ein solcher Mann war der junge Abbé von Savoyen.

Er reiste nach Wien, wo ihn der Kaiser Leopold, der zugleich sein Verwandter war, an seinem Hofe und in seiner Armee aufnahm. Er hatte sich in dem Feldzuge gegen die Türken unter dem Herzoge von Lothringen durch seine Unerschrockenheit bemerkbar gemacht, sein Muth und seine Geistesgegenwart verschafften ihm nach der Befreiung Wiens das Commando über ein Dragoner-Regiment. Sein Namen, der in den folgenden ungarischen Feldzügen mehr und mehr zur Geltung kam, verhalf ihm sofort zum Range eines Generals der Reichsarmeen. Louvois wollte ihn für seinen Ruhm züchtigen und durch den Titel eines Ueberläufers demüthigen; er erwirkte demnach von Ludwig XIV. den Erlaß eines ewigen Exils gegen seine Generäle, die in Frankreich geboren waren und in der Fremde als Befehlshaber von Heeren fungirten.

„Das mag er immerhin thun," rief der Prinz Eugen, „ich aber werde dennoch nach Frankreich zurückkehren, und werde dort zum Entsetzen aller Jener erscheinen, die mich verkannt haben."

Die Ereignisse in der Dauphiné und deren Ueberschwemmung durch die mit Leopold verbündeten Piemontesen, welche von ihrem jungen Landsmanne befehligt wurden, rechtfertigten nur zu bald diese Weissagung seines Stolzes. Er wurde zum Unglücke für Ludwig XIV. Generalissimus des Reiches, glich Condè an Feuereifer, Turenne an Klugheit, Montecuculi an Taktik, Sobieski an Ausdauer und vereinigte während seines Lebens, das eine Reihe von Feldzügen und ein Verzeichniß von Siegen war, durch seine Waffenthaten in Ungarn, am Rhein, in Frankreich und Spanien und an der Donau in sich die Eigenschaften eines Hannibal, Cäsar und Friedrich's II. Sobieski war der Schild der Christenheit gewesen; der Prinz Eugen von Savoyen wurde die Geißel der Ottomanen. Man würdigt es nicht hinlänglich, wie viel Ein Mann mehr oder weniger, und der zur gelegenen Zeit geboren wird oder stirbt, in dem Geschicke von Reichen den Ausschlag gibt.

Der Prinz Eugen führte dafür unter Einem den Franzosen, Spaniern und Ottomanen den Beweis.

III.

Die ersten Regierungstage Soliman's III. bestanden nur in der ungestümen und wetterwendischen Herrschaft der Janitscharen, die ihn gekrönt hatten. Sie ernannten und ermordeten nacheinander mehre Agas und Vizire, die Werkzeuge und Opfer ihrer Grausamkeit. Sie zwangen den Sultan, den einzigen Mann, der fähig war, durch seinen Geist und seine Energie diese Unruhen zu bändigen, den Caimakam Kiuperli zu verbannen. Die Verbannung rettete ihn so für seinen Gebieter und für seine Heimat. Sobald nur der Unwillen des Volkes und der Ulemas über die Frevel der Truppen das Serail zu Athem kommen ließen, übernahm ein Greis, Ismail-Paschah die Großvizirs-Siegel. Mohammed, der Sohn eines Gerbers, wurde zum Mufti-Posten erhoben. Der letzte Janitscharen-Aga wurde Angesichts der Soldaten, die sich durch die Henker, welche in der Bevölkerung eine Stütze fanden, einschüchtern ließen, enthauptet; die Mörder Siawusch-Paschah's, die Janitscharen, welche seine Frau und Tochter geschändet und verstümmelt hatten, wurden auf dem Atmeidan gehenkt; der Schrecken überwältigte eine Zeit lang die Kasernen, aus denen die Revulution hervorgegangen war.

Während dieser abwechselnden Verwirrungen, Krönungen und Hinrichtungen vollbrachten die Venetianer fast ungehindert die Eroberung und Besitznahme Griechenlands und des Archipels. Ungarn, Bosnien, Dalmatien und Thessalien gingen stückweise dem Reiche verloren; selbst Anatolien brach im Aufstande auf; der Großvizir, wegen seines hohen Alters untauglich, mit Einer Hand den Thron zu stützen, und mit der anderen die Grenzen zu schützen, trat seine Stelle, nachdem er nur sechzig Tage am Staatsruder war, an Mustafa, den Paschah von Rodosto ab, der einst der Günstling und später zu Belgrad der freiwillige Henker Kara-Mustafa's, seines Wohlthäters war. Dieser neue Vizir berief Kiuperli aus der Verbannung zurück und schickte ihn nach Candia, um dort die Mannszucht im Heere wieder-

herzustellen, das Sulfikar-Paschah, seinen Serdar und seine ersten Generäle ermordet hatte.

Auch in Temeswar ermordete das Heer seinen Paschah wegen verspäteter Soldbezahlung. Yegen-Paschah, ein Rädelsführer des Aufstandes bei der Donauarmee, zog mit seinen Regimentern selbst gegen Belgrad, um dort den Serasker (Generalissimus), der vom Divan ernannt war, zu stürzen, und setzte ihn wirklich übermüthig durch seine allgewaltigen Janitscharen ab. Dieser anarchische Zustand der Donauarmee brachte Belgrad unter der Bestürmung der Kaiserlichen zum Falle; der Prinz Eugen von Savoyen erhielt bei diesem Sturme seine erste Wunde. Zur selben Zeit warfen die Russen unter dem Commando des Fürsten Galitzin vierzigtausend Tartaren, welche Volhynien verheerten, bis Perecop zurück.

Der Sultan, erschüttert durch den Fall Belgrads, begab sich nach Adrianopel, um in nächster Nähe die europeischen Grenzen zu überwachen. Die Armee, die durch neue Aushebungen gebildet war, folgte ihm. Der Khan der Krim, der beständigste und mächtigste Bundesgenosse des Reiches, ward nach Adrianopel berufen; Soliman III. betraute ihn mit der Unterdrückung Keduk Mohammed-Paschah's, der in Kleinasien den Aufstand der Janitscharen in Athem erhielt, und mit der Rache gegen Yegen-Paschah, der von den Donauufern eine aufrührerische Allianz mit Keduk unterhielt.

IV.

Der Frieden mit Oesterreich wurde bei einer solchen Reichsumwälzung in Europa und Asien eine Nothwendigkeit. Soliman III. vertraute dessen Verhandlungen zweien hervorragenden Männern, Sulfikar-Effendi und dem Griechen Maurocordato, dem Drogman oder Dolmetsch der Pforte, an, deren langwierige Relationen mit den Gesandten Frankreichs und Englands sie in der europäischen Politik eingeweiht hatten. Diese zwei Bevollmächtigten wunderten sich nach ihrer Ankunft in Wien nicht über die maaßlosen Forderungen des österreichischen Hofes. Der französische Gesandte, Herr von Guilleragues, hatte ihnen angezeigt, daß Ludwig XIV. zweihunderttausend Mann über den Rhein marschiren

lasse, um das Haus Oesterreich zu beugen. Sie wußten, daß diese Macht ihre besten Armeeen von der Donau zu entfernen hätte. Die Forderungen Oesterreichs bestanden in der vollständigen Verzichtleistung von Seiten der Pforte auf Ungarn, Slavonien, Bosnien, Servien, Siebenbürgen, die Walachei, Moldau und kleine Tartarei, endlich auf Griechenland und Dalmatien von Corfu bis Corinth, zu Gunsten Venedigs.

Diese übertriebenen Forderungen, die man der Pforte auferlegte, schienen dem ottomanischen Volke die einstige Energie wiederzugeben. Constantinopel widerhallte von einem Aufschrei der Schmach, die Provinzen eilten zu den Waffen, der Sultan erklärte, er wolle selber nach dem Beispiele seiner Ahnen ausziehen, um entweder der Rächer oder Märtyrer seines Glaubens zu werden. Ludwig XIV. nährte diese patriotische Bewegung dadurch, daß er dem Divan als Belohnung des standhaft unterhaltenen Krieges den Besitz von ganz Ungarn versprach. Der Sultan, durch diese Allianz zum Kampfe entschlossen, rückte von Adrianopel nach Sophia, übergab das General-Commando seiner Armeeen Redjeb-Paschah und drängte ihn auf Treue und Glauben der Astrologen, die ihm den Sieg verhießen, tollkühn nach Ungarn. Soliman III. hatte, um in den Herzen der Ungarn die Erinnerung und das Bild ihrer nationalen Unabhängigkeit zu erwecken, den siechen Tekeli aus seinem Exil in Nikomedia gerissen, und ließ ihn in einem offenen Wagen mit einer Bedeckung von Ungarn, die ihrem alten Fürsten königliche Verehrung erwiesen, der Armee folgen. Tekeli schmeichelte sich, obgleich er hinfällig und gichtbrüchig war, er werde ein Königreich für seine Kinder gewinnen.

Die Illusion war von kurzer Dauer. Die kaiserliche Armee, die von dem Prinzen von Baden befehligt war, machte einen Ausfall aus Belgrad und erwartete an der Morava, dem alten Schauplatze so vieler Niederlagen für die Christen, den unfähigen ottomanischen General. Nissa sah diesmal ihren Sieg. Zehntausend Türken gingen in wenigen Stunden an den Ufern der Morava unter dem Geschützfeuer der Oesterreicher zu Grunde. Die Sieger drangen hinter den Flüchtigen in Nissa, dem befestigten Bollwerke der Bulgarei, ein.

Soliman verließ bei ihrer Annäherung, da er schon durch ihre Reiterei behelligt war, Sophia, opferte Redjeb-Paschah seinem Aberglauben und züchtigte seine Niederlage mit dem Tode.

V.

Die dringende Nothwendigkeit, den Franzosen am Rhein und in der Pfalz die Stirne zu bieten, hinderte den österreichischen Hof, den Ueberrest des bei Nissa geschlagenen Heeres von achtzigtausend Ottomanen noch weiter zu verfolgen. Dieser Hof bedurfte des Friedens ebenso sehr wie die Pforte selber. Die Tartaren hielten heldenmüthig zweihunderttausend Russen auf der beschränkten und unüberwindlichen Linie von Perecop zurück; die Polen, die wohl fähig zu siegen waren, aber den Sieg nicht zu benutzen verstanden, verschwendeten ihren Heldenmuth gegen sich selber in inneren Parteikämpfen; Oesterreich hatte nichts mehr von diesen Bundesgenossen im Norden zu hoffen. Soliman III., begeistert durch die drohende Gefahr, ließ von Candia den einzig fähigen Minister, der den Ottomanen wieder zum Glück verhelfen konnte, zurückkommen.

Endlich wurde der dritte Kiuperli zum Großvizir ernannt. Der Namen, diese hohe Vorbedeutung für Männer edler Abstammung, Tugend, Talent, Politik, Muth, in den Bewegungen seiner Heimat gewonnene Erfahrung, Beredsamkeit und eingebornes Kriegsgenie, kennzeichneten Kiuperli für die patriotischen Ottomanen. Seine erste Rede im Divan war ein stürmischer Aufruf für den Glauben und für das Vaterland. Die ganze Politik von Staatsmännern, die in gefahrvollen Verhältnissen berufen werden, besteht darin, nicht an dem öffenlichen Wohle zu verzweifeln; der am meisten Vertrauen, hat auch die meiste Befähigung. Er verspricht die Rettung, und sie resultirt aus seinem Versprechen. Fünfzigtausend Mann, der Kern der alten Reichstruppen, die von ihm in wenigen Tagen nach Constantinopel berufen wurden, zogen mit ihm aus, um Nissa und die Bulgarei wiederzuerobern. Eine zwanzigtägige Belagerung entriß diese Pforte des Reiches dem Grafen Stahremberg, dem Vertheidiger Wiens.

Kiuperli erschien acht Tage darauf vor Belgrad. Eine Bombe steckte den Pulverthurm in Brand, erschütterte die ganze Stadt und

brachte ein Mauerstück des Walles zum Absturze. Kiuperli warf sich hinein an der Spitze seiner Colonnen; er fand schon die Stadt zur Hälfte in Trümmern, und die erschreckten Kaiserlichen suchten ihr Heil in den Wellen der Save gegen die Säbel der Türken. Achttausend Todte bedeckten den Platz. Kipuerli machte sich den Schrecken der Oesterreicher zu Nutze, um über den Fluß zu setzen und Verstärkungen und Munition nach Temeswar zu schaffen. Fünfhundert Janitscharen, von denen Jeder ein mit Mehlsäcken beladenes Pferd führte, kamen als Lebensretter für dreitausend Soldaten, die in dieser Festung ausgehungert wurden. Die Hungersnoth war schon so weit gediehen, daß sich die Belagerten auf diese Zufuhr warfen, die Säcke zerrissen und mit ihrem Munde das Mehl verschlangen, bevor es noch in den Backöfen der Armee zu Brod verarbeitet war.

Alle Donau-Inseln und auch Essek kamen wieder unter die Botmäßigkeit des Vizirs. Tekeli seinerseits vernichtete, gefolgt von seinem Volke und mit einer Verstärkung von sechzehntausend Janitscharen, in den Engpässen von Temeswar den österreichischen General Heusler, machte ihn zum Gefangenen und bekam für eine kurze Zeit die Oberhand in Siebenbürgen. Kiuperli, der nun allgemein der Rächer des Reiches hieß, kehrte nach Adrianopel zurück, um sich für einen neuen Einfall in Ungarn vorzubereiten; da aber schob der Tod Soliman's III im Reiche jede Thätigkeit nach Außen auf.

Er starb, wie er gelebt hatte, als Heiliger, denn er war mehr dazu geschaffen, den Himmel zu erobern, als den Thron aufzurichten. Das einzige Verdienst seiner Regierung bestand darin, daß er den großen Minister erkannt hatte, der nach ihm der Monarchie als Stütze verblieb. Achmet II. folgte auf ihn, ohne daß irgend eine Störung im Serail deßhalb eintrat.

Achmet, der Bruder des abgeschiedenen Sultans, war Einer jener Fürsten, welche die Vorsehung in Erbreichen gleichsam spottweise für die Monarchie zu liefern scheint. Unfähig an Geist, Willen und Wort, ein passives Werkzeug in den Händen seiner Günstlinge, Frauen und Minister, beschränkte er sich darauf, im Divan oder bei öffentlichen Festen, seine Zustimmung durch ein widriges Stammeln zu geben, das mit einer Kopfbewegung begleitet war, in dem man die Worte:

Kosch! Kosch! (es ist gut, es ist gut) zu erkennen glaubte; diese Antwort kam stets von seinen Lippen und billigte ohne irgendein Verständniß das Gute wie das Schlimme, weil er es eben kaum zu unterscheiden wußte.

VI.

Einige Tage vor dem Abzuge Kiuperli's an die Donau, redeten die unbedeutenden Günstlinge des Sultans und sein Kislar-Aga, welche eifersüchtig auf den Einfluß des Großvizirs beim Heere waren, das durch ihn neue Lorbeeren erwartete, ihrem Gebieter ein, Kiuperli denke daran ihn zu entthronen und statt seiner Mustapha, Mahomet's IV. Sohn zu krönen. Der leichtgläubige Sultan stimmte wie herkömmlich den Verleumdern seines Vizirs bei; er befahl dem Kislar-Aga, ihn unter dem Vorwande dringender Geschäfte in den Serail zu berufen und ihn im Momente, da er die Schwelle des Palastes betreten würde, zu opfern. Ein Stummer der inneren Gemächer, der hinter den Thürvorhängen versteckt und verwundert über die lange Unterredung des Kislar-Aga und seines Gebieters war, lüftete etwas die Vorhänge und verstand nun aus den Geberden und Worten, daß es sich um die Hinrichtung des Großvizirs handle. Der Stumme war Kiuperli sehr ergeben, eilte in den Palast des Großvizirs und verständigte ihm durch Zeichen von der Gefahr, die sein Leben bedrohte.

Kiuperli, der schon zu Pferde saß, um sich in das Serail zu begeben, stieg auf die Geberden des Stummen ab, antwortete dem Sultan, daß ihn die Angelegenheit der Armee im Divan zurückhalte, berief sofort den Janitscharen-Aga und die Generäle zu sich, enthüllte ihnen die Verschwörung des Hofes gegen sein Leben und fragte sie gefaßt, „ob er sein Haupt der Eifersucht eines verdienstlosen Günstlings opfern, oder es zum Wohle des Thrones, der Armee und des Reiches retten solle.“

Ein Wuthschrei allgemeinen Unwillens gegen den Kislar-Aga war die Antwort darauf; sein Leben war der Sieg und die Regierung in einer Person. Die Armee, die von diesem verbrecherischen

Anschlage gegen ihren Generalissimus hörte, konnte kaum durch den Großvizier im Zaum gehalten werden. Kiuperli entschuldigte sich noch mehre Tage unter dem Vorwande einer Beilegung dieser für den Sultan gefährlichen Bewegungen, wegen seines Nichterscheinens im Serail. Der von dem Stummen verrathene Kislar-Aga erkannte recht wohl, daß die Truppen nicht lange zwischen ihm und Kiuperli schwanken würden, und daß sein eigner Kopf als nothwendiges Opfer für die Rettung Achmet's II. zu den Füßen des Vizirs fallen müßte, den er durch die Hand seines Gebieters morden wollte; er entfloh in der Nacht aus dem Serail und nahm mit sich seine Reichthümer tief nach Egypten, seiner Heimat, fort.

VII.

Hunderttausend Mann folgten siegeszuversichtlich dem Großvisir nach Belgrad. Der Prinz von Baden, in der offenen Donau-Ebene sich mit siebzigtausend Mann auf die Festung Peterwardein stützend, rückte zaudernd nach Semlin vor. Er traf die Stadt schon von der ottomanischen Armee besetzt und warf sich gegen Salenkemen, eine Schloßruine am Stromufer. Kiuperli verfolgte ihn dahin und fing ungehindert vor seinen Augen die Verstärkungen auf, die aus Peterwardein hervorbrachen, um sich mit ihm zu vereinigen. Fünftausend Kaiserliche fielen unter den Säbelstreichen der Spahis. Doch in dem Momente, da der unerschrockene Vizir selber, den Säbel in der Faust, an der Spitze der Janitscharen die Verschanzungen auf den steilen Abhängen des Schlosses Salenkemen stürmte, raubte ihm ein Schuß in die Schulter den Sieg und das Leben.

Als ihn seine Soldaten vom Pferde stürzen sahen, riß unter den schon sieghaften Ottomanen die Bestürzung, Muthlosigkeit und Flucht ein; die Seele schien den mächtigen Armeekörper verlassen zu haben, die Türken verloren sich aufgelöst freiwillig in den sumpfigen Wiesen am Donauufer und hatten keine größere Eile, als einen Uebergang zu bewerkstelligen. Zwanzigtausend Janitscharen, die von den Anhöhen durch das Geschütz der österreichischen Artillerie bearbeitet oder in der reißenden Donau ersäuft wurden, büßten am Abend durch den Tod den

Sieg, den sie am Morgen errungen hatten. Hundertfünfzig Geschütze, zehntausend Zelte, der Armeeschatz, Fahnen und Standarten aller europeischen und asiatischen Provinzen fielen in die Hände der Sieger und schmücken noch in unsern Tagen die Schatzkammer von Karlsruhe, der Hauptstadt des Fürsten von Baden.

Aber auch zehntausend Deutsche bedeckten mit ihren Leichen die Verschanzungen von Salenkemen, und dieser Sieg war nur ein blutiger Gewinn und Verlust für zwei Reiche. Die ganze Türkei beweinte Kiuperli als Vaterlandshelden und Glaubensmärtyrer. Nach ihm hatten die Ottomanen auf Niemand Vertrauen, der den Thron und die Armee retten könnte. Der Harem verfügte über den Posten des Großvisirs. Die Günstlinge und Eunuchen Achmet's II. schlugen ihm sofort Arabadji-Paschah, den Sohn eines Arabasführers vor, (so nannte man nämlich die Wagen, in denen die Haremsfrauen fuhren). Er wurde nach wenigen Tagen durch Ali-Tarposchi ersetzt, der früher Frauenhäubchen stickte und nachgerade, man weiß nicht wie, zum Range eines Paschah von Damaskus erhoben wurde.

VIII.

Der Krieg nahm an der Donau ab, da die bedrohlichen Heere Ludwigs XIV. die ganze Aufmerksamkeit an den Rhein lenkten. Der französische Gesandte allein hinderte Ali-Tarposchi, den Frieden mit Oesterreich abzuschließen. Der durch den letzten Kiuperli entflammte Patriotismus empörte sich in den asiatischen Provinzen über die Erschlaffung, die nach seinem Hinscheiden eingetreten war. Ein Molla von Brussa, Namens Missri-Effendi, empörte Tausende von Fanatikern für Glauben und Vaterland, die sich als Derwische verkleideten, ging mit ihnen über den Dardanellen-Canal, zog wie Peter der Eremit, einen Bettlerkreuzzug in ganz Thrazien predigend, gegen Adrianopel. Diese Derwische, die unter den Säulengängen der prächtigen Moschee Selim's II. zu Adrianopel, die aus den Ruinen des Adrian-Palastes erbaut war, lagerten, warfen dem Sultan und seinen Ministern ihre feige Ruhe gegenüber den Christen vor; sie forderten Waffen, um im Namen des Propheten das eroberte Ungarn und die geschlachteten Muselmänner zu rächen.

Die drohenden Weissagungen des Molla wiegelten das Volk auf, der Großvizir konnte ihn nur mit Mühe von Adrianopel entfernen und ließ ihn nach Brussa zurückführen, wo die Furcht, das Leben eines Derwisches zu gefährden, noch lange sein Leben und seine Predigten sicherte. Er predigte den Krieg, aber nicht die Unduldsamkeit, denn er war ein Freund des christlichen Erzbischofes von Brussa und redete mit Verehrung zu ihm über das Evangelium, diese Quelle des Korans. „Bewahre dies Buch," sagte er zu dem Erzbischofe, „so sorgfältig wie Dein Leben, denn Du hast es gleichfalls von Gott; das Evangelium und Jesus gehen von Gott aus. Ich bin im Geiste immer mit Jesus; Jesus und Missri stimmen im Geheimen in ihrer Lehre überein."

Der Großvizir, erschüttert durch diese Empörung von Fanatikern, hatte Mustafa-Biikli Platz gemacht. Nach einem kurzen und fruchtlosen Einfalle in Siebenbürgen wurde Biikli wieder durch Surmeli-Ali-Tarabuli-Paschah ersetzt. Die köstliche Insel Chio fiel unter diesem Vizir in die Gewalt der Venetianer zurück, die von den Lateinern von Chio gegen die Griechen zur Hülfe gerufen wurden. Die Pilger-Caravane, die sich alljährlich nach Mekka begiebt, wurde in Mesopotamien von den Arabern überfallen und gegen Lösegeld geplündert. Dieser Frevel, der die Ottomanen noch empfindlicher als der Verlust einer Insel im Archipel traf, versetzte das Reich in Bestürzung. Achmet II. verschied im Schmerze und Allen verächtlich, ohne eigentlich regiert zu haben.

IX.

Zerwürfnisse über die Thronbesetzung regten den Divan auf. Der Großvizir, der an dem Blödsinne des Sultans Behagen fand, weil er so an seiner Stelle herrschen konnte, wollte diese Herrschaft unter einem beschränkten Kinde fortsetzen. Er berief den Mufti, die Paschahs und Führer der Janitscharen, die ihm zugethan waren, und redete ihnen ein, daß die Thronerhebung Ibrahim's, des Sohnes Achmet's II., der noch in der Wiege läge, ihren Einfluß im Reiche kräftigen würde. „Dies Kind," sagte er zu ihnen, „der Sohn eines

auf dem Throne verstorbenen Sultans, muß den Vorrang vor dem Prinzen Mustafa haben, der freilich auch der Sohn eines Sultans, aber eines durch die Nation abgesetzten ist, und somit nicht die Regierungsberechtigung auf ein Reich, das er nicht mehr hatte, übertragen konnte."

Diese eigennützigen Beweisgründe und Einflüsterungen ließen ihn die monarchischen Erbrechte vergessen; aber der Prinz Mustafa, benachrichtigt durch den Chef der schwarzen Eunuchen von dem Ableben Achmet's II., brach unverhofft aus seinem Gefängnisse in die Gärten aus, stellte sich im Serailshofe den Pagen, Janitscharen und dem Volke vor und hatte so den Thron, weil er der Erste vor den Augen des Hofes erschienen war. Ein langgehaltener Zuruf, der aus dem Palaste und den Gärten erscholl, belehrte die Verschwörer, daß man sie überlistet habe, und ließen ihnen nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Tod. Sie thaten, als ob sie freiwillig in den Thronsaal kämen, wo Mustapha II. schon saß, um ihm offen die Herrschaft zu überbringen, die sie ihm heimlich entreißen wollten. Schon der Anblick Mustapha's genügte, um für ihn die Augen, Herzen und Arme der Ottomanen zu gewinnen.

X.

Dieser Fürst stand in der Blüthe und Kraft seiner Jahre, seine Schönheit erinnerte an die männlichen Züge griechischer Schönheit der Sklavin von Retimo, der Sultanin, seiner Mutter, deren Lippen den Frühlingsthau tranken; ein mildes gedämpftes Feuer strahlte aus seinen Blicken. Sein Wuchs war schlank, seine Bewegungen harmonisch und edel, das Wohlwollen seines Herzens verrieth sich durch seine Geberden, er trug sein Haupt mehr mit der kriegerischen Majestät eines Helden, denn eines Monarchen; seine lange Gefangenschaft in den Serailsgärten von der Absetzung Mahomets IV., seines unglücklichen Vaters, an, hob noch diese Reize durch das Mitleid. Die Veterane, die ihn als Kind im Gefolge seines Vaters sahen, fanden mit Thränen seine Züge durch die Jahre gereift und vollendet. Die milde Gefangenhaltung während der aufeinanderfolgenden Regierungen

seiner Oheime hatte ihm gestattet, selbst in den Serailsgärten seiner Lust am Reiten, am Waffenhandwerke und am militairischen Studien, für die er geschaffen war, nachzuhängen. Er führte sein Pferd und seinen Säbel wie ein freier Sohn Othman's. Schon mit der Luft der Freiheit athmete er auch das Kampfgelüste ein.

Sein erstes Wort im Divan, vor den Truppen und vor dem Volke war ein Kriegsschrei gegen die Feinde des Reiches. Er setzte am Tage nach seiner Krönung zu Adrianopel den Großvizir, Mufti und Kislar-Aga seines Vorgängers, die Creaturen der Sultanin Fathme ab, welche im Namen dieses Fürsten herrschte und die Herrschaft feilbot. Die Sultanin, deren vergrabene Reichthümer dem kaiserlichen Schatze gleichkamen, erhielt die Wahl zwischen dem Tode oder der Herausgabe dieser Reichthümer. Man fand dort zwanzig Millionen Piaster und Kleinodien von unschätzbarem Werthe. Sechzig Jungfrauen, die unnützen Sclavinnen des schwarzen Eunuchen, welche aber zum häuslichen Luxus dieser verschnittenen Höflinge gehörten, wurden aus seinem Harem gerissen und an die Hofoffiziere verkauft. Der getreue Eunuche, der Mustapha II. durch die rasche Nachricht, von dem Ableben Achmet's II. die Herrschaft verschafft hatte, wurde für seinen gefährlichen Eifer durch die Stelle des Kislar-Agas, eines inneren Vertrauensministers, dessen Einfluß oft über den des Großvizirs ging, schadlos gehalten.

Die Würde des Mufti wurde Feizullah-Effendi, dem Günstlinge und gewesenen Lehrer des Sultans verliehen, der seinem Gebieter bald ebenso theuer als verderblich war. Der Großvizir Surmeli wurde, nachdem sich der Sultan einige Tage gegen ihn verstellt hatte, wegen eines leichten Vergehens erdrosselt; sein eigentliches Verbrechen, das aber mit Stillschweigen übergangen wurde, war, daß er zwischen den zwei Thronerben geschwankt hatte. Elmas, der Paschah von Bosnien, ein einstiger Günstling Mahomet's IV., des Vaters Mustapha's, der Schönste aller Ottomanen, der Elmas oder der Diamant des Serails hieß, wurde von seiner Statthalterei einberufen und zum Großvizir ernannt. Dieser junge Minister besaß zwar nicht das politische Genie Kiuperli's, hatte aber die Treue eines Sclaven, die Unerschrockenheit eines Soldaten, das Rechtsgefühl eines

Muselmannes. Land und Meer verlangten gleichzeitig solche Diener für den Islamismus. Mustapha II. hatte nur den einzigen Wunsch, solche einzuberufen. Der Zufall verschaffte ihm einen Solchen in der Person eines Piraten von Tunis, der Mezzomorto von den Wunden hieß, welche seine durch zwanzig Seekriege verstümmelten Glieder bedeckten.

Mezzomorto, der schon in der ottomanischen Flotte unter dem Oberbefehl ungeschickter oder furchtsamer Capitan-Paschahs berühmt war, erbat sich von den Ministern das Commando über einige Schiffe, und versprach, die Insel Chio von den Venezianern zurückzuerobern. Als der Sultan Eines Tages hinter dem vergitterten Divansfenster unsichtbar die Pläne des Piraten und die abschlägige Antwort der Minister hörte, wurde er durch den energischen und zuversichtlichen Ausdruck in der Stimme des Tunesen ergriffen; er schlug den Vorhang zurück und befahl dem Divan, ihm die tollkühne Probe, die er mit so viel Zuversicht vorschlug, bestehen zu lassen. Chio, auf dem in der Nacht im Einverständnisse mit den griechischen Bewohnern der Insel die Corsaren Mezzomorto's landeten, unterstützte die Türken, die Venezianer und Lateiner in den Canal zu jagen. Mezzomorto kam mit Tausenden lateinisch-katholischer Sklaven, die gefesselt auf den Verdecken waren, nach Constantinopel zurück. Der Sultan ernannte den glücklichen Befreier von Chio zum Capitan-Paschah und setzte ihn mit aller Machtvollkommenheit zur See ein.

XI.

Während Mezzomorto die Marine reorganisirte, gingen der Sultan und der Großvizir Elmas schon an der Spitze von fünfzigtausend Mann über die Donau, nahmen die Festung Lippa im Sturm und boten die Schlacht den österreichischen Armeeen an, die von Veterani und dem Churfürsten Friedrich August von Sachsen befehligt wurden, den die Türken wegen seiner wunderbaren Körperstärke den Mann nannten, „der mit seiner Hand Hufeisen bricht“.

Die Deutschen, die nach der in den Türkenkriegen hergebrachten Taktik ihre Bataillone im Carré formirten, um mit diesem festen Block

den Ungestüm der Spahis zu brechen, warfen auch wirklich wie eine Klippe den ersten Angriff der Ottomanen zurück. Schon bemächtigte sich Muthlosigkeit und Furcht der Armee Mustapha's II., als sich dieser Fürst selber, den Säbel in der Faust, mitten in das Schlachtgetümmel stürzte, seine eigenen Soldaten ins Gesicht verwundete, um sie zum Sturme auf die Oesterreicher zurückzutreiben, seine Janitscharen in die gesprengten Carrés jagte und bald, von allen Seiten mit Feuer und Schwert umzingelt, sich nur die Rückkehr durch den Sieg verschaffen konnte.

Er war während einer langwierigen Verwirrung beider Armeen, die gegenseitig erbittert und mit einer dichten Rauchwolke umhüllt waren, noch zweifelhaft. Die unerschrockensten Paschahs Mustapha's wendeten sich schon gegen ihr Lager; Schahin-Paschah machte selber ein Maneuver, um seine aufgelösten Truppen aus dem Gemetzel zu bringen; der Sultan allein hielt Stand, um entweder zu sterben oder zu siegen. „Wohin fliehst Du, Schahin?" rief er mit tiefer Entrüstung seinem General zu. „Man hat Dich zum Schahin ernannt, weil man Dich für einen unerschrockenen Falken hielt. Der stolze Falke trifft seinen Feind immer auf das Haupt! Du bist nur ein Kranich, der andere Kraniche, die ebenso furchtsam wie Du sind, zur Flucht verleitet."

Diese Vorwürfe führten Schahin und die Janitscharen, die nun auch nicht mehr zu leben verlangten, da ihr Sultan zum Sterben bereit war, in die Schlacht zurück. Veterani, der Turenne Deutschlands, fiel durch einen Schuß; seine Soldaten legten ihn auf einen Wagen, von dem aus er noch befehligte und kämpfte; sein Rückzug, der durch seine Verwundung erheischt wurde, war ein geregeltes Manoeuver und nicht eine Flucht, aber er räumte mit dem Ruhme Mustapha II. das Schlachtfeld, und der unglückliche Veterani, der dem Feinde in die Hände fiel, verendete durch einen Säbelhieb. Zehntausend Ottomanen bedeckten mit den Leichen der Oesterreicher die Ebene; der Sultan, der darüber glücklich war, daß er seinen Arm und sein Glück erprobt hatte, kehrte im Triumph durch die Walachei nach Adrianopel zurück und warb sofort neue Armeeen, die noch mehr zur Ausführung seiner großartigen Pläne taugen würden.

XII.

Im Frühling des folgenden Jahres, 1696, kam er mit hunderttausen Streitern nach Ungarn zurück. Der greise Tekeli folgte ihm, um einen Thron zu erbetteln, der immer in weitere Ferne rückte, und um ihn über die Taktik der Christen zu unterweisen. Die Türken, die sich von Stellung zu Stellung in verschanzten und verpfählten Lagern befestigten, wie dies die Römer Cäsar's gethan hatten, erwarteten die geeignete Stunde für die Schlacht, und versicherten sich des Rückzuges bei den Niederlagen.

Friedrich August von Sachsen mußte sie in ihrem Lager auf den Heiden um Olasch bestürmen. Er war über die Laufgräben und Pallisaden gekommen und sprengte an der Spitze von zehntausend Hußaren durch die Zelte mit der Absicht, in das Mustapha's vorzudringen, als der Sultan, der Großvizir Elmas und der Janitscharen-Aga ihrerseits auf die Deutschen losstürzten, die sich in den Zeltgängen verirrten und an den Strängen verwickelten, deren achttausend auf ihren eigenen Breschen erwürgten und die übrigen auf die mit ihren Todten bedeckte Heide zurückwarfen. Die Geschütze des österreichischen Lagers und Tausende von Gefangenen waren die Beute des Sieges von Olasch. Friedrich August, der schon danach lüstern war, sich um den durch das Ableben Sobieski's frei gewordenen Thron von Polen zu bewerben, ließ Mustapha II. das Feld, der nun keinen Feind vor sich hatte. Der Graf Caprara, der sein Nachfolger war, erhielt vor seiner Regierung den Befehl, feste Plätze zu suchen und sich auf die Bewachung der Grenzen zu beschränken.

Constantinopel empfing diesmal in Mustapha II. seinen Sultan und Triumphator. Seine Bedeckung erinnerte an die Soliman's des Großen. Die Geschütze von Olasch und die gefesselten gefangenen Soldaten folgten dem Schlachtrosse des Sultans. Mit dreißig Jahren der Besieger der zwei größten deutschen Feldherrn, sieghaft auf Chio und zur See bei Morea durch seine Flotte, ohne Feind an der Donau, durch den Tod Sobieski's und durch die Stürme einer blutigen Wahl von jeder Gefahr Seitens Polens befreit, von den Otto-

manen wie eine Vorsehung verehrt, die ihren Verfall aufhielt, noch gestützt durch die wirksame Allianz Frankreichs, die kaum durch den Vertrag von Riswick entwaffnet war, von England und Holland um den Frieden gebeten, die ihm eine Vermittlung mit Deutschland vorschlugen, hatte er in seinen Händen alle Unterpfänder einer großen Regierung. Sein Siegesrausch verblendete ihn; ein Mann, den wir schon genannt haben, dessen Namen er aber kaum kannte, der Prinz Eugen von Savoyen, verwandelte sein Glück in Unglück.

XIII.

Mustapha II. war nur nach Constantinopel gekommen, um sich den Säbel Othman's in der Aiub-Moschee umzugürten und sich seiner Hauptstadt zu zeigen. Er verließ es bald wieder an der Spitze von hundertfünfzigtausend Mann und setzte mit dem greisen Tekeli, der in seinem Gefolge in einem Wagen fuhr, über die Donau.

Der Prinz Eugen, Nachfolger Veterani's im Oberbefehle, erwartete ihn bei Szegedin. Dieser frühzeitig erfahrene General zog sich mit scheinbarer Furcht an die Theiß bei Annäherung Mustapha's II. zurück, als ob er ihn für zu übermächtig halte. Sein Genie aber paralisirte die Ueberzahl. Die ottomanische Armee lagerte bei Zenta an den Ufern der Theiß. Ihre Vorposten, die jenseits des Flusses zu sehr preisgegeben waren, wurden von den Husaren des Prinzen Eugen so vollständig umzingelt, daß von sechszehntausend Türken dieser Vorhut nur Einer entkam, um in das Lager zu eilen und dem Großvizir dieses Unglück zu melden. Elmas-Paschah, der nun zitternd seiner Ungnade oder des Todes gewärtig war, legte dem Boten bei Todesstrafe das Schweigen auf und verheimlichte seinem Gebieter seinen Fehler und seine Niederlage.

Mittlerweile betrieb der Sultan, der Nichts von der Vernichtung des Armeecorps seiner Vorhut wußte, den Bau einer Brücke über die Theiß, um seine hunderttausend Mann auf das jenseitige Ufer zu schaffen. Elmas verzögerte diesen Uebergang durch vieles Zaudern und mannigfaltige Hindernisse bei der Ausführung, die Mustapha unbegreiflich waren. Endlich war eine unzureichende Brücke, die nur

viertausend Mann befördern konnte, für die Armee geschlagen; der Sultan wollte zuerst hinüber, und als Elmas sich ihm näherte, um ihm den Steigbügel zu halten, stieß er ihn mit Vorwürfen zurück und befahl bei Todesstrafe, unverzüglich die ganze Armee nachfolgen zu lassen.

Zwei Tage und Nächte waren nothwendig, um eine solche Masse auf einer einzigen Brücke auf das jenseitige Ufer hinüberzuschaffen, wo Mustapha II. sie schon erwartete. Kaum hatte der Sultan seine Zelte außerhalb des Gesichtskreises des Hauptarmee-Corps aufschlagen lassen, so verbot Elmas-Paschah, der nur zu sehr von einer Niederlage überzeugt war und lieber ungehorsam sterben wollte, um wenigstens eine Hälfte der Armee, die er in seinem Lager hinter der Theiß verstärkte, zu retten, den Generälen und Janitscharen, dem Sultan auf das andere Ufer zu folgen. Mustapha, der von ferne diesen unterbrochenen Uebergang sah und über die Unthätigkeit seines Vizirs verwundert war, schickte Boten auf Boten an Elmas, um ihn zum Gehorsam zu drängen. „Ich will lieber", erwiderte Elmas, „hier mit den Waffen in der Hand als Soldat, als am anderen Ufer durch den Strang wie ein niedriger Sklave sterben!"

Der Prinz Eugen, der von der Höhe eines Hügels dies unerklärliche Zögern der ottamanischen Armee, die durch den Fluß in zwei Hälften gerissen war, beobachtete, sah, daß die Brücke, die halb durch die Geschütze Mustapha's II. zertrümmert war, nur ein beschränkter und schwankender Pfad von Einem zum andern Ufer war; er entfaltete sich rückwärts gegen das befestigte Lager von Elmas, richtete eine Geschützbatterie gegen die Brücke, um sie vollends durch ihre Kugeln zu zerstören, warf sich im Sturme auf die Verschanzungen und drängte dahin mit unwiderstehlichem Ungestüme seine Colonnen. Das Lager war bald nur mehr eine Metzelei von Leuten, die in ihrer eigenen Verschanzung zum Sterben abgesperrt waren; die Janitscharen erkannten endlich in der Verzweiflung den Verrath ihres Führers und opferten vorher, um ihrer Rache zu genügen, den Großvizir, bevor sie selber zu Grunde gingen. Binnen drei Stunden fielen sie sammt und sonders bis auf den letzten Mann unter dem Batteriefeuer des Prinzen Eugen, und ihre Leichen blieben als einzige Beute für die Sieger zurück.

Nur der Paschah der Albanesen, der ein Pferd ritt, das an das Schwimmen im Meere gewöhnt war, stürzte sich ganz bewaffnet in die ausgetretene Theiß und gelangte an das jenseitige Ufer. Der Sultan, ein verzweifelter Zeuge der Vernichtung seiner Armee, verschwand bei Sonnenuntergang in den Sümpfen an der Straße von Temeswar. Irregeleitet durch seine Führer im Schilfrohr, das reichlich durch die Ueberschwemmung wucherte, ließ er seine Wagen, Zelte und sein Gepäcke im Stiche und strich fast ganz allein eine volle Nacht in den Sümpfen herum. Bei Sonnenaufgang erkannte er traurig wieder das Schlachtfeld, auf dem er im vergangenen Jahre den Prinzen August von Sachsen verfolgt hatte, der besiegt und flüchtig wie er selber war; er legte seine kaiserlichen Gewänder ab und vertauschte sie gegen die Kleider eines ungarischen Hirten, verbot seinen Dienern, ihm zu folgen, und entfernte sich allein, um die Thore von Temeswar zu erreichen, wo er allein den Hußaren entrinnen konnte, die ihn auf dem Felde verfolgten.

Gebeugt durch sein Unglück untersagte er dem Paschah von Temeswar, die Stadt jenen seiner Soldaten zu öffnen, die sich in diesen Platz retten wollten, und blieb drei Tage in einem dunklen Saale eingeschlossen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen oder sich an das Licht des Tages zu wagen.

Während dieses Unglückes der Armee schaarten sich die Truppen, die mit ihm über die Brücke gegangen waren, und die der Austritt der Theiß gegen die Geschütze des Prinzen Eugen geschützt hatte, unter den Mauern von Temeswar, beweinten den verschwundenen Sultan und suchten seine Leiche im Binsengrase des Flusses, wo sie glaubten, daß er den Tod gefunden habe; Andere meinten, er wäre als Gefangener im Lager des Siegers. Als er am dritten Tage sich endlich entschloß, sich vor seinen Truppen zu zeigen, hielt ihn der Freudenruf seiner Soldaten ein wenig für so viel Leiden schadlos; er hatte nur eine Armee verloren, aber die Quelle der Armeeen und Schätze, das Herz seines Volkes sich erhalten. Niemand klagte ihn wegen einer Niederlage an, die er weder durch Feigheit, noch durch Unklugheit verschuldete, sondern die nur die Verzweiflung eines Großvizirs über die Ottomanen brachte. Er trat unter dieser Bedeckung den nun verlassenen Weg von Belgrad nach Adrianopel an.

XV.

Die Schlacht von Zenta rächte durch den Degen des Prinzen Eugen von Savoyen die in zwei Jahrhunderten erlittenen Niederlagen der Christen des Westens. Sein Namen erklang von der Donau bis zur Seine und Tiber wie der eines neuen Gottfried von Bouillon. Der glückliche und tüchtige Sieger von Zenta wurde das populäre Losungswort aller Volksgesänge in der Plauderstube des häuslichen Heerdes. Der christlichen Bevölkerung galt Zenta für mehr als ein politischer-, er galt ihr als der entscheidende Sieg Christi über Mahomed. Die Kriegsmänner, die bei solchen Gelegenheiten sieghaft sind, erscheinen größer als Helden, sie sind die Menschwerdung der Vorsehung im Angesichte des dankbaren Cultus.

Die Beute war fabelhaft wie ihr Werth; zweihundertsechszig Geschütze, Gepäcke und Mundvorrath, um damit ein ganzes Volk während eines langen Feldzuges zu verpflegen, zehntausend mit vier Pferden, Ochsen und Büffeln bespannte Wagen, sechszigtausend Kameele, die aus Asien und der Tartarei kamen, um Europa durch ihre ungewohnte Gestalt und ihr Brüllen zu verblüffen, ein gemünzter Schatz, der den Sold von zweihunderttausend Mann enthielt, die vergoldeten Wagen des Sultans und seines Harems, in denen zehn seiner Lieblingsfrauen saßen, endlich das Reichssiegel, das sich jetzt zum ersten Male am Leibe eines Großvizirs fand, der todt über den Leichen der Janitscharen lag, waren die Trophäen des Prinzen Eugen und des kaiserlichen Schatzes von Wien.

Die Niederlage Mustapha's II. resultirte mehr aus dem Verhängniß, als aus seiner Untüchtigkeit und Muthlosigkeit. Es wäre die Armee und vielleicht der ganze Feldzug gerettet worden, wenn der Ungehorsam des Großvizirs seinen Herrn am andern Ufer nicht preisgegeben hätte, während er ohne Wissen Mustapha's den Theiß-Uebergang hinderte, um in seinen Verschanzungen den Prinzen Eugen zu erwarten, dessen Fahnen schon gegen seinen linken Flügel auf den Hügelanhöhen erschienen. Der Sultan wie sein Vizir hatten beide einen gleicher Weise vollgiltigen Grund, um, der Eine auf dem Theiß-

Uebergange, der andere auf der Unthätigkeit zu bestehen; es war ein Unglück für den Einen und Andern, daß sie nicht hier ihre Idee in Vollzug setzen konnten. Der unfehlbare Ueberblick und die blitzschnelle Raschheit des Prinzen Eugen zerstörte sie, wie die Theiß ihre Armeen in zwei Stücke riß. Die fast souverainen Vollmachten des großvizirlichen Ansehens glichen während des Feldzuges fast der Machtvollkommenheit eines Sultans. Elmas-Paschah setzte entschlossen Willen gegen Willen; er machte sich durch ein solches Handeln lieber für die Schnur reif, als daß er die Verantwortlichkeit eines Armee-Manövers, das er für verderbenbringend hielt, übernehmen wollte. Es war aber schon zu spät für den Ungehorsam, nachdem die Hälfte der Armee dem Sultan gefolgt war, zu spät auch für den Gehorsam, nachdem auch die Vorhut des Prinzen Eugen in seinem Rücken erschien. Er war ungehorsam aus Patriotismus, kämpfte wie ein Löwe, starb wie ein Held, und der Name: Elmas (der Diamant), erinnert, obgleich für die Ottomanen verderblich, an einen unglücklichen Minister, aber nicht an einen Verräther.

XVI.

Amudjazade-Paschah, nämlich: der Sohn des Oheims, war sein Nachfolger im Vizirate. Er war ein Neffe Ahmed-Kiuperli's, von diesem Großvizir wie sein eigner Sohn erzogen, und hatte diesen Beinamen als Symbol kindlicher Dankbarkeit angenommen. Die großen Unglücksfälle des Reiches lenkten die Gedanken der Völker und Sultane stets auf den Namen der Rettung, der schon dreimal den Verfall ihres Stammes aufgehalten hatte.

Der junge Amudjazade in seiner Jugend durch den Wohlstand und das Glück seines Hauses verderbt, hatte sich bis zum letzten Kriege nur durch Vergnügungslust und schwelgerische Sittenlosigkeit bemerkbar gemacht. Die Gefahren des Vaterlandes nach der Belagerung Wiens hatten ihn plötzlich umgewandelt; er wollte die Verirrungen seiner Jugend durch gewiegte Dienste ausgleichen; der Name Kiuperli's schien ihm die Tugend aufzuerlegen. Nacheinander Statthalter von Schehrzor in Mesopotamien, Paschah zu Tschardak in Kleinasien, Commandant der Dardanellen-Schlösser, endlich Capitan-Paschah,

um die Insel Chio wieder zu erobern, dann Kuppelvizir, zweimal Caimakam von Constantinopel, zuletzt mit der Vertheidigung Belgrads betraut, hatte er durch Beredsamkeit, durch seinen Säbel und die Gunst des Sultans wieder die Beachtung gewonnen, die sich an den Namen und an die Dienste seiner Familie knüpften.

In wenig Wochen fand er eine Armee im ganzen weiten Reiche, wo jeder Muselmann Saldat war. Er wählte glücklich die Generäle, als Ersatz für jene siebzehn Paschahs, die in den Verschanzungen von Zenta gefallen waren, und wies Jedem seinen Offensiv-Posten an den Grenzen von Bosnien, Dalmatien und der Bulgarei an.

XVI.

Während der Kriegsrüstungen unterhandelte er fort und fort um den Frieden zu Wien; seine politische Spürkraft ließ ihn erkennen, daß Frankreich, das sich nun von dem westlichen Schlachtfelde zurückzog und die Türkei auf ihre eigene Kraft hin arbeiten ließ, die österreichischen Armeeen am Rheine mit unwiderstehlicher Gewalt an die Donau zurückwerfen würde. Amudjazade stützte sich, wie dies schon bei den Ottomanen herkömmlich war, in seinen Rapporten mit den europeischen Mächten, auf jenes für Unterhandlungen vorzugsweise begabte Talent, mit dem die Natur den griechischen Stamm ausgestattet zu haben scheint. Der Grieche Maurocordato, der Dolmetsch der Pforte, der schon in einer ehrenvollen Gefangenschaft zu Wien den Ausgang des Krieges abwartete, erhielt Befehl, die Conferenzen anzuknüpfen. Der Wiener-Hof nahm die offizielle Vermittelung der Gesandten Englands und Hollands an. Die Gesandten Polens, Venedigs und Rußlands nahmen an den Discussionen und Beschlüssen der Conferenz Theil. Maurocordato ebnete Alles durch sein bezauberndes und hartnäckiges Talent und gab sich dabei den Anschein der größten Nachgiebigkeit.

Die Stadt Carlowitz, die nahe bei Belgrad entfernt von der Donau liegt, wurde als Ort für diesen neuen Riswicker-Vertrag des Orients gewählt. Um die Etiquette zu vereinfachen und die Vorsitz-Ansprüche zwischen dem Stolze der Ottomanen und der Gereiztheit Deutsch-

lands zu schwächen, ließ Maurocordato zu Carlowitz eine Rotunde bauen, die ebenso viele Eingänge hatte, als von den Mächten accreditirte Repräsentanten bei der Conferenz waren, durch die sie nun gleichzeitig in den Congreß gelangen konnten. Ein runder Tisch, an dem wieder kein Vorrang sein konnte, vereinigte die Unterhändler.

Zweimonatliche Conferenzen, deren Debatten zu mühsam zu erörtern wären, und deren Resultate allein wesentlich sind, führten endlich am **26.** Jänner **1699** zum Frieden von Carlowitz.

„An diesem Tage," erzählen die Geschichtschreiber des Congresses, „begaben sich um zehn Uhr Morgens alle Bevollmächtigte mit Ausnahme des venezianischen feierlich an den gewöhnlichen Versammlungsort. Denen des Kaisers gingen hundert stolze Kürassire voran, und sie waren von ihren Galawagen und Reitpferden gefolgt. Die türkischen Bevollmächtigten hatten als Bedeckung ein Janitscharen- und Spahiscorps. Als man in den Conferenzsaal kam, las man die mit Oesterreich, Polen und Venedig abgeschlossenen Verträge ab; man wartete aber zur Unterzeichnung bis drei Viertel auf zwölf Uhr, aus Achtung für den Reis-Effendi Rami, dessen Berechnungen herausstellten, daß seit Langem keine günstigere Constellation als um die Stunde dieses Tages, der ein Montag war, eintraf. Man zeichnete, die Uhr in der Hand, drei Minuten die Verträge; dann öffnete man die vier Saalthüren, auf daß Jedermann sich überzeuge, der Frieden sei nun definitiv abgeschlossen, und mithin diese glückliche Nachricht verbreiten konnte. Sofort gingen Couriere nach Wien, England, Polen und Venedig ab, und die Gesandten gaben sich gegenseitig den Friedenskuß. Eine dreifache Artillerie-Salve, die durch die Geschütze von Peterwardein und Belgrad weiter getragen wurde, verkündete den Völkern, die nun eines so langwierigen Krieges müde waren, daß der Augenblick gekommen sei, da sie endlich einige Ruhe genießen könnten.

XVII.

Maurocordato nützte mehr als zehn Schlachten für die Wiederherstellung seiner Adoptivheimat. Er trat den Oesterreichern, Polen und Venezianern nur das ab, was sie factisch schon vor dem Kriege besaßen, aber diese Mächte stellten ohne die Mühsal eines Krieges an das ottomanische Reich den größten Theil der Provinzen, Inseln und festen Schlösser zurück, die während der unglücklichen Epochen der drei letzten Regierungen verloren gingen. Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien, um die man so lange in unentschiedenem Streite war, fielen mit Ausnahme Temeswars und des Banates an Oesterreich heim. Die Theiß, Save und Unna begrenzten durch ihren Lauf die beiden Gebiete; Venedig gab alle seine Insel-Eroberungen zurück; es behielt den Küstenstrich von Morea und einige Schlösser in Dalmatien.

Die Polen, die durch die Ukraine und Podolien befestigt waren, zeichneten gleich Oesterreich einen fünfundzwanzigjährigen Frieden; Rußland zeichnete ihn auf zwei Jahre und anerkannte die bestehenden Grenzen zwischen dem Czaren, den Tartaren und dem Sultan. Das Auflassen der Sache Tekeli's, des Vasallenkönigs der Pforte, dem so lange das Glück günstig war, und der sich endlich als Ueberläufer der Gnade seiner Schutzherren anvertraute, war die einzige erniedrigende Bedingung für die Pforte. Sie weigerte sich aber energisch und ritterlich, den unglücklichen Fürsten seinen Feinden auszuliefern, und behandelte ihn noch in seinem Falle mit aller Ehrerbietung zu Nicomedia.

„Ach“, rief einige Zeit darauf der alte Krieger während eines Gespräches in seinem Garten in Asien mit einem Opfer des Glückswechsels wie er, mit dem Tartarenfürsten Cantimir, dem Russenfeinde aus, „welchen Gebietern, mein Bruder, hat Gott uns unterworfen! Was ist aus ihren Versprechungen geworden? Der Halbmond, den sie auf ihren Fahnen tragen, ist das Symbol der Wankelmüthigkeit, ihre unstete Macht gleicht mit den wechselnden Phasen dem Gestirne der Nacht.“

Während aber das Reich nach Außen den Frieden herstellte, indem es politisch die Provinzen und Inseln, die es im Kriege ein-

büßte, wieder erlangte, wurde es nachgerade im Innern unruhig. Das Schwierigste für einen Herrscher ist nicht der Krieg, sondern der Frieden. Die Völker verzeihen ihrem Gebieter eher eine Niederlage als einen Frieden. Die Feigsten auf dem Schlachtfelde sind die Unzufriedensten über die Friedensbedingungen. Mustapha erfuhr bald den Groll seines Volkes wegen des nothwendigen, aber demüthigenden Congresses von Carlowitz. Jeder Vertrag, der das Reich beschränkte, erschien den Eroberern als Beleidigung.

XVIII.

Dieser Unmuth und Groll der Türken, der durch die Neider des Großvizirs Kiuperli-Amudjazade ausgebeutet wurde, zwang den Sultan, diesem die Siegel abzunehmen und sie Daltaban, dem Paschah von Bosnien, einer Creatur Feizullah's, des früheren Khodja des Sultans, durch den er mehr und mehr beherrscht wurde, zu übergeben. Man weiß, daß Mustapha II. bei seiner Thronbesteigung Feizullah, seinen Lehrer, zum Vertrauensamte eines Mufti erhoben hatte. Das religiöse Ansehen des neuen Mufti hatte seinen politischen Einfluß gekräftigt. Feizullah, der den Volksurtheilen der Menge gegen die Friedens-Unterhändler schmeichelte, hatte nach dem Carlowitzer-Vertrage dem Sultan, seinem Zöglinge, eingerathen, die Herrschaft Daltaban anzuvertrauen.

Der Beiname Daltaban, der gleichbedeutend mit: Barfüßiger ist, wurde diesem Paschah, der eifrig die Polizei in den Straßen Constantinopels übte, gegeben, weil er als früherer Janitscharen-Aga während der Nacht unbeschuht durch die Straßen der Hauptstadt lief, damit er nicht durch das Geräusch seiner Schritte verrathen würde, wenn er hinter den Missethätern her war. Er lebte lange in Ungenade und als flüchtig in einem unbekannten Dorfe in Bosnien, seinem Geburtsorte, vergessen, von seiner Hände Arbeit, als die Niederlage von Zenta und die Verheerungen der venezianischen Truppen in Dalmatien, Bosnien zu den Waffen riefen. Die führerlosen Soldaten und Einwohner erinnerten sich des früheren Janitscharrn-Agas und ernannten ihn aus dem Stegreife zum Serasker oder General

von Anatolien. Daltaban hatte an der Spitze dieses zuchtlosen Landsturmes und der Ueberreste von Zenta tapfer den ohnmächtigen Stürmen der Abtheilungen des Prinzen Eugen in den Bergen Stand gehalten. Der Sultan billigte die Volkswahl und schickte ihn als Friedens-Vermittler nach Arabien.

Während er einen Aufstand in Arabien unterdrückte, kam ein Divansbote zu ihm und verlangte seinen Kopf; Daltaban sträubte sich nicht, führte aber den Ueberbringer der Schnur in ein Beinhaus von zweiunddreißigtausend Köpfen, die erst jüngst durch seine Armee abgeschnitten waren. „Geh jetzt," sagte er zu seinem Henker, „und melde dem Sultan, was du gesehen hast!" Dieser Henker war Battas-Ottoman, und einst ein Diener dessen, dessen Hinrichtung er vollziehen sollte. Er schonte seinen früheren Herrn, kehrte nach Constantinopel zurück und brachte anstatt seines Kopfes ein Geschenk von hunderttausend Dukaten für Feizullah. Dieser, der sich der Ergebenheit eines Mannes versichert hielt, den er von der Hinrichtung durch die höchste Gunst loskaufte, hatte ihm statt der Schnur die Reichssiegel übersendet. Diese Thatsache ist so recht das Sinnbild der Schicksals-Wechselfälle unter dem Despotismus.

XIX.

Kaum war Daltaban zu Constantinopel angekommen, so bereute auch schon der Mufti die Wahl seines Gebieters wegen der Sympathie, welche die Truppen für ihn hatten. Man trug ihm allseitig zu, daß der undankbare und treulose Großvizir zu laut gegen den Carlowitzer-Frieden eifere, und klagte ihn an, er habe dazu ebenso viel wie Rami-Effendi und Maurocordato beigetragen, und gab ihre Namen insgesammt dem Fluche der Muselmänner preis; man fügte noch hinzu, der Großvizir wolle ihn an seiner Tafel bei einer Gasterei ermorden lassen, zu der er ihn mit den zwei Unterhändlern des Congresses einlud. Der leichtgläubige aber mißtrauische Mufti eilt in den Palast, eröffnet Mustapha II. die finsteren Anschläge des Großvizirs, und erwirkt von seinem früheren Zöglinge ein Todesurtheil gegen Daltaban.

In das Serail berufen, wo die Stummen ihn schon erwarteten, um ihn zu erdrosseln, weigert sich der Großvizir, dem die Kämmerer das Reichssiegel abverlangen, es zu geben, und will es nur dem Sultan ausfolgen. Mustapha II. will ihn nicht sehen und erneuert nur den Befehl, ihm den Kopf abzuschneiden. Man fesselt ihn und führt ihn in den Palasthof, auf daß sein Blut nur den Staub beflecke.

„Was hast Du dem Sultan zu sagen?" fragt der Chef der Bostandjis, bevor er Hand an ihn legt.

„Ich erinnere mich nicht," sagte der Verurtheilte, „daß ich je in den Kampf ging, ohne mein Gebet verrichtet und meine Seele und meinen Leib gereinigt zu haben, und keine Stunde meines Lebens ist verflossen, in der ich mein Herz nicht reuig zu Gott gewandt hätte. Was ich dem Sultan zu sagen habe, darf und will ich nur ihm selber sagen, wie schwer es mir auch fällt, ohne Abscheu einen Fürsten anzublicken, der so schwach ist, um sich die Augen durch Betrüger verbinden zu lassen, und so feig, um Jene mit dem Tode zu strafen, die ihm stets treu gedient haben. Die göttliche Gerechtigkeit wird schon das Uebel zu heilen wissen; der Sultan wird, wenn ich nicht mehr sein werde, erfahren, ob es ein Verbrechen ist, die Pflichten eines Fürsten und Muselmannes zu verletzen, und ob der Irrthum lange unbestraft bleiben wird, mit dem man treulosen Rathschlägen Gehör gibt, die ihm wie dem ganzen Reiche verderblich sein werden."

Diese Worte, die ein zweites Mal die Hinrichtung verzögerten, widerriefen nicht den Todesbefehl. Der Großvizir büßte mit dem Leben den ungerechten Verdacht, den der neidische Mufti seinem Gebieter eingeflüstert hatte. Die öffentliche Meinung, die bisher für Mustapha II. günstig war, brach in Verwünschungen gegen den Mörder des Helden von Bosnien und Arabien los.

„Fliehen wir, meine Feder! machen wir uns los von diesem Lande voll Verbrechen," sangen die Volksdichter in den Cafés von Constantinopel und Adrianopel, „der Frieden, die Ehre, der Ruhm Gottes, die Heiligkeit des ottomanischen Namens haben es auf immerdar mit der Seele seines letzten Helden verlassen."

„Der Vizir Rami", sagten die Scheiks in den Moscheen, „der

Mufti Feizullah und alle Minister sind Verräther; sie sind die Urheber des Mordes Daltaban's, des Besiegers der Araber, unseres Schildes gegen die Kaiserlichen; wegen seines Verdienstes hat sich ihre niedrige Eifersucht gegen ihn gewaffnet. War er sträflich wegen einiger Fehler und Irrthümer, so mußte man ihn verbannen; und man konnte ihn dann bei Gelegenheit, da es galt, den Feinden Widerstand zu leisten, wiederfinden. Um dies feige Verbrechen zu begehen", setzten Einige hinzu, „hat man den Sultan zu Adrianopel zurückgehalten; er verbringt dort sein Dasein in den Wäldern, und Constantinopel ist dem Elend preisgegeben. Man läßt", sagten die Anderen, „einen achtzehnjährigen Caimakam uns beherrschen; das ganze Verdienst dieses jungen Mannes besteht darin, daß er den Namen des Kiuperli trägt und der Schwiegersohn des Mufti Feizullah ist. Und was ist denn eigentlich dieser Jüngling? Der erste Feind des Reiches. Alle Mollasstellen sind durch seine Kinder oder Solche besetzt, die reich genug sind, um sie kaufen zu können; sein Haus ist ein Abgrund, in dem die Schätze des Reichs verschwinden; das Recht und die Würden werden wie auf einem öffentlichen Markte, an den Meistbietenden feilgeboten."

Diese Freiheit der Rede, die sich rascher als Schriften verbreitete, welche Religion und Gesittung als Gegengewicht des Despotismus in theokratischen und militärischen Monarchien beläßt, wiegelte in wenig Tagen die Ulemas, Djebedjis und Janitscharen von Constantinopel gegen eine Regierung auf, die sich nach Adrianopel flüchtete, und sich der eigentlichen Hauptstadt nur durch den finstern Groll ihrer Hinrichtungen offenbarte. Der junge Caimakam aus der Familie der Kiuperli, der achtzehn Jahre alt war, regierte allein die Stadt mit der Strenge aber auch Unerfahrenheit seiner Jahre. In seinem Palaste belagert, mit dem Tode bedroht, abgesetzt durch eine Zusammenrottung Aufständischer, tumultuarisch durch Hassan-Ferari-Paschah, einen Mann, der die Sympathie des Volkas hatte, ersetzt, war er ohnmächtig, eine Erhebung zu unterdrücken, die stündlich den einstimmigen Unmuth in eine Revolution verwandeln konnte. Das Volk und die Soldaten riefen vor seinen Augen einen Großvizir, Ahmed-Paschah und einen Mufti, Mohammed-Effendi zum Trotze gegen den Großvizir

und Mufti von Adrianopel aus. Die Thore der Stadt, die auf Befehl dieser Volksregierung geschlossen wurden, untersagten jede Communikation mit Adrianopel.

XX.

Nun fing Mustapha II., dessen Unterhändler von den Stadtthoren zurückgewiesen wurden und sich zurückzogen, ohne Gehör zu erlangen, in Adrianopel zu zittern an. Ein Heer von fünfzigtausend Rebellen, das nach wenigen Tagen von Constantinopel aufbrach, rückte drohend gegen Adrianopel. Als es nach Haßsa, der letzten Station vor dieser Stadt kam, hielt es wie geschreckt durch den Frevel, den es begehen wollte, freiwillig an und schickte Abgeordnete an den Sultan.

„Wir haben uns nicht gegen unsern Padischah erhoben," sagten die Abgeordneten zu Mustapha, „sondern nur gegen die verhaßten Minister, welche die Macht, die er ihnen verleiht, mißbrauchen, um Tausende von Dienern des Glaubens zu decimiren! Man liefere uns die Köpfe des Vizirs und Mufti aus, und wir wollen zum Gehorsam zurückkehren, den wir dem Nachfolger der Khalifen schuldig sind!"

Mustapha II. ließ, nachdem er den Aufstand anschwellen gelassen, weil er hoffte, er würde sich durch sich selber vernichten, zu spät die Armee von Adrianopel, die schon erschüttert war, einen Ausfall machen, um die Rebellen bei Haßsa zu vernichten. Geschah es aus Furcht oder Verachtung vor diesem empörten Pöbel, er zog nicht mit seinen Vertheidigern aus dem Serail. Seine Abwesenheit gab die Armee der Ansteckung des Aufstandes preis. Der Mufti der Empörer trat zwischen die Reihen der Muselmänner, die sich tödlich überfallen wollten, hob den Koran über seinem Haupte empor und richtete an die Soldaten Mustapha's II. folgende Worte:

„Wohin rennt ihr und gegen wen zieht ihr eure Säbel, verirrte Brüder? Sind wir denn nicht von demselben Blute, haben wir nicht die gleiche Religion, leben wir nicht unter den nämlichen Gesetzen? Das Volk hat nicht im sträflichen Sinne des Aufstandes die

Waffen ergriffen; wir wollen nur die Züchtigung der Meineidigen und Treulosen, welche die heiligen Vorschriften des Korans, die wir gleich euch verehren, mit Füßen treten; jeder Widerstand ist ein Verbrechen; werdet nicht ihre Mitschuldigen; Gott und unser heiliger Prophet werden für uns streiten, und sie auch werden euch züchtigen."

Auf diese Anrede vereinigen sich die beiden Linien, die Waffen sinken aus den Händen der Ottomanen, und die beiden Heere, die nun nach ihrer Versöhnung gegen den Hof entrüstet sind, ziehen selbander in Adrianopel ein.

XXI.

Der Großvizir Rami-Paschah und der Mufti Feizullah hatten nicht diesen Einzug der Truppen abgewartet, um, der Eine nach Varna, der Andere auf Umwegen nach Constantinopel zu flüchten. Aber Mustapha II., der voraussah, daß er nur sein eigenes Leben retten könne, wenn er die Köpfe seiner beiden Rathgeber ausliefere, ließ den flüchtigen Mufti durch einige vertraute Bostandjis verfolgen, die ihm wenn nöthig seinen Schlupfwinkel verrathen sollten.

Feizullah wurde auch wirklich durch seine Bostandjis-Bedeckung nach Adrianopel zurückgebracht und bei dem ersten schreienden Verlangen dem Volke und seinen erbitterten Soldaten ausgeliefert; er büßte in langen und grausamen Martern den Tod Daltaban's. Man schlug ihm mit dem Hammer Nägel in die Kniee, trotzdem er furchtbar litt, entdeckte er doch nicht den Ort, wo man glaubte, daß er seine Reichthümer vergraben habe. Seine Leiche wurde in die Hebra vor den Stadtmauern geworfen. Seine Frauen und Kinder, die doch unschuldig an seinen Verbrechen waren, wurden doch dafür mit den Beschimpfungen des Pöbels gestraft.

XXII.

Nun hoffte Mustapha II. die Todesgefahr oder Absetzung, die ihn bedrohten, abzuwenden, indem er das Großvizirs-Siegel an

Doroskan-Paschah, den Vizir und General der Rebellen schickte. Diese verspätete Nachgibigkeit eines Besiegten erwirkte nur das Mitleid seines Volkes; eine Zusammenrottung wie die in der Janitscharen-Moschee zu Constantinopel verlangte ihm den Schatz ab, belieߟ ihm aber das Leben. Mustapha II., der in seinem Palaste noch von den abergläubischen, wenn auch gegen den Stellvertreter Gottes empörten Ottomanen geachtet wurde, konnte sich leicht durch ein in seinem Hause herkömmliches Verbrechen dem Reiche unentbehrlich machen. Sein Bruder Ahmed, der statt ihm zum Sultan ausgerufen wurde, und alle Prinzen seines Blutes waren in seiner Gewalt. Wenn er einige Leichen den Soldaten hinwarf, wurde er unantastbar, denn er war dann der einzige Nachkommen vom Blute Othman's.

Seine Rathgeber wollten ihn dazu verleiten, er wollte aber sein Leben und seine Krone nicht durch ein Verbrechen retten. Er ließ sich die versteckten Gemächer, wo Ahmed gefangen war, öffnen, schloß ihn mit Thränen in seine Arme, verkündigte ihm den Wunsch des Volkes, begrüßte ihn zuerst als Kaiser, führte ihn an der Hand in den Thronsaal, ließ ihn darauf Platz nehmen und warf sich vor ihm in den Staub.

„Erinnert Euch, mein Bruder", sagte er bei der Trennung zu ihm, „daß ich Euch während meiner Regierung am Leben und im Genusse einiger Freiheit beließ; ich bitte Euch, es mit mir ebenso zu halten. Als Sohn und Bruder der Sultane seid Ihr würdig des Thrones; vergesset aber ja nicht, daß Ihr Eure rasche Erhebung Verräthern und Rebellen verdanket, und daß sie, wenn Ihr ihren Frevel unbestraft lasset, auf gleiche Weise mit Euch wie mit mir verfahren werden."

So vermachte der Besiegte dem Sieger die gemeinschaftliche Rache. Nach diesen Worten zog sich Mustapha II. in das alte Serail zurück, wo er seine Jugend verlebt hatte, und wo ihn die bittere Reue über den verlorenen Thron und die Trauer seiner Einsamkeit nach wenigen Monaten dem Grabe zuführte. Ein unsicherer Fürst, durch eine Ueberraschung ausgerufen, abgesetzt im Aufstande, erschienen wie eine heroische Vorsehung beim Verfalle des Reiches, in seiner

Ruhmes-Laufbahn durch den Ungehorsam eines Großvizirs in der Schlacht von Zenta aufgehalten, durch den Undank des Volkes wegen eines glücklichen und unabwendbaren Friedens bestraft, den er dem Reiche durch den Carlowitzer-Vertrag verschafft hatte, stammten sein Muth und seine Tugenden von ihm, seine Unglücksfälle von dem Verhängnisse. Er nimmt einen Platz unter jenen Spielzeugen des Verhängnisses ein, deren Naturbegabung zu Helden berechtigte, und die durch die Verhältnisse geopfert wurden.

Dreißigstes Buch.

I.

Am 23. August 1703 nahm der von der Armee und dem Volke gewählte neue Sultan Achmet III. mehr als Gefangener denn als Kaiser den Weg nach Constantinopel. Er war zwölf Jahre jünger als sein Bruder Mustapha II. Seine Züge waren ebenso schön, aber nicht so männlich; er trug die Blässe der Serailsabgeschiedenheit, doch bereitete ihn die Freiheit, die er durch die Großmuth seines Bruders in den Kiosken genoß, mehr für die Herrschaft vor, als man dies von einem Gefangenen mit neunundzwanzig Jahren erwarten durfte. Eine tiefe Verstellung, die nothwendige Seelenmaske bei einem Fürsten, der Jene bestrafen muß, die ihn durch eine Revolte auf den Thron erheben, war seit Kindheit seine erste Politik. Da er nun von einer sieghaften Empörung umringt war und dem Verbrecher, der ihn krönte, freundlich zulächeln mußte, brütete er schon im Gedanken darauf, wie er seinen Bruder rächen und die Frevel sühnen sollte, durch die er sich gehoben und zugleich bedroht sah.

Der unglückliche Mustapha II., vor Kurzem noch Sultan und jetzt Gefangener folgte ihm in einem Araba, in einem vergitterten Wagen mit seinen Frauen und Kindern und veranlaßte so ein Gefolge von dreißig Wagen. Constantinopel sollte dadurch zwei große Schauspiele erfahren, welche die Wechselfälle der Revolution selten zugleich einem Volke gewähren, den Triumpheinzug eines auf den Thron berufenen und den Trauerzug eines zur ewig Gefangenschaft abgeführten Souverains.

II.

Um die öffentliche Meinung leichter über die wahre Gesinnung zu täuschen, die er gegen die Urheber der Revolution nährte, verschmähte

Achmet der III. alle Diener seines Bruders, umgab sich mit sämmtlichen Führern des Aufstandes, überließ ihnen alle hohen Posten der Monarchie und wollte selbst seine Mutter, die Sultanin Valide nach Retimo entfernen, um sie dafür zu bestrafen, daß sie sich zu willfährig dem verhaßten Feizullah, dem Verderbensrathe ihrer Politik erwiesen hatte. Kaum war er im Palaste eingesetzt, so zettelte er auch schon die lange Reihe von verrätherischen Schlingen und Hinrichtungen an, die er seinem Bruder Mustapha II. zur Rächung der Thronehre versprochen hatte. Der neue Großvizir Ahmed-Paschah unterstützte ihn eifrigst in den geheimen und offenen Hinrichtungen, um seine eigene Vermessenheit durch das Blut seiner Mitschuldigen zu sühnen.

Der Aga der aufständischen Janitscharen, Tschalik-Paschah war das erste Opfer des Grolles Achmet's III. und der Willfährigkeit des Großvizirs. Ein Fest in den Serailsgärten war die Falle für Tschalik. Der Sultan hatte dazu alle Vizire und Paschahs geladen, gab den Bostandjis den heimlichen Befehl unter einem falschen Vorwande ihre Pferde und Stallmeister zu entfernen, die nie die Schwelle der Serailsgartenpforte übertraten. Zu Ende des Festes nähert sich der Großvizir dem Janitscharen-Aga mit einem Kaftan in der Hand, schmückt ihn mit diesem Ehrenkleide und kündigt ihm an, daß der Sultan ihn zum Statthalter von Cypern ernennen wolle. Der erstaunte Aga sieht in dieser Ehre eine Verbannung.

„Was ist denn mein Verbrechen?" ruft er hochfahrend; und ohne die Antwort abzuwarten, eilt er gegen das Gartenthor, um zu Pferde zu steigen, seine Soldaten zu einer weitern Empörung aufzuwiegeln oder vor dem Tode zu flüchten, den er schon auf seinen Fersen ahnt. Als Tschalik-Paschah weder Diener noch Pferde an dem Thore findet, eilt er zu Fuße gegen das Kanonenthor, wirft sich in eine Barke und befiehlt seinen Ruderern, ihn an die asiatische Küste zu setzen; im Augenblicke aber, da die Schiffer die Barke vom Ufer losmachten, zeigen sich ein Kämmerer und die Henker, die den Aga verfolgten, ergreifen ihn, lesen ihm den Fetwa des Mufti vor, der zu seiner Hinrichtung berechtigt, und erdrosseln ihn mit seiner Schwertkuppel. Seine in die Barke geworfene Leiche erfüllt seine Mitschuldigen mit Entsetzen. Der Aga der Spahis, Salih, der Gemahl einer Enkelin

des Drusen-Emirs, welche die Erbin von dessen Schätzen war, ging auf gleiche Weise durch Henkershand zu Grunde. Mit Tagesanbruch sah man stets neue Opfer, die in der Nacht hingeschlachtet wurden.

Der Großvizir wurde, nachdem er die Hand zu so vielen Mordthaten geboten hatte, beiden Partheien gleich verhaßt und fiel dem Sultan zur Last. Der Silihdar kam unerwartet zu ihm und forderte ihm das Siegel ab. Der Großvizir, bestürzt über diesen Befehl, der so oft das Vorspiel des Todes war, konnte mit seinen zitternden Fingern den Schnurknoten nicht lösen, an dem das Siegel auf seiner Brust hing.

„Paschah, mein Bruder," sagte der Silihdar zu ihm, „wenn Du Deine Schätze nicht zu verbergen suchst, so wirst Du leben." Der abgesetzte Großvizir neigte sich zum Ohre des Silihdars und entdeckte ihm mit leiser Stimme den Ort, wo seine Reichthümer verborgen waren. Wegen dieser Entdeckung blieb der abgesetzte Großvizir am Leben und wurde nur nach Lepante verbannt.

III.

Damud-Hassan-Paschah, ein Grieche von Morea, ein Schützling des noch einflußreichen Mufti der Rebellen, empfing das Reichssiegel; er verfolgte auf Anstiften des Sultans die politischen Racheacte, die zeitweilig ausgesetzt wurden, um die Sträflichen in eine falsche Sicherheit einzulullen. Sein erstes Opfer war der Mufti, der ihn zu seinem Verderben erhoben hatte. Unter einem eitlen Vorwande in das Serail gelockt, wurde dieser bevorzugte Parteimann, der sich für unantastbar hielt, von den Tschauschs des Großvizirs ergriffen und in eine Barke geworfen, die gegen Cypern fuhr, welche Insel man für sein Gefängniß bestimmt hatte.

Der Großvizir selber wurde, obgleich er der Gemahl einer Schwester Achmet's III. war, als verbrauchtes Werkzeug der Revolution bald abgesetzt und nach Nicomedia in die Verbannung geschickt. Man ließ ihm in Berücksichtigung seiner Frau ein mit seinem früheren Range im Verhältnisse stehendes Einkommen. Ein Serails-Baltadji, Kalailikoz-Ahmed-Paschah, der Statthalter von Candia geworden war,

wurde von dieser Insel zurückgerufen, um den Vorsitz im Divan zu führen. Kalailikoz war der Sohn eines Zinngießers aus Cäsarea in Cappadocien und bekam von dem mäßigen Range eines Baltadji alle Palastbedienstungen; so hatte er die Gunst der Sultanin Valide, der Mutter der zwei ersten Kaiser, gewonnen. Die Gunst der schönen Cretenserin war seine einzige Berechtigung zur Herrschaft. Er hieß in der Menge verächtlich Kalailikoz, nämlich Zinngießerscheibe, womit man auf sein früheres Handwerk anspielte, und machte sich nur durch den Luxus, Prunk und die Eitelkeit eines Emporkömmlings bemerkbar. Nachdem er im Verlaufe von drei Monaten dreimal das Costum und den Turban des Großvizirs gewechselt und lächerliche Erlässe über die Form und Farbe der Pantoffeln gegeben hatte, verfiel er wieder in Vergessenheit.

Ein anderer früherer Holzträger im Serail, der Baltadji Mohammed ersetzte ihn. Bei ihm zeigte sich wenigstens Geschick zur Intrigue, wenn auch kein anderes Talent. Er bezeichnete seine Erhebung durch den Mord Hassan-Paschah's, des einstigen Urhebers der Janitscharen-Empörung, dessen ungestraftes Ausgehen der Sultanin Mutter und ihrem Sohne schon lästig war. Achmet der III., der durch diese dienstwillige Sättigung seines Grolles befriedigt war und von ihm nichts Anderes als Fehler erwartete, jagte ihn wie seinen Vorgänger fort und verbannte ihn auf die Insel Chios, von wo er als Statthalter nach Erzerum kam.

Ein Barbier, der Sohn eines Bauers aus Tschorli in Asien, der unter dem Namen Ali von Tschorli Paschah geworden war, erbte das Siegel. Nachdem er das Babierbecken mit dem Säbel vertauschte, hatte er sich durch seinen Muth von Stufe zu Stufe bis zur Statthalterei von Arabien, das er durch seine Thaten besiegte nnd friedlich machte, emporgebracht. Sein einziger Fehler bestand darin, daß er die Hofsitten nicht kannte. Eine durch ihn vereitelte Verschwörung der Janitscharen verschaffte ihm das Vertrauen des Sultans.

Diese Soldaten, die erstaunt und erschüttert waren, daß eine so große Anzahl ihrer Cameraden, die ehedem an der Spitze der Bewegung standen, nacheinander während der Nacht in den Meereswogen verschwunden, schworen den Tod Achmet's III. Sie wollten die

häufigen Ausflüge benutzen, die der Sultan machte, um ganze Tage mit seinen Frauen und Kindern in den verschiedenen Gärten an den Ufern des Bosphorus hinzubringen, und sich auf dem Fleischmarkte zusammenrotten, die Ulemas in die benachbarte Moschee berufen und über die Absetzung des Padischah berathschlagen. Die Verschwornen hatten sich schon auf dem Fleischmarkte versammelt, als Ali von Tschorli, der Achmet III. von seinem Lustorte zurückberief und die Gartenwachen und anhänglichen Truppen schaarte, gegen die Sträflichen auszog und sie während ihrer verbrecherischen That vernichtete.

IV.

Religiöse Zerwürfnisse zwischen den eifersüchtigen christlichen Secten, die sich um die Gunst des Großvizirs stritten und seine Verfolgungswuth gegen ihre Feinde aufstachelten, beunruhigten die Verwaltung Ali's von Tschorli. Der französische Gesandte Herr von Ferreol hatte auf Anstiften der Jesuiten von Constantinopel, die dem griechischen Patriarchen Avedick aufsässig waren, weil er sich gegen den früheren Schutz dieses Ordens undankbar bewies und ihn verfolgte, da er ihm doch sein Emporkommen zu danken hatte, diesen Patriarchen durch einen kühnen Handstreich aufgreifen lassen, brachte ihn an Bord eines französischen Fahrzeuges und schickte ihn nach Marseille. Der Patriarch, der durch die Minister des französischen Königs Ludwig XIV. erst in den Kerkern des Schlosses If und dann in andern Gefängnissen des Königreiches gefangen gehalten wurde, kam nicht wieder zum Vorschein. Seine heimliche Entführung, seine geheime Haft und die Vorsichtsmaßregeln der französischen Regierung, um diesen Frevel vor den Divan zu bemänteln, erscheinen uns der thatsächliche Grund der räthselhaften Fabel von dem Manne mit der eisernen Maske, eines namenlosen Räthsels, mit dem man eine aller Authenticität entbehrende unwahrscheinliche Geschichte aufputzt.

Der Divan erwiderte diese beleidigende Entführung des Oberhauptes der griechischen Religionsgenossenschaft durch Repressalien gegen die Jesuiten, die Günstlinge der französischen Gesandten. Einige katholische Armenier von Constantinopel, die sich im gemein-

schaftlichen Hasse gegen die griechischen Schismatiker mit den Jesuiten verbanden, wurden durch die Tschauschs des Großvizirs in Fesseln geworfen und eingekerkert. Ihr katholischer Patriarch Sari wurde mit sechs seiner Religionsgenossen auf den Hinrichtungsplatz geführt. Der Patriarch der schismatischen Armenier, Ther Joannes war bei der Hinrichtung zugegen. Sechs von den Verurtheilten schworen in Anwesenheit des Großvizirs und der Henker ihren Glauben ab, um ihr Leben zu retten; der Siebente, der armenische Priester Comidas unterwarf sich freudig dem Martyrium.

„Weißt Du denn nicht", fragte ihn der Patriarch Joannes, daß dein Ungehorsam gegen die Befehle des Sultans Dich zum Rebellen macht und dem Tode preisgibt?"

„Ich weiß es", erwiederte Comidas, „ich räume aber keiner zeitlichen Macht das Recht ein, die Entscheidung zu treffen, welche von zwei Riten der Gott wohlgefälligste sei. Und Du Vizir," fügte er hinzu, sich zu Ali wendend, „glaubst Du denn, daß Dir der Sultan mit dem Siegel und Richtschwerte des Staates die Unfehlbarkeit des Urtheils zwischen zwei Gottesverehrungen, die überdies Deinem Glaubensbekenntniße fremd sind, überantwortet hat?

„Ich halte die Eine wie die Andere für gleich schlecht," erwiderte Ali, „und ich verdamme Dich nicht als Schismatiker, sondern als Rebellen zum Tode; endlich weiß Gott allein das Beste, und Dein Blut wird auf Deine Ankläger zurückfallen, wenn sie sich in Wahrheit als Sträfliche geberdet haben."

„Amen! Amen! so sei es denn!" erwiederte der Patriarch Ther Joannes, „Dein Blut falle auf die Jesuiten, die Dich und viele Glieder unsrer armenischen Kirche verführt haben."

Sofort gab der Großvizir Befehl, dem kühnen Vertheidiger seines Glaubens und zwei Anderen, die durch sein Beispiel ermuthigt mit ihm den Martyrertod sterben wollten, den Kopf abzuhauen. Sie wurden hinter den Palast des Großvizirs geführt; hier ermahnte Comidas seine zwei Gefährten, muthig den Todesstreich hinzunehmen. dann kniete er nieder, verrichtete ein kurzes Gebet und bot sein Haupt dem Henker, der, nachdem er es mit einem einzigen Streiche vom Rumpfe getrennt hatte, zwischen die Beine des Leichnahms, den er

mit dem Bauche auf den Boden legte, steckte. Drei Tage später bat die sechzehnjährige Tochter des Comidas um die sterblichen Ueberreste ihres Vaters, die ihr überlassen wurden, und sie ließ sie auf dem Friedhofe von Balikli an jener Stelle, wo einst der berühmte Quellen-Palast der byzantinischen Kaiser stand, beisetzen. Von da an wurde sein Grab stets häufig von den armenischen Pilgern des katholischen Ritus besucht.

„So waren", sagte der katholische Geschichtsschreiber Hammer, „die erste Verfolgung, welche die katholischen Armenier vom ottomanischen Reiche zu erleiden hatten, und die Unterdrückung der ersten armenischen Druckerei zu Constantinopel, das Werk der Jesuiten, denen man gleichfalls die Entführung des armenischen nicht katholischen Patriarchen, den Glaubensabfall der orthodoxen Armenier, ihre Bekehrung zum Islamismus, das Martyrium des Comidas und seiner zwei Unglücksgefährten anrechnen muß. Wie diese Letzteren starb auch der Patriarch Avedick als Märtyrer seines Glaubens in dem Gefängnisse, wo er auf ewig festgehalten wurde."

Die Grausamkeit und Schmach dieser gemarterten Gewissen, die zu jener Zeit bei den Orientalen und den Völkern des Occidents aufrecht waren, und wozu der französische und spanische König selber den Ottomanen das Beispiel gaben, fällt mit dem Blute des Comidas dem Fanatismus aller Secten zur Last.

V.

Die Jugend und geistige Energie Ali's von Tschorli flößten seiner Regierung eine seit den Kiuperlis im Divan ungewohnte Thatkraft ein. Der Sultan gab ihm zum Lohne seines Eifers die Sultanin Emineh, die Tochter seines Bruders, des unglücklichen Mustapha II. zur Gemahlin. Er vermählte seine andere Nichte, die Sultanin Kadidje mit dem jungen Sohne des tüchtigen Kiuperli, der in Ungarn auf dem Schlachtfelde gefallen war.

„Das Brautgeschenk des Barbiers, des Sohnes eines mesopotanischen Bauers enthielt", sagt der türkische gleichzeitige Geschichtschreiber Raschid, „ein Diadem, eine Halskette, Armspangen, einen

Ring, einen Gürtel, Ohrgehänge und Gelenkspangen für Arme und Füsse; diese sieben sphärisch geformten und mit Diamanten geschmückten Gegenstände werden von den Orientalen als die siebenfache Sphäre des Weibes betrachtet. Diese Geschenke bestanden außerdem in einem mit Edelsteinen ausgelegten Spiegel, einem mit Diamanten gestickten Schleier, in mit Perlen gestickten Pantoffeln und Sandalen, goldenen und mit Juwelen besetzten Stelzen für das Bad, zweitausend Dukaten und vierzig Tellern voll Zuckerwerk.

Nach der Hochzeit seiner beiden Nichten dachte der Sultan auch an die Verlobung seiner Tochter Fatima. die erst vier Jahre alt war. Fruchtlos versuchte Ali-Paschah dem Sultan abzurathen, die Hand der jungen Prinzessin dem Silihdar-Paschah, seinem getreuen Günstling zu geben; sie wurde mit Letzterem verlobt und brachte ihm eine Mitgift von vierzigtausend Dukaten zu; außerdem fügte der Sultan zu den Krongütern, die er schon besaß, noch die Einkünfte der Insel Cypern hinzu. Die Verlobung wurde mit außergewöhnlicher Pracht begangen (16. Mai 1709), da der Sultan an solchen Festlichkeiten große Freude fand. Deßhalb hatte er auch einige Monate früher anbefohlen, daß die Hauptstadt durch drei Tage beleuchtet werde, um die Geburt des Prinzen Murad (15. Jänner 1708), den er von einer kroatischen Sklavin hatte, zu feiern; drei Tage später gebar ihm eine russische Sklavin Zwillingschwestern; doch die Geburt der letzteren ging unbeachtet vorüber und wurde durch kein öffentliches Fest begangen.

Außer den zwei Beiramfesten und denen der Geburt des Prinzen, der Ausstellung des Mantels des Profeten und des Abzuges der Pilger-Caravanen nach Mekka, feierte man unter der Regierung Achmet's III. zum ersten Male das Frühlingsfest; die Tulpenbeete, die in dem sogenannten Buchsgarten im Serail liegen, waren mit farbigen Gläsern beleuchtet."

Wir werden später dies Blumenfest beschreiben, bei dem die Gartenparterre des Bosphorus durch durchsichtige Tulpenrosen von selber im Schimmer der Vegetation des Orients zu leuchten scheinen.

VI.

Um dieselbe Zeit überbrachten die Corsaren von Algier dem Sultan die Schlüssel von Oran, einer Eroberung ihrer Waffen. Der Kaiser von Marokko, Mulei-Hassan, der von seinem Reiche die vereinigten Geschwader von Constantinopel und den Barbaresken-Mächten entfernen wollte, schickte Gesandte an Achmet III.

„Diese Gesandten," melden die Jahrbücher, „brachten als Huldigung mit sich einen jungen Sohn Mahomet's IV., des Vaters Achmet's, den seine Mutter, eine Harems-Odaliske, während einer Seefahrt auf ihrer Reise nach Mekka zur Welt gebracht hatte. Ein Sturm hatte die Odaliske und ihr Kind an die Küste von Marokko geworfen. Der Hof von Marokko hatte es als Prinzen erziehen lassen, weil es vielleicht einmal für den Thron der Muselmänner bestimmt war. Der junge Sohn der Odaliske wurde zum Empfange bei seiner Ausschiffung auf Chio eingekerkert; der Gesandte wurde mit Schimpf nach Marokko zurückgeschickt. Er verdankte seine Rettung nur dem Grundsatze des öffentlichen ottomanischen Rechtes, das lautet: Die Gesandten dürfen nicht beschimpft werden.

Mulei-Hassan, beleidigt durch diese Gebarung, richtete an den Sultan einen zweiten Brief, der in weniger unterwürfigen Ausdrücken abgefaßt war und damit schloß, der Pforte den Beweis der Legitimität des Fürsten durch authentische Rechtstitel liefern zu wollen. Dieser Brief beschleunigte nur dessen Hinrichtung, und die Pforte erklärte in ihrer Antwort an den Beherrscher von Fez: „daß die erhabenen Abkommen Othman's unzugänglich für derlei Insinuationen wären; daß die Söhne der Sultane nicht wie die anderer Fürsten in der Welt herumvagirten, und daß der Ruf von dem Dasein eines legitimen Fürsten keine andere Basis, als die Träume einer fieberhaften Fantasie oder müssiger Gespräche habe."

Der Kopf des Sohnes Mohamet's IV. wurde an die Schwelle des Serail-Thores mit einem Zettel geworfen, der das Opfer der Majestätsbeleidigung anklagte, weil es die Anmassung hatte, mit dem Sultan verwandt zu sein. „Als wenn", sagten diese Zeilen, „seine

Mutter, die schwangere Sklavin Mohamet's IV., während ihrer Pilgerfahrt nach Mekka, gefangen genommen worden wäre."

VII.

Aber diese Feste, Hinrichtungen und Ministerwechsel wurden fast plötzlich durch die Erscheinung eines bisher unbekannten Volkes auf dem europeischen Schauplatze unterbrochen, auf dem nun schon das Genie eines Mannes einen düstern Glanz im Norden für die Ottomanen zu verbreiten begann. Dies Volk war das russische Volk, dieser Mann war der Czar Peter I.

Ein anscheinlich ungleicher Kampf zwischen einem schwachen nordischen Staate, Schweden und dem kolossalen aber noch nicht berühmten moskowitischen Reiche war die zufällige Ursache dieses Zusammenstosses zwischen zwei Stämmen, von denen Einer gegen den andern durch zwei Jahrhunderte erbittert sein sollte, bis er sich auf den Orient warf, der zweimal durch die Tartaren erobert war, bis zuletzt der Westen, der für seine eigene Unabhängigkeit besorgt war, Rußland seine Beute streitig machte und das Gleichgewicht der Völker auf dem Erdballe wiederherstellte.

Verlassen wir einen Augenblick die Gestade des mittelländischen- und wenden wir uns an die Küsten der nordischen Meere.

VIII.

Die Schweden, eine beschränkte aber heroische Nation, hatten unter ihrem noch regierenden Könige Carl XII. jene unverhältnißmässige Kraft und Ruhmesentfaltung, welche die Vorsehung allen, und selbst den unbedeutendsten Völkern nacheinander als Mannespoche der Stämme, welche eine Nation wie den Jüngling zum Zenith ihrer Ausbildung hebt, vorzubehalten scheint.

Carl XII., Einer jener Charactere, bei denen Raserei und Heroismus sich paralisiren, so daß man nicht weiß, ob man sie bewundern oder bemitleiden soll, war ein König, dessen unmässiger Ehrgeiz keinem Verhältnisse mit seinem kleinen Königreiche stand; er war

gleichsam ein zu großes Standbild für sein Piedestal und richtete Schweden zu Grunde, indem er die Aufmerksamkeit der Welt darauf lenkte. Sieger mit achttausend Soldaten über achtzigtausend Russen, der Schrecken der Dänen, der Bändiger der Polen, in deren Republik er Einen seiner Clienten auf den Thron setzen wollte, endlich bei Pultawa durch die Russen besiegt und genöthigt, um ein Asyl und um Waffen in Bessarabien zu betteln, behelligte er nun den Divan, für ihn eine Kriegserklärung den Russen zu machen.

Die Russen gaben noch nicht zu Feindseligkeiten Anlaß, sie suchten sie vielmehr zu verhindern; sie baten durch Gesandte, die sie nach Constantinopel schickten, um eine mehrjährige Verlängerung des zweijährigen Waffenstillstandes, den sie auf dem Carlowitzer-Congresse mit der Türkei gezeichnet hatten. Aber die Don-Kosaken, ihre Vorhut an den Ufern des schwarzen Meeres, und die Krim-Tartaren, die getreuen Bundesgenossen der Ottomanen, unterließen nicht, durch wechselseitige Conflicte, die sie zwischen den beiden großen Nationen, die sie trennten, herbeiführten, stets Beschwerden anzuregen, aus denen jeden Augenblick der Krieg resultiren konnte.

Er wurde noch heftiger durch den wilden, treulosen und abenteuerlichen Geist eines Polen geschürt, den die Rache verbannte, die Verbannung unter dem Titel eines Kosaken-Hetmanns zum König gemacht, und der Ehrgeiz als mächtigen Aufwiegler des Nordens herausgestellt hatte. Wir sprechen hier von Mazeppa. Sein Schicksal hat jenes geheimnißvolle, düstere und fast märchenhafte Gepräge von Helden primitiver Völker, die ihre Führer vom Zufall, durch den Aberglauben oder von beiden zugleich überkommen.

IX.

Mazeppa, ein junger polnischer Edelmann, Page im Dienste des Königs Johann Casimir von Polen, ebenso wegen seiner Schönheit und Körperkraft, als wegen seiner Geistesbildung gepriesen, flößte der Gemahlin eines Edelmanns in Podolien eine sträfliche Leidenschaft ein. Vom Gemahl bei einem flüchtigen Stelldichein mit seiner Geliebten ertappt, sollte er auf eine grausame Weise zu Grunde gehen,

wie sie nur in einem Tartarenlande von der Rache eines beleidigten Ehemannes ausgesonnen werden konnte. Er wurde mit Stricken auf die Croupe eines wilden ungebändigten Rosses gebunden, dessen rasenden Lauf noch seine niederhangenden Füsse steigerten, und so wurde er durch mehre Tage und Nächte über Steppen und Flüsse, bis in die Ukraine, die Heimat des Pferdes und das Land der Kosaken geschleppt.

Der Zufall und seine Kraft ließen ihn diese Marter überleben, und als sein Renner endlich athemlos und erschöpft inmitten einer Hirtenschaar niederstürzte, sahen diese abergläubischen Hirten in dem Verbannten, der so wunderbar dem Tode entronnen war, ein überirdisches Wesen, das ihnen der Himmel als providentiellen Herrscher gesendet hätte. Sie banden ihn vom Pferde los, trugen ihn ohnmächtig in ihr Zelt, gaben ihm Stutenmilch zu trinken, brachten ihn wieder zum Leben und hatten vor ihm Achtung und Unterwürfigkeit, die überirdische Dinge einflößen. Dieser Zauber, der Mazeppa bei seiner Erscheinung unter den Kosaken umgab, steigerte und verbreitete sich von Horde zu Horde wegen seiner Schönheit, seines Muthes und der Ueberlegenheit seiner Bildung über diese Barbaren; er kam in den Dienst des Kosaken-Hetmans Samoliowitz und wurde als am Meisten würdig der Herrschaft über die ganze Nation gehalten, als der alte Hetman, den man nach einem verunglückten Kriege gegen die Tartaren des Thrones entsetzte, spurlos verschwand.

Mazeppa, der mit dem Heroismus auch die Politik verband, suchte sich in der Gunst des Czaren Peter des Großen, der das russische Reich an sich riß, einen mächtigen Verbündeten gegen die Tartaren, Polen und Türken zu verschaffen. Von dem Czaren zum Entgelte zum souverainen Fürsten der Ukraine, wo das Pferd unter dem Geächteten zusammenschlug, ernannt, hob er eine Armee von sechzigtausend kosakischen Reitern aus, welche den Russen als Vorhut und fliegendes Corps bei der Expedition gegen Azof dienten. Rasch, wankelmüthig wie sein eigenes Glück, und undankbar wie der Ehrgeiz, verband er sich mit Carl XII., König von Schweden, dem Feinde des Czaren, als der Sieg in Carl XII. den glücklichen Triumphator über die Russen zu bezeichnen schien. Enttäuscht durch die entscheidende Nieder-

lage der Schweden bei Pultawa, heuchelte einen feurigen aber falschen Eifer für den Hof von Moskau, verleumdete seine Unterthanen bei dem Czaren und diesen bei Jenen, verstrickte sich wie alle Verräther in seinen eigenen Intriguen, wurde von den Russen der Treulosigkeit und von seinen Kosaken des Verrathes bezüchtigt, flüchtete ehrlos und ohne Szepter nach Bender in Beßarabien und fand, nachdem er in drei Ländern sein falsches Spiel verloren hatte, nur auf ottomanischem Gebiete ein Asyl, um dort zu sterben.

So war Mazeppa, der fahrende Held der Poeten, dessen Qualen und Glücksfälle Byron in einer Dichtung besang, er war ein Mann, in dem die Geschichte nur einen Unruhestifter, einen ewigen Ueberläufer und treulosen Abenteurer sehen kann.

X.

Dieser Pole, der sich nun an die Türken verkaufte, nachdem er es schon an die Russen, Schweden und Tartaren war, hatte heimlich den Tartaren-Khan aufgemuntert, die Truppen des Czaren bei Azof anzugreifen. Der Großvizir Ali von Tschorli hoffte am Schlachttage zwei mächtige Hilfsgenossen in Mazeppa und Carl XII., den er großmüthig zu Bender aufnahm, zu finden.

„Ich werde Euren König mit der Einen- und meinen Säbel mit der anderen Hand", sagte er zu dem polnischen Gesandten, Poniatowski, „und Carl XII. selber nach Moskau mit zweihunderttausend Mann führen."

Der Tod Mazeppa's zu Bender, dem gemeinschaftlichen Asyl des schwedischen Königs und des heimatlosen Kosaken-Hetmans, verzögerte noch den Feuereifer des Großvizirs. Die Ränke und Kniffe des intriguanten Poniatowski zu Constantinopel und sein Einverständniß mit der Sultanin Valide, mit dem jungen Kislar-Aga, dem allmächtigen Günstling Achmet's III. und mit dem Janitscharen-Aga bereiteten den Sturz Ali's von Tschorli vor.

Ein Grieche, der von Poniatowski bezahlt wurde, um vor dem Fürsten das verzweifelte Abzeichen derjenigen aufzustecken, die den Sultanen verworfene Bittschriften zu unterbreiten hätten, trat ihm

an einem Freitage in dem Augenblicke in den Weg, als er sich in die Moschee begab. Der Bittsteller schwang ober seinem Haupte eine flammende Strohmatte als Symbol der irdischen Vorwürfe, die feurig gegen Himmel emporschlagen. Der Sultan stand still, um die Bittschrift hinzunehmen. Es war dies eine kühne Anklage gegen die Politik des Großvizirs; der Sultan nahm sie, las und theilte sie seinem Günstling Ali-Kumurdji, der Silihdar-Aga geworden war, mit. Das hieß den Haß und Neid über die Verleumdung ausforschen.

XI.

Damad-Ali-Kumurdji, der Köhler, hatte über seinen Gebieter dieselbe absolute Herrschaft, wie einst der Hirte von Magnesia über Soliman den Großen errungen hatte. Der Sultan traf ihn auf einer Jagd in einem dichten Walde, wo sein Vater Aeste verbrannte, um Kohlen zu gewinnen, die er auf den Markt von Constantinopel verführte, die wunderbare Schönheit des jungen Ali fesselte die Aufmerksamkeit Achmet's **III.** und er war entzückt durch die geistreiche Naivität seiner Antworten. Eingereiht und erzogen unter den Icoglans, den Serailspagen, hatte sich Kumurdji, der stets bei dem Namen genannt wurde, der an die niedere Beschäftigung seiner Kindheit erinnerte, immer mehr in der Gunst des Sultans festgesetzt. Geschützt durch die Sultanin Valide, mit Schonung von den Ministern behandelt, frühzeitig auf den Vertrauensposten eines Silihdars erhoben, hatte Ali-Kumurdji, der noch zu jung war, um selber auf die Großvizirs-Stelle Anspruch machen zu können, seine Lust, fast nach Willkür die Minister in der Gunst oder durch die Ungnade seines Gebieters zu heben oder zu Grunde zu richten. Die Lectüre der mit der Flammenmatte über dem Kopfe von dem Griechen, Poniatowski's Werkzeuge überreichten Bittschrift und die Einflüsterungen des Günstlings entfachten den Zorn Achmet's **III.** Er ließ den Großvizir berufen, um ihm das Siegel abzunehmen.

XII.

Die Ungerechtigkeit der Vorwürfe Einerseits und anderseits die Würde und Unschuld, steigerten die Unterredung zu einer solchen Heftigkeit, daß der Sultan, der dies würdevolle Auftreten für Unverschämtheit nahm, den Säbel aus der Scheide zog, um Ali den Kopf abzuschlagen.

„Ihr könnt mich tödten und könnt über mein Leben schalten und walten," sagte der Greis stolz zu ihm; „es gehört seit Langem mehr Euch als mir selber; ich habe Euch nicht allein mein Leben geweiht, ich habe noch mehr gethan, ich habe mich dem Hasse Eurer Feinde und Unterthanen ausgesetzt, um Euch zu dienen. Strafet mich, wenn Ihr es wagt, und gebet so meinen Nachfolgern die Lehre, welchen Gewinn man durch eine Aufopferung für seinen Herrn erntet."

XIII.

Achmet bereute entweder die That, die er verüben wollte, oder fürchtete die Unzufriedenheit der Heere, deren Achtung und Vertrauen der alte Soldat besaß, er warf seinen Säbel weit von sich und beschränkte sich darauf, den Großvizir auf die köstliche Insel Lesbos zu verbannen.

Der vierte Kiuperli, ein Enkel des Eroberers von Candia, der noch in der Blüthe seiner Jugend stand aber schon eine politische Reife vermöge jener in seiner Familie erblichen Tüchtigkeit hatte, wurde, um dem Silihdar den Weg zu bahnen oder aus Gefälligkeit für die Sultanin Mutter, zur höchsten Staatswürde erhoben. Schon von vorneherein durch den gewandten Poniatowski verführt, ein Bewunderer des Heldenmuthes Carl's **XII.**, überzeugt, daß die Russen unter falschen Religionsvorwänden mit der griechischen Bevölkerung von Morea und Macedonien unter der Decke spielten, daß sie Emissäre unter den Montenegrinern hatten und politische Propaganda selbst in den Klöstern des Berges Athos, dieser befestigten Thebais der

griechischen Mönche, machten, ergriffen endlich von einer düsteren Ahnung beim Anblicke einer auf Befehl der Russen in Holland geschlagenen und in Griechenland verbreiteten Medaille, welche die Rundschrift: Peter I. Kaiser der Russen und der Griechen trug, zögerte Achmet III. und sein junger Vizir nicht länger, durch einen offenen- dem geheimen Kriege, auf den die Russen unter der Maske von Unterhandlungen dachten, vorzubeugen.

Ein russisches Geschwader, das aus der Dnistermündung ausfuhr, entfaltete plötzlich seine Flagge auf dem schwarzen Meere, diesem ottomanischen See, überwältigte unverhofft die Batterieen von Europa und Asien, die den Bosphorus sperren, ging gegenüber dem Serail, unter den Fenstern und im Gartenbereiche Achmet's vor Anker.

„Ist denn der Czar wahnsinnig?" fragte Achmet den Großvizir. „Träumt dieser neue Alexander von der Eroberung des Weltalls? Züchtigt sofort diesen Tschausch."

Er befahl Kiuperli, durch dringliche aber unbillige Fiskal-Maßregeln, die Leere des Staatsschatzes zu füllen, der erst jüngst durch Ali einen Zuschuß erhalten hatte, nun aber schon durch die Verschwendung des Silidhars und der Sultanin Valide erschöpft war. Kiuperli weigerte sich, eine solche Zwangsteuer dem Volke aufzuerlegen, wurde abgesetzt und nach Negrepont verwiesen.

Mohammed-Baltadji, der sich den Leidenschaften des Serails gefügiger erwies, übernahm wieder das Siegel, füllte den Schatz, schaarte in wenig Wochen zweihunderttausend Mann in dem Thalbecken von Adrianopel und ging am 1. April 1711 ab, um den Oberbefehl zu übernehmen. „Eure Hoheit wolle sich errinnern," sagte er zu Achmet III., als er von seinem Gebieter Abschied nahm, „daß man mich dazu erzog, um Holz mit der Axt zu spalten, und nicht, um mit dem Säbel zu kämpfen; ich will es versuchen, als treu ergebener Knecht dem Reiche zu dienen; wenn ich aber unterliege, so machet mich nicht für die Niederlage verantwortlich."

XIV.

Die Moldau war der Schauplatz des Feldzuges, der sich nun eröffnete; der Tartaren-Khan lagerte dort schon mit hunderttausend Reitern und erwartete den Großvizir. Der Khan, unzufrieden mit dem Griechen Maurocordato, dem Fürsten dieser Provinz, ließ statt seiner den Fürsten Cantimir ernennen, der bald das Vertrauen der Türken täuschte und sich in ein treuloses Einverständniß mit den Russen einließ. Der Fürst Brancovan im Gegentheile, der die Walachei beherrschte, trug offene Ergebenheit für die Russen zur Schau und täuschte sie zu Gunsten der Türken: ein doppelter Verrath, der selten bei den gefährlichen Dienern der ottomanischen Pforte war, die sich beständig für ihre Knechtschaft durch Intriguen schadlos hielten.

Aber schon schob der Czar, der mit hunderttausend in den schwedischen Kriegen geschulten Russen in das Land der Kosaken vorrückte, in die Moldau seinen besten General, den Fürsten Scheremetof mit fünfundzwanzigtausend und nach Bessarabien mit zehntausend Mann vor. Die Ufer des Pruth, der nun schon so lange die Bestimmung hatte, seine Wellen mit dem Blute der Ottomanen und Russen zu färben, sahen zum ersten Male die Lager von zwei Stämmen, die sich von beiden Seiten maßen und auf einen Zusammenstoß dachten. Das Glück des Czaren schien im ersten Augenblicke vor der Masse, Majestät und dem seit langer Zeit erprobten Glücke der Söhne Othman's zu wanken. Der Czar wich in seiner Stellung in Waldungen, deren Tiefe und Pfade er nicht kannte, vor der zahllosen Armee des Großvizirs zurück, wagte nicht ganz und gar zu seiner Rettung die Flucht zu ergreifen, wollte auch nicht wie ein Verzweifelter um den Ruhm kämpfen, lagerten furchtsam auf einem entblößten und dürren Terrain, und hatte nicht einmal die Communikation mit dem Pruth erhalten, um seine Soldaten und Pferde zu tränken.

Dreihunderttausend Türken, Walachen, Tartaren und Moldauer setzten vor seinen Augen ungehindert über den Fluß, entfalteten

ihre mächtigen Flügel im Halbmand um den Wald, auf den er seinen Rückzug basirte, und schlossen ihn in seinen eigenen Verschanzungen ein. Ohne nur gekämpft zu haben, hatte der Holzhauer schon den Czar, die Armee und das Reich der Moskowiter in seiner Gewalt. Ein Weib rettete Rußland.

XV.

Unterbrechen wir hier für einen Augenblick die Erzählung dieses ersten Feldzuges zwischen den Russen und Ottomanen, um den Leser mit dem neuen Volke und Czaren bekannt zu machen, dessen Zukunft im Lager von Tremba, das von damals das unglückliche Thal hieß, in der Nähe der Pruthufer, noch in unsicherer Schwebe war, und um zu betrachten, an welche wunderbare Zufälle die Vorsehung zuweilen das Geschick von Reichen knüpft.

Ein bisher entstelltes und in einer Handschriften-Sammlung vergrabenes Document, ein unausgebeuteter Schatz, der endlich vollends von Herrn Theophile Hallez entdeckt wurde, wirft auf Czar Peter, Katherina, seine Maitresse, später seine Frau und auf die Ereignisse im unglücklichen Thale ein so grelles und helles Licht, daß der Geschichtsschreiber hier dem Annalisten das Feld räumen muß, und daß die Bekenntnisse des Augenzeugen über diese Ereignisse mehr Wichtigkeit als die Vermuthungen des Philosophen haben müssen. Wir sprechen von den Manuscripten des Herrn von Villebois, eines französischen Edelmannes, der durch eine Verkettung von Abenteuern, wie sie in jener Zeit ganz natürlich waren, der Vertraute Peter's des Großen und Befehlshaber seiner Geschwader wurde. Das Interesse dieses Documentes, von dem wir anziehen wollen, was unsere Erzählung berührt, beginnt mit dem Gemetzel der Strelitzen, diesen wilden moskowitischen Janitschaaren, welche die Herrschaft ihren Gebietern verschafften und entzogen.

Man kennt hinreichend die bisherigen Schicksalsfälle Peter's des Großen. Ein Abkömmling der preußischen Familie der Romanof, die in der Person des Michael Romanof, des Sohnes eines Erzbischofs

von Rostow und einer Nonne, im Jahre 1613 auf den Thron kam; er selber ein Sohn zweiter Ehe des Czaren Alexis, nach dem blöden Iwan, seinem Bruder, zum Range des Czarren erhoben, doch beneidet, verfolgt und gefährdet durch seine Schwester, die Prinzessin Sophie, die factisch im Namen Iwan's herrschte; bei den Truppen wegen seiner äußeren Erscheinung, seines Verstandes und frühreifen Muthes beliebt, mit siebenzehn Jahren auf den Thron durch einen Palast-Aufstand gehoben, der Sophie für immer in den Kerker des Kremlin warf; nach dem Ritus der Czaren an jenes der Mädchen seines Adels vermählt, das diese nach der Schönheit bei einer Brautschau der adligen Jungfrauen wählten; der Verfolger dieser ersten Gemahlin Eudoxia, die allen wilden Lastern, der Trunkenheit, Ausschweifung, Grausamkeit ergeben, aber mit einem Genie begabt war, das alle diese Laster in ihr zum Durchbruch brachte, war Peter, der mit Recht der Große genannt wurde, fest entschlossen, aus dieser ungeheuren Horde ein Volk zu machen.

Das russische Volk, das in Allem seinem Gründer glich, war es werth, dem Czaren diesen Gedanken aufzudringen. Dieser slavische Stamm, dessen Ursprung sich auf seinem Wege von der Tartarei gegen die Ostsee, von dieser gegen das moskowitische Gebiet und von da gegen den Orient verliert, um seine Heimat wieder aufzusuchen; tiefinnerlich barbarisch, an der Außenseite geglättet, seinem Charakter nach dem griechischen ähnlich, was seine Cultur betrifft, abergläubisch, kosmopolitisch in seinen Sitten und Gebräuchen, begabt mit einem kriegerischen Muthe, unermeßlich zahlreich, sclavisch in seinen Wüsten, disciplinirt in seinen Lagern, zu Empörungen an seinen Höfen aufgelegt, schien in sich die Verderbtheit aller abgelebten- und alle Vorzüge primitiver Stämme zu vereinigen. Mit einem solchen Volke als Werkzeug konnte man es in zwei Jahrhunderten jeder Civilisation Europas durch seine Staatsmänner und Aristokraten gleichthun oder sie mit einer Sündfluth von durch Leibeigene disciplinirten Barbaren überschwemmen.

Das Schicksal der westlichen oder östlichen Welt hing von der Strömung gegen Osten oder Westen ab, zu der das Genie Peter's des Großen diesen mächtigen Stamm drängte. Carl XII., der ihn im

Norden herausforderte, bestimmte seine Bahnrichtung gegen die Ostsee. Zorn und Eitelkeit rissen den Gründer Rußlands dahin, sich in Finnland auszubreiten, sich in einer unsichern Hauptstadt am Meere festzusetzen und an Gesittung, Politik, Marine und Heereswesen mit den Westmächten zu rivalisiren, mit denen in Berührung zu kommen, dem Stolze des Emporkömmlings in der Civilisation schmeichelte.

Das war der Fehler Peter's des Großen, das Unglück des Occidents und wahrscheinlich auch das der Russen. Da ihre natürliche Strömung gehemmt ward, so wendeten sie sich gegen den Westen, der sie durch Jahrhunderte zurückdämmen konnte; er sperrte sie in ihren eisigen Wüsteneien ab, anstatt sie dem natürlichen Hange der klimatischen Verhältnisse folgen zu lassen, welche sie mit geringern Hindernissen und mehr Analogie nach dem Oriente hinlockten.

Nachdem wir nun den großen Fehler Peter's des Großen ins Auge gefaßt haben, kommen wir auf die Erzählung seiner ersten Lebensjahre, seines Feldzuges in Beßarabien und das Wunder seiner Rettung für Rußland zurück.

XVI.

Nachdem er Europa nicht so sehr als Souverain, der auf Huldigungen ausgeht, denn als Philosoph, der über die Civilisation durch Vorbilder aufgeklärt sein will, durchreist hatte, kehrte er nach Moskau mit der leidenschaftlichen Idee, sein Volk zu regeneriren, und mit jener wilden Willensenergie zurück, um alle Hindernisse zu beseitigen, die sich seiner despotischen Civilisation in den Weg stellten. Das erste und fast einzige Corps war das der Strelitzen, eine soldatische Oligarchie, barbarische Prätorianer, wie es die Janitscharen in ihrer fanatischen Gebarung waren. Seine Vertrauten hatten ihm geschrieben, daß diese Soldaten, aufgewiegelt durch die Prinzessin Sophie, seine Schwester, seine Abwesenheit benutzen wollten, um ihm die Krone zu rauben und sie ihrer Aufhetzerin auf das Haupt zu setzen; da kam er unerwartet in Moskau an.

Wir führen nun jene dramatische und malerische Erzählung des geheimen Documentes an, von dem wir oben sprachen.

„Diese Nachricht,“ sagt der Günstling des jungen Czaren, „nöthigte Peter, seine Reisen zu unterbrechen, und hastig in seine Staaten mit dem geringen Gefolge einiger Personen zurückzukehren. Er kam in Moskau wider Erwarten an und fand Alles durch die Vorsichtsmaßregeln des Generals Gordon, des Befehlshabers der fremden Truppen, friedlich beigelegt.

Auf die Mittheilung, daß die Strelitzen, um eiliger vorzugehen, und sich nicht auf ihrem Zuge gegenseitig zu hindern, sich in zwei Corps theilten und zwei verschiedene Heerstraßen einschlugen, stellte sich Gordon an die Spitze von zehntausend, durch Peter den Großen vor seiner Abreise abgerichteten und wohl disciplinirten Fremden, mit denen er dem ersten dieser Corps, das aus zehntausend Mann bestand, entgegenzog, es überrumpelte und schlug, und richtete ein solches Gemetzel an, daß siebentausend auf dem Platze blieben, die Andern aber sich zerstreuten und in verschiedene Provinzen retteten.

General Gordon war nicht zufrieden mit dem Vortheil, den er über die erste Abtheilung gewann, zog, ohne Zeit zu verlieren, der zweiten, die aus siebentausend Mann bestand, entgegen; diese, benachrichtigt von der Niederlage ihrer Cameraden, hatten sich auf einer mit Sümpfen umgebenen Insel verschanzt; er umzingelte sie ganz und zwang sie, die Waffen niederzulegen. Kaum waren sie wehrlos, so decimirte man sie auch. Jene, auf die das Unglücksloos fiel, wurden sofort von Armbrustschützen niedergemacht, die Andern als Gefangene nach Moskau gebracht, wo sie zur selben Zeit anlangten, als der Czar durch ein anderes Thor von der Fremde zurück- und einkehrte.

Dieser Fürst fand, daß die militärische vom General Gordon verhängte Strafe eine nicht mit den gegenwärtigen und vergangenen Freveln der Strelitzen in Verhältniß stehende Züchtigung wäre. Er wollte, daß ihnen der Prozeß wie gemeinen Dieben und Mördern gemacht werde, und daß sie wie solche bestraft würden. Und so geschah es auch; nachdem man sie aus den verschiedenen Kerkern riß, in die man sie nach ihrer Ankunft in Moskau gebracht hatte, schaarte man sie, siebentausend an Zahl, auf einem verpalissadirten Platze, wo man ihnen das Urtheil las, das für zweitausend unter ihnen auf

Hinrichtung mit dem Strange, auf die fünftausend andern mit dem Beile lautete; diese Hinrichtungen fanden an einem Tage in folgender Weise statt:

Mam ließ sie zehn für zehn aus der verpalissadirten Umfriedung von der wir sprachen, auf eine Ebene hinaustreten, wo eine hinreichende Anzahl von Galgen, um zweitausend Mann zu hängen, aufgerichtet war. Diese wurden nun je zehn im Beisein des Czaren, der sie zählte, und aller Hofleute aufgehenkt, die er mit sich nahm, auf daß sie Augenzeugen einer Hinrichtung wären, für die er sich überdieß noch seiner Leibgarde anstatt der Henker bediente.

Nach der Hinrichtung dieser zweitausend Strelitzen schritt man zu jener der fünftausend, die enthauptet werden sollten. Sie wurden wie ihre Cameraden je zehn aus der Umfriedung geholt, wo sie eingeschlossen waren, und von da auf die Ebene geführt, wo man gegenüber den Galgen eine hinlängliche Anzahl von kleinen Balken aufstellte, die als Hinrichtungsblöcke für diese fünftausend Sträflichen dienten. Wenn sie anlangten, ließ man sie richten, sie mußten sich der Länge nach strecken und je fünfzig den Hals auf den Block legen, dann köpfte man die ganze Reihe. Der Czar gab sich nicht damit zufrieden, daß er zu dieser Hinrichtung die Soldaten seiner Leibwache verwendete. Er nahm selber ein Beil und machte den Anfang damit, daß er mit eigener Hand die Köpfe von ungefähr hundert dieser Verbrecher abhieb; dann vertheilte er Beile an alle Prinzen, Herren und Offiziere seines Gefolges, und befahl ihnen, seinem Beispiel nachzuahmen.

Keiner dieser Herren, unter denen sich der Großadmiral Apraxin, der Großkanzler, der Fürst Mentschikoff, Dolgoruki u. s. w. befand, wagte es hier ungehorsam zu sein. Der Charakter des Czaren war ihnen hinlänglich bekannt, als daß sie nicht wissen sollten, daß es bei dem geringsten Widerstreben bei dieser Gelegenheit um ihr eigenes Leben ginge und daß sie dann ohne Gnade unter die Rebellen gerechnet würden.

Diese Tausende von Köpfen wurden in Karren nach der Stadt gebracht und an Eisenpfählen auf den Mauerzinnen von Moskau

aufgespießt, wo sie während der ganzen Dauer der Regierung dieses Fürsten aufgestellt blieben.

Was die Führer dieser Strelitzen betrifft, so wurden sie an der Stadtmauer gegenüber und in gleicher Höhe mit dem vergitterten Fenster des Kerkers aufgehenkt, wo die Prinzessin Sophie eingesperrt war, und sie hatte dies entsetzliche Schauspiel volle fünf oder sechs Jahre, um die sie länger als diese Unglücklichen lebte, vor Augen.

Ich muß jetzt nur noch von dem Schicksale jener Bericht erstatten, die sich nach ihrer Niederlage durch General Gordon geflüchtet und nach verschiedenen Richtungen zerstreut hatten. Es wurde im ganzen russischen Reiche bei Todesstrafe verboten, ihnen ein Asyl in den Häusern zu geben, nicht die geringste Nahrung, ja selbst nicht das Wasser zu reichen, was vermuthen läßt, daß sie elend zu Grunde gingen.

Die Frauen und Kinder dieser Strelitzen wurden in öde und unbebaute Gegenden abgeführt, wo man ihnen als Zufluchtsort ein beschränktes Terrain anwies, jedoch ihnen und ihren Nachkommen untersagte, dieses je zu verlassen.

Man richtete auf allen Landstraßen große Steinpyramiden auf, die als Inschrift den Bericht ihrer Verbrechen und ihres Todesurtheils trugen, um auf die Nachwelt das Gedächtniß ihrer verhaßten Frevel und des schrecklichen Endes, das sie als Züchtigung nahmen, zu bringen.“

XVII.

Dies Gemetzel befestigte das Ansehen Peter's mit Blut. Er warf seine Schwester auf ewig in einen Kerker und herrschte allein über das ungeheure Reich, das vorzeitig auf den Trümmern der Usurpation und Empörung befestigt war. Sein Charakter, der unter Einem die Energie des Verbrechens und jene der Regierung hatte, offenbarte sich bald in der ganzen wilden Ausgelassenheit durch sein Betragen gegen seine erste Gemahlin und seine Kinder.

„Die Kaiserin Eudoxia Födorowna,“ sagt der Vertraute des

Fürsten, „die erste Gemahlin Peter's des großen, war unstreitig die unglücklichste Fürstin ihrer Zeit. Die älteste Geschichte liefert wenige Beispiele eines Unglückes, wie das ihre war, da ihr ganzes Leben von ihrer Vermählung mit dem Czarn an nur eine Verkettung tragischer Ereignisse war.

Sie war zu Moskau am 8. Juni 1670 geboren. Ihr Vater, Namens Födor Abrahamwitsch Lapukine, war sehr reich und gehörte zum alten Adel des Großherzogthums von Nowogorod. Sie verdiente durch ihre Schönheit die Auszeichnung vor mehren hundert edlen Mädchen, die dem Czaren vorgeschlagen und vorgestellt wurden, als der Rath dieses Fürsten ihn zur Verheiratung reif hielt.

Es war damals herrschender Brauch in Rußland, wenn der Czar in das männliche Alter trat, im großen Saale des Palastes zu Moskau die schönsten Mädchen des Reiches zu versammeln. Die Häupter der adeligen Familien hielten es für eine Ehre, ihre Töchter aus allen Provinzen nach Moskau zu schicken, damit der Fürst, nachdem er sie sämmtlich betrachtet hatte, diejenige auswählen konnte, die ihm am besten gefiel. Bei einer solchen Versammlung geschah es, daß der Czar Peter I., nachdem er die endlose Reihe junger russischen Mädchen abgegangen war, sich zu Gunsten von Eudoxia Födorowna Lapukine erklärte.

Das gute Einvernehmen zwischen dem Czaren und seiner Frau war von keiner langen Dauer. Die Czarin war übertrieben intriguant, herrschsüchtig und eifersüchtig; der Czar hinwieder hatte einen mißtrauischen Charakter, einen wechselnden Humor und war zum Verliebtsein aufgelegt; er war überdies heftig in seinen Entschließungen und von dem Augenblicke, da er die Leute einmal verabscheute, unversöhnlich. Man sieht, daß diese beiden Charaktere nicht für einander geschaffen waren.

Dieser Fürst verliebte sich im dritten Jahre seiner Verheiratung heftig in ein junges schönes Fräulein, Namens Anna Moens, dessen Eltern Deutsche, das aber in Moskau geboren war. Die Czarin Eudoxia brachte, nachdem sie ihre Rivalin fruchtlos verfolgt hatte, die Eifersucht gegen ihren Gemahl zum Ausbruche, indem sie ihm den Zutritt zum Bette versagte und sich mit der Czarin Witwe, ihrer

Schwiegermutter überwarf. Der Czar brauchte nicht mehr, der schon durch Lefort, seinen Premier-Minister und Günstling, wie auch durch die schöne Fremde, in die er verliebt war, aufgestachelt wurde. Man bestimmte ihn leicht zur Ausführung eines Projectes, das er schon in petto hatte, nämlich seine Frau zu verstoßen und in ein Kloster zu verbannen. Als der Czar einmal gegen seine Frau einen Widerwillen hatte, befragte er heimlich die berühmtesten Theologen seines Reiches, um zu erfahren, ob sich nicht ein stichhaltiger Nichtigkeitsgrund seiner Heirat finden ließe, um dadurch die Berechtigung zu haben, sie wieder zu zerreißen. Ihre Antworten waren aber seinen Absichten nicht günstig, er entgegnete, sie wären sämmtlich Ignoranten, und er hätte gewiß gewandtere Räthe zu Rom gefunden, wenn er sich dahin in seiner Angelegenheit gewendet haben würde.

Es ist auch vollkommen richtig, daß diese unglückliche Fürstin zwangsweise das Klostergewand an- und das Gelübde ablegen mußte, und daß sie mehre Jahre vom Hofe und von aller Welt vergessen lebte. Was ihren Gemahl betrifft, der nun seinen Leidenschaften die Zügel schießen lassen konnte, so wechselte er fortwährend seine Maitressen bis zum Tage, da er, verführt durch die Reize einer liefländischen Sclavin, die ihm der Fürst Mentschikoff abgetreten hatte, sich nicht nur entschloß, sie zu heiraten, sondern auch die Krone auf das Haupt ihrer Kinder, zum Nachtheile des legitimen Czarowitz, Alexis, des Sohnes der Eudoxia, übergehen zu lassen.

Die Czarin Eudoxia, überwiesen durch eigenhändige Briefe, durch Zeugen und ihr eigenes Geständniß, des Ehebruches mit Gleboff, wurde zwischen den vier Mauern der Festung Schlüsselburg eingesperrt, nachdem sie noch dem Schmerz erfahren hatte, ihren einzigen Sohn Alexis Petrowitz verurtheilt und im Kerker zu Grunde zu gehen, und ihren Bruder, Abraham Lapukine auf dem Hauptplatze von Moskau hingerichtet zu sehen.

Man nimmt allgemein an, der Czarowitz sei an einer heftigen Aufregung gestorben, die ihm die Ankündigung seines Todesurtheiles und seiner Begnadigung im Verlaufe weniger Stunden verursachte. Jene aber, die eine genaue Kenntniß von den damaligen Vorgängen

am russischen Hofe haben, wissen, daß der Czar, nachdem er pro forma seinen Sohn begnadigt hatte, ihm einen Arzt schickte, dem er befahl, dem Prinzen zur Ader zu lassen. „Da die Aufregung heftig war," sagte er zu ihm, „so muß man ihn tüchtig zur Ader lassen, und ich befehle Dir, ihm vier Adern zu öffnen." Das wurde auch pünktlich ausgeführt, während der Czar in der Citadelle von St. Petersburg war, wo nach der Behauptung vieler Leute, dies Verbrechen vor seinen Augen verübt wurde."

XVIII.

„Was Gleboff betrifft, so war es leicht, ihm durch die Aussagen von Zeugen wie auch durch aufgefangene Briefe, die sie ihm geschrieben hatte, seine Beziehungen zur Czarin Eudoxia zu erweisen. Trotz diesen schlagenden Beweisen, leugnete er standhaft die That, der man ihn beschuldigte, und hatte die Kraft und den Muth, Etwas auszusagen, was die Ehre dieser Fürstin antasten konnte, die er trotz den verschiedenen Folterqualen, denen man ihn auf Befehl und in Gegenwart des Czaren aussetzte, vertheidigte.

Dieser Fürst, der sechs volle Wochen diesen Edelmann die grausamsten Foltern ausstehen ließ, denen man nur einen Verbrecher preisgeben kann, dem man ein Bekenntniß erpressen will, trieb fruchtlos die Grausamkeit so weit, ihn auf einer mit Eisenstacheln besetzten Platte gehen und ihn dann vor dem Volke auf dem Hauptplatze von Moskau aussetzen und spießen zu lassen. Der Czar näherte sich dem Märtyrer und beschwor ihn bei Allem, was durch die Religion heilig ist, sein Verbrechen einzugestehen und zu bedenken, daß er vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen müsse. Dieser aber neigte nachlässig das Haupt vor diesem Fürsten, und antwortete ihm, nachdem er ihn kaltblütig angehört hatte, mit verächtlichem Tone: „Du mußt ebenso blöd wie tyrannisch sein, um zu glauben, ich werde, nachdem ich Nichts trotz den unerhörtesten Martern, die Du mich ausstehn ließest, eingestand, die Ehre einer untadelhaften Frau beflecken, wenn ich auf dem Punkte bin, das Leben einzubüßen. Geh, Ungeheuer," fügte er hinzu und spie ihm ins

Gesicht, „zieh Dich zurück, und lasse den, welchen du nicht am Leben lassen konntest, im Frieden sterben.“

Eudoxia blieb in ihrem Kerker vom Jahre 1719 bis zum Monat Mai 1727 eingesperrt, und sie hatte dort keine andere Gesellschaft und Hilfe, als die einer alten Zwergin, die man mit ihr einschloß, um ihr das Essen und die Wäsche zu bereiten, welche Unterstützung ihr oft unnütz und selbst eine Last war, da sie sich mehr als Einmal in der Nothwendigkeit befand, der Zwergin Dienstleistungen zu machen, da die Gebrechlichkeit dieser Gefangenen sie hinderte, sich selber zu bedienen.“

XIX.

Die Frau, die nach der Kaiserin Eudoxia und ihren zahllosen Rivalinnen jetzt das Herz Peter's des Großen beherrschte, erinnert wegen ihrer romantischen Erhebung an die Roxelane der Ottomanen.

Wir lassen hier den Mann erzählen, welcher der nächste und vertrauteste Augenzeuge dieser Lebensgeschichte war.

„Wenn je eine Geschichte durch die Eigenthümlichkeit und Reichhaltigkeit ihrer Ereignisse auf die Nachwelt gebracht zu werden verdiente, so ist es ohne Widerrede jene der Czarin Katherina, der zweiten Frau Peter's des Großen und Mutter der Prinzessin Elisabeth.

Beginnen wir mit ihrem Herkommen und ihrer Geburt, die aller Welt und ihr selbst, wenn man ihr glauben will, fast während ihres ganzen Lebenslaufes und des ihres Gemahls trotz allen Nachforschungen und Erkundigungen, welche dieser Fürst durch mehr als zwanzig Jahre fruchtlos anstellen ließ, ohne daß man die geringste Aufklärung darüber erlangen konnte, gänzlich unbekannt waren. Es wäre auch heute noch ein undurchdringliches Geheimniß für alle Welt, wenn drei Monate vor dem Tode Peter's I. und zwei Jahre vor dem dieser Fürsten, ein eigenthümliches Abenteuer, das seinen Platz in einem Capitel der Geschichte dieser außergewöhnlichen Frau finden wird, nicht auf eine unzweifelhafte Weise zur Aufklärung gebracht

hätte, daß sie Skawronsky hieß, daß sie zu Derpt im Jahre 1686 geboren war und daß sie dort im nämlichen Jahre in der römisch-katholischen Kirche und nach dem Ritus dieser Religion, zu der sich ihr Vater und ihre Mutter bekannten, getauft wurde.

Letztere, flüchtige Bauern aus Polen, und die jedenfalls Leibeigene oder Sklaven wie alle Bauern in Polen sein mußten, hatten dies Land verlassen, um sich zu Derpt, einer kleiner Stadt in Liefland anzusiedeln, wo ihre Dürftigkeit sie zwang, Dienste anzunehmen, um ihr Dasein zu fristen. Sie hatten sich so mit der Tagesarbeit ihrer Hände bis zum Augenblicke fortgebracht, bis die Pest, von der die Provinz Liefland heimgesucht wurde, in der Hoffnung, dieser Geißel zu entrinnen, sie bestimmte, sich in die Umgebung von Marienburg zu flüchten. Beide starben trotz aller Vorsicht in kurzer Zeit an dieser Seuche und hinterließen zwei arme unmündige Kinder, die auf den himmlischen Schutz angewiesen waren. Eines dieser Kinder, das ein kaum fünfjähriger Knabe war, wurde einem Bauer übergeben, der seine Erziehung übernahm; das andere, ein Mädchen von drei Jahren kam in die Obhut des Pfarrers, des sogenannten Hirten des Ortes, der gleichfalls kurze Zeit darauf mit dem größten Theile seiner Hausleute wegstarb und dies unglückliche Geschöpf hinterließ, ohne Zeit gewonnen zu haben, ihm die kleinste Aufklärung über seine Herkunft und die Art und Weise, wie er es bei sich aufgenommen hatte, geben zu können.

Sie befand sich noch in diesem Hause, als Herr Gluck, der Superintendent oder Erzpriester der Provinz, der von der Trostlosigkeit erfuhr, in welche die Stadt Marienburg durch die Geißel versetzt war, sich dahin begab, um dieser Heerde, die ihres Hirten beraubt war, jede Unterstützung und jenen geistigen Trost angedeihen zu lassen, welche ihr bei einem so großen Unglücke nothwendig waren. Dieser Erzpriester, der seinen Besuch zuerst im Hause des abgeschiedenen Pfarrers machte, fand dort dies arme Kind, das ihm entgegenlief, ihn am Kleide faßte, ihn Vater nannte und ihn dringend bat, ihm Etwas zu essen zu geben.

Von Mitleid ergriffen fragte dieser ehrwürdige Geistliche, wem dies Kind gehöre, und da er im Hause Niemand fand, der ihm dar-

über Bescheid geben konnte, stellte er in der ganzen Umgegend Nachforschungen an, die zu keinem Erfolge führten. Da kein Bewohner die unglückliche Waise reclamirte, mußte er sie schon selber annehmen und mit sich auf seiner ganzen Rundreise führen.

Bei seiner Rückkehr nach Riga, dem Hauptorte seiner Residenz, übergab er das arme Wesen seiner Frau, daß sie dafür Sorge trage. Diese tugendhafte Dame, die sehr gerne diese Sorge auf sich nahm, erzog sie mit ihren zwei Töchtern, die ungefähr im selben Alter standen, und behielt sie in der Eigenschaft einer Magd bis zum Alter von sechzehn Jahren bei sich, da man glaubte, sie würde nun mit ihrem Stande nicht mehr zufrieden sein.

Man behauptet jedoch, der Superintendent habe die Wahrnehmung gemacht, daß sein Sohn diese Magd auf eine liebevollere Weise behandle, als dies im Hause eines Erzpriesters zulässig war, und daß das Mädchen seinerseits nicht gleichgiltig gegen die Liebe des Jünglings sei.

Wie dem auch sei, ihre Herrenleute, die befürchteten, die Natur könnte trotz der guten Erziehung, die man ihr gegeben hatte, die Oberhand im Augenblicke, da man es am wenigsten vermuthete, erhalten, glaubten, es wäre am besten, sie schleunig mit einem jungen Trabanten der Besatzung Marienburgs zu vermählen.

Es fehlte Nichts, was die Formalitäten dieser Heirat betraf, und wenn diese Ceremonie auch nicht mit viel Gepränge vor sich ging, so geschah sie doch unter einem großen Zudrange von Leuten, die aus Neugier herbeiströmten, um die jungen Brautleute zu sehen. Man findet noch mehr als Eine glaubwürdige Person, die sich erinnert, dabei gewesen zu sein.

XX.

Dieser Mann, der im Dienste des Königs von Schweden, Carl's XII. in der Eigenschaft eines gemeinen Reiters stand, mußte am Tage nach seiner Hochzeit seine Frau verlassen, um mit seiner Truppe den König von Schweden einzuholen, der ihn nach Polen führte, wo er mit dem König August einen hartnäckigen Krieg zu

unternehmen hatte. Katherina blieb in Erwartung der Rückkehr ihres Gatten bei Herrn Gluck, ohne daß ihre veränderte Lebensstellung ihr Verhältniß änderte, sie war nämlich Dienstmagd in diesem Hause bis zum Augenblicke, da der Krieg, den die Russen in Liefland führten, ihr den anfänglich dornenvollen Weg eröffnete, der sie nachgerade dem glänzenden Glücke zuführte, das ihr später zu Theil wurde.

Der Superintendent, bei dem sie im Dienste stand, wohnte bald in diesem, bald in einem anderen Orte, wie es eben seine Geschäfts-Angelegenheiten erforderten.

Er befand sich zu Marienburg, als diese Stadt unerwartet von dem Feldmarschall Scheremetof, dem General der russischen Truppen, umzingelt und belagert wurde. Bezaubert von der Schönheit Katherina's im Hause des Herrn Gluck, nahm sie der General als Kriegsgefangene und reihte sie in die Zahl seiner Sklavinnen ein. Sie war hinlänglich auffällig durch ihre Schönheit und üppige Taille, durch die sie sich inmitten der Familie des Erzpriesters, während dessen Anrede dauerte, bemerkbar machte, und es darf nicht Wunder nehmen, daß er, sobald er erfuhr, sie stehe in einem dienstlichen Verhältnisse, versucht war, sie sich wider ihren Willen und troß den Gegenvorstellungen des Superintendenten anzueignen. So kam sie aus dem Hause des Herrn Gluck in das des Feldmarschalls.

Sie hat später eingestanden, daß ihr diese Trennung, welche die erste Stufe auf der Leiter ihres Glückes war, viel Schmerz verursachte. Außerdem, daß sie aus einem freien häuslichen Verhältnisse in das einer Sklavin bei einem Manne trat, den sie nicht kannte, bewahrte sie noch Sympathie für eine Familie, in deren Mitte sie erzogen war, und es fiel ihr schwer, sich für ihre übrige Lebenszeit von ihr getrennt zu sehen.

Die Beweise, die sie in der Folgezeit von ihrer außerordentlichen Zuneigung für diese Familie lieferte, sind entschieden und bestimmt, und man kann sagen, daß sie in dieser Hinsicht von jedem Vorwurfe der Undankbarkeit frei ist. Sobald sie nur im Stande war, dem Superintendenten Proben ihrer Erkenntlichkeit zu geben, berief sie seine Kinder an den Hof von Rußland, und überhäufte sie mit Gütern und Ehrenstellen."

Ich glaubte nicht diesen Anlaß übergehen zu dürfen, bei dem der Gesinnungsadel Katherina's glänzend hervortritt; ich würde mich aber zu weit von dem Vorwurfe, den ich vor Augen habe, entfernen, wenn ich mich noch weiter über diesen Gegenstand ausließe.

Verfolgen wir also ihre neue Stellung.

„Man kennt die Gewalt der Herren über die Sklaven. Jene der Russen war damals so groß, daß sie über die ihrigen ohne einen vorläufigen Prozeß das Recht auf Leben und Tod hatten. Man wird es ohne Widerrede glauben, daß der Feldmarschall Katherina nicht gefangen nahm, um sie zu tödten. Sie machte davon die Wahrnehmung schon an dem Tage, als sie in sein Haus trat. Die Gefühle der Uneigennützigkeit sind in einem Lande nicht an der Tagesordnung, wo man das Princip der Sklaverei gelten läßt; die Liebe spricht dort als Herr, der den Gehorsam fordert, und die Sklavin muß furchtsam und unterwürfig thun, wozu sie in einem freien Lande nur die heftigste Leidenschaft verleiten würde.

Sie lebte schon sechs oder sieben Monate in diesem Hause, als der Fürst Mentschikoff nach Liefland kam, um dort statt des Feldmarschalls Scheremetof, der sich mit dem Heere in Polen vereinigen mußte, das Commando der russischen Armee zu übernehmen. Da er große Eile hatte, mußte Scheremetof in Liefland jene seiner Dienstleute, die ihm entbehrlich waren, zurücklassen. Darunter war auch Katherina. Mentschikoff hatte sie wiederholt im Hause des Feldmarschalls gesehen und Gefallen an ihr gefunden. Er machte dem Marschall den Vorschlag, sie ihm abzutreten. Der Feldmarschall gab dazu seine Zustimmung; und so kam sie in die Dienste des Fürsten Mentschikoff.

Mentschikoff war jünger und nicht so ernst. Sie fand außerdem Geschmack an dem zwangsweisen Dienstverhältnisse und wußte ihn so zu fesseln, daß man wenige Tage nach ihrem Eintritte in dieses Haus nicht mehr unterscheiden konnte, wer von beiden Herr oder Sklave war.

Die Sachen standen so, als der Czar mit Post von Petersburg (das damals Neuhaus hieß) abreiste, um sich nach Polen zu begeben. Bei seiner Ankunft in Liefland stieg er bei seinem Günstling Mentschikoff ab. Als er Katherina unter den Sklaven, die bei der Tafel

bedienten, bemerkte, erkundigte er sich, woher sie sei und wie sie zu ihm gekommen wäre. Nachdem er sich sehr vertraulich in dieser Beziehung mit seinem Günstlinge besprochen hatte, der ihm nur durch ein Kopfnicken antwortete, betrachtete er sehr aufmerksam Katherina, fand sie geistreich, entführte sie während seines Aufenthaltes in Mentschikoff's Hause, und gab, als er sich mit ihr unterhalten hatte, der schönen Sklavin als Geschenk nur einen Dukaten im Werthe von zehn Franks.

XXI.

Nach der Abreise Peter's warf sie Mentschikoff heftig vor, daß er sie den Blicken des Czaren preisgegeben habe. Diese Vorwürfe erhöhten noch die Liebe dieses Günstlings für seine Sklavin. Peter kam aus Polen nach dem Feldzuge nach Liefland zurück. Jetzt entführte er schon ganz auffällig Katharina ihrem Herrn und bedeutete ihm selbst, ihr reiche Geschenke in Kleidern und Geschmeiden zu machen, daß sie seiner Gunst würdig wäre.

Als sie diese Schmucksachen und Kleinodien sah, die der Czar vor ihr ausbreitete, fragte sie den Czaren: „Ist das ein Geschenk von meinem früheren oder von meinem neuen Herrn?"

„Mentschikoff schickt sie Dir", erwiederte Peter.

„In diesem Falle", entgegnete das Mädchen, „muß man sagen, daß Mentschikoff seine Sklaven großmüthig entläßt; ich will aber nicht seine Geschenke". Sie schickte Alles mit Ausnahme eines kleinen werthlosen Ringes zurück. „Ich behalte nur das", sagte sie, „um mich an die Güte zu erinnern, die er für mich hatte; von meinem neuen Herrn aber will ich keine Geschenke, da bin ich nach etwas Kostbarerem ehrgeizig". Zugleich brach sie in Thränen aus und fiel in Ohnmacht, daß Peter sie mit Riechwasser bespritzen mußte, um sie wieder zum Leben zu erwecken.

Als sie wieder zu sich kam, sagte ihr der Czar, daß diese Geschmeide ein Andenken Mentschikoff's wären, der ihr so sein Abschiedsgeschenk mache; daß er sehr froh sei, daß Jener so gehandelt habe, daß er wünsche, sie möchte ihn annehmen, und daß er ihr dann sehr dankbar sein würde.

Diese Szene trug sich im Beisein von zwei Sklaven vor, die Mentschikoff geschickt hatte, und eines Gardehauptmannes von Preobrajenski zu, den der Czar rufen ließ, um ihm Befehle zu ertheilen. Das Abenteuer verbreitete sich im Publikum, und bald unterhielt man sich nur von den Aufmerksamkeiten und Rücksichten, die der Czar für diese Frau hatte. Niemand hatte in ihm noch derlei feine Galanterie gesehen, wie er mit ihr an den Tag legte; dies Betragen erschien um so auffälliger, da seine Handlungsweise gegen das schöne Geschlecht, inbegriffen die Damen von höchstem Range, bisher sehr ritterlich war.

Man vermuthete deßhalb, daß er für sie eine ernsthafte Leidenschaft hegte. Man täuschte sich nicht in dieser Annahme. Mentschikoff sah und fühlte zuerst, welchen bedeutenden Einfluß nachgerade diese Frau, die ihm in der Folge vom größten Nutzen war, auf den Geist des Czaren nehme. Man kann daher annehmen, daß das prachtvolle Geschenk, das er Katherina machte, mehr in politischer- als eigentlich großmüthiger Absicht gegeben wurde.

Wenn sich die Liebe ernstlich des Herzens eines Mannes bemächtigt, so verwandelt sie dessen ganzen Character. Nie war ein Sterblicher in Sachen der Galanterie weniger auf Discretion und Beständigkeit versessen, als Peter I.

Seine Leidenschaft für Katherina war die erste und vielleicht die einzige, die er mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllte. Obgleich diese Frau während des kurzen Aufenthaltes, den er in Liefland nahm, mit Wissen aller Welt in seinem Palaste und in einem kleinen Gemache nebenan von ihm lebte, so verrieth er sich doch nicht mit einem Worte vor der Welt und selbst nicht vor seinen intimsten Vertrauten über dies Verhältniß.

Als er diese Provinz verlassen mußte, um sich nach Moskau zu begeben, betraute er einen Capitain seiner Garden, sie dahin mit dem größtmöglichen Geheimnisse zu führen. Er befahl ihm, für sie auf dem Wege die größte Ehrerbietung zu haben und sie bei einer Dame, die schon im Voraus darüber verständigt wurde, einzulogiren, und trug ihm dringend auf, daß man ihm alltäglich während dieser kurzen Reise Nachrichten über seine theure Katherina gebe.

Aus letzterem Umstande ersah der Capitain, daß die Liebe des Czaren für die neue Favoritin tief und heftig sei. Er kannte in Wahrheit seinen Gebieter zu gut, um zu wissen, daß er, weit entfernt, je eine solche Aufmerksamkeit für irgendeine andere Frau zu haben, sich oft, wenn er einmal abgereist war, kaum selbst an Jene erinnerte, für die er die lebhafteste Zuneigung gezeigt hatte.

Als Katherina nach Moskau kam, lebte sie dort ohne Gepränge und fast im Verborgenen. Während zwei oder drei Jahren lebte sie in einer einsamen von der großen Welt abgeschiedenen Wohnung bei einer Dame von guter Familie, aber von mittelmäßigem Stande und Vermögen; das Haus sah von Außen nichts gleich, hatte aber innerlich viel Comfort. Von dieser Dame habe ich die meisten Details, die ich erzählen will.

Indem der Czar seine Maitresse auf eine so bescheidene Weise unterbrachte, wollte er sein Verhältniß auf das Möglichste geheimhalten, er wollte selbst nicht, daß sie irgendeine Bekanntschaft mit anderen Frauen anknüpfe. Dieser Befehl war ganz nach dem Geschmacke Katherina's, deren Geist natürlich nur großen Entwürfen nachhing und sich nicht mit den Gewohnheiten der Personen ihres Geschlechtes befreunden konnte.

Anfänglich sah sie dieser Fürst, der im Grunde indiscret, nun aber plötzlich in einen geheimnißvollen Liebhaber verwandelt war, so zu sagen nur verstohlen, obgleich er keinen Tag oder vielmehr keine Nacht verstreichen ließ, um sie zu besuchen. In den Stunden, da die Stadt ruhig war, begab er sich dahin incognito im Gefolge eines einzigen Grenadirs, der seinen Schlitten führte. Man kann die Stärke seiner Liebe nach dem Zwange, den er sich bei seinem Benehmen auferlegte, beurtheilen.

Dieser Fürst war arbeitsam und hatte nicht wenig Geschäfte. Die dringenden Arbeiten, die er nicht allein während des Tages, sondern auch in den Nachtstunden verrichten mußte, zwangen ihn in der Folge, das Geheimniß seiner nächtlichen Ausgänge etwas zu lüften.

Er kam nach und nach so weit, daß er seine Minister in seinem kleinen Hause empfing und sich mit ihnen in Anwesenheit Katherina's über die wichtigsten Staatsgeschäfte unterhielt. Was

man aber kaum glauben sollte, war, daß dieser Fürst, der eine ganz traurige Meinung von den Frauen hatte, und sie nur für die Liebe brauchbar hielt, so weit kam, Katherina um Rath zu fragen, wenn er sich mit seinen Ministern nicht verständigen konnte; er befolgte ihre Rathschläge, fügte sich ihren Vernunftgründen und behandelte sie mit Einem Worte, so wie man erzählt, daß Numa Pompilius die Nymphe Egeria behandelte."

Die große Urtheilskraft, Geist und Seele, mit der die Natur sie begabt hatte, offenbarte sich bald in ganzem Glanze. Von diesem Augenblicke lenkte sie ihre Gedanken schon auf den Thron.

Ihr Gemahl, Trabant in den Heeren Carl's XII., wurde durch die Nachforschungen des Czaren nach der Schlacht bei Pultawa unter den schwedischen Gefangenen aufgefunden, nach Moskau gebracht und tief nach Siberien geführt, um dort in der Vergessenheit zu leben oder zu sterben.

Katherina schwur die lutherische Religion, zu der sich ihre Familie bekennte, ab, und nahm die griechische Religion an. Der Pope, der sie taufte, vermählte sie unmittelbar nach dieser Ceremenie heimlich mit dem Czaren. Das geschah zur Zeit, da auch Ludwig XIV. heimlich Madame von Maintenon, die Witwe eines Possendichters, die von der Religion als Esther von Frankreich gepriesen wurde, heiratete.

Um diese Zeit entschloß sich Peter der Große, ermuthigt durch seinen Sieg über Carl XII., mit hundertvierzigtausend Mann gegen die Türken zu maschiren. Katherina, die noch als Favoritin und nicht als Gemahlin des Czaren galt, folgte ihm auf diesem Feldzuge. In Begleitung von Einer oder zwei Sklavinnen unterzog sie sich allen Mühen und Gefahren dieses Krieges, und war am Tage in einem Zelte eingeschlossen, das neben dem Peter's lag. Sie ging nur in der Dämmerung aus, um ihm durch die Liebe zu trösten und ihn mit ihrem Geiste anzueifern. Die Offiziere und Soldaten betrachteten sie als geheime Vorsehung der Armee, welche die zügellose Heftigkeit ihres Czaren milderte und ihm Rathschläge der wahrsten Zuneigung gab. Ihre Popularität unter den Russen kam ihrem Einflusse auf den Czaren gleich.

XXII.

Wir haben Peter den Großen nach einem waghalsigen Marsche und unzeitigen Rückzuge am anderen Pruthufer im unglücklichen Thale durch die zweihundertsechzigtausend Mann des Mohammed-Baltadji, die er ungehindert über den Pruth setzen und die Russen von allen Seiten umzingeln ließ, eingeschlossen zurückgelassen. Eine Geschütz-Batterie, die auf eine geringe Entfernung auf einer Erhöhung, die den Fluß beherrschte, wo die Russen zunächst standen, beließ Peter dem Großen nicht einmal die Hoffnung, die Türken durch einen Rückzug in seine Verschanzungen zu ermüden. Die Kugeln konnten auf den nächsten Befehl Mohammed-Baltadji's die Zelte des Czaren zerstören. Jeder Rückzug war ihm durch die Spahis und Tartaren gesperrt, die in seinem Rücken den Wald umzingelten, den seine Armee unkluger Weise durchbrochen hatte. Man kann sagen, daß hunderttausend Russen und der Czar vor dem Kampfe Gefangene waren. Carl XII., der von Bender in das Lager der Ottomanen eilte, freute sich schon vorwegs über die erniedrigende Gefangenschaft seines Feindes. Pultawa war durch Baltadji gerächt. Das war der Moment, da die Liebe und das Genie Katherina's sich die Krone verdiente, die Peter noch nicht auf ihr Haupt zu setzen wagte.

Wir nehmen hier wieder die Erzählung des Zeitgenossen über die Bedrängnisse des Czaren und über das Wunder Katherina's auf.

„Die Armee," sagte er, „hatte schon seit drei Tagen weder Brod noch anderen Mundvorrath. Die Bestürzung nahm so überhand, daß die auf ihren Waffen ruhenden Soldaten nicht mehr Kraft hatten, sich aufzurichten. Der Czar, der sich rettungslos verloren glaubte und seine Rettung selbst nicht von einem verzweifelten Handstreiche erwarten konnte, hatte sich in sein Zelt zurückgezogen, wo er sich entmuthigt und vom Schmerze gebeugt seiner Niedergeschlagenheit überließ, ohne sich irgend sehen zu lassen, oder Jemand sprechen zu wollen.

Katherina, die seine Begleiterin bei dieser Expedition war, trat trotz der gegebenen Weisung, daß er gar Niemand empfangen wolle,

entschlossen bei ihm ein und sagte zu ihm, nachdem sie ihm begreiflich machte, von welchen Folgen es sei, wenn er mehr Festigkeit an den Tag legte, daß noch ein Mittel zu versuchen wäre, ehe man sich ganz der Verzweiflung hingeben dürfte. Sie setzte ihm auseinander, daß man den mindest unvortheilhaften Frieden durch Bestechung des Kaimakams und Großvizirs mit Geschenken abschließen müsse; sie bewies ihm, für den Character dieser beiden ottomanischen Minister nach den Schilderungen, die der Graf Tolstoy in seinen zahlreichen Depeschen, deren Vorlesung sie anwohnte, über sie gemacht hatte, bürgen zu können; sie bezeichnete einen Mann in der Armee, der diese Angelegenheit am besten leiten würde, und fügte hinzu, man müsse ihn, ohne einen Augenblick zu verlieren, sofort an den Caimakam entsenden, um geheim auszukundschaften, wie er es in diesen Stücken halte.

Sie ging aus dem Zelte, ohne den Czaren zu Athem zu kommen und antworten zu lassen, und kam bald wieder dahin mit dem in Frage stehenden Soldaten zurück, dem sie selber in Gegenwart des Kaisers ihre Instructionen gab, der auf die Eröffnung, die ihm seine Frau machte, schon wieder Muth gewann; er billigte Alles bis auf das kleinste Wort und ließ diesen Mann in aller Eile aufbrechen.

Kaum war dieser aus dem Zelte und er war wieder mit ihr allein, so betrachtete er sie mit Bewunderung und sagte zu ihr:

„Katherina, Dein Mittel ist wunderbar; wo aber werden wir all das Geld finden, das wir unseren Feinden an den Kopf werfen müssen, denn sie werden sich nicht mit Versprechungen bezahlen lassen"

„Hier selbst!" erwiederte sie ihm. „Ich habe mein Geschmeide und werde bis zur Rückkehr unseres Boten alles Geld bis auf den letzten Heller haben, was sich im Lager befindet. Ich bitte Euch nur um das Eine, daß Ihr Euch nicht entmuthigen lasset und daß Ihr durch Eure Gegenwart den Muth Eurer armen Soldaten wieder aufrichtet. Auf, und stellt mich den Truppen vor. Im Uebrigen lasset mich machen und ich bürge Euch dafür, daß ich bei der Rückkunft Eures Boten im Stande sein werde, die Versprechungen zu

erfüllen, die er den Ministern der Pforte gemacht hat, und seien sie auch noch so übertrieben."

Der Czar umarmte sie, folgte ihrem Rathe, raffte sich auf, zeigte sich und begab sich in das Quartier des Feldmarschalls Scheremetof. Während dem steigt sie zu Pferde, durchsprengt alle Reihen, richtet das Wort an die Soldaten, bespicht sich mit den Offizieren und sagt zu ihnen:

„Meine Freunde, wir sind hier in einer Lage, wo wir unsere Freiheit nur mit Verlust des Lebens oder mittelst einer goldenen Brücke retten können. Wenn wir die erste Pathie ergreifen und sterben, indem wir uns vertheidigen, so ist all unser Gold und Geschmeide uns doch unnütz; wenden wir es also an, und verblenden wir damit unsere Feinde, um sie dahin zu bringen, daß sie uns frei ziehen lassen. Ich habe schon einen Theil meiner Edelsteine und meines Geldes geopfert. Das aber wird nicht ausreichend sein, um die Habgier der Leute zu sättigen, mit denen wir es zu thun haben. Es wird nothwendig sein, daß Jeder von uns beisteuert," sagte sie zu jedem einzelnen Offizier. — „Was hast Du mir zu geben? Gib es mir jetzt. Wenn wir mit heiler Haut von hier entrinnen, so wird es Dir hundertfach wieder erstattet, und ich werde Dich dem Czaren, unserem Vater empfehlen."

Alle bis auf den gemeinen Soldaten brachten ihr, von ihren Reizen, ihrer Entschlossenheit und ihrem gesunden Verstande bezaubert, was sie nur immer besaßen. Man fand im Augenblicke im ganzen Lager nur zuversichtliche und muthige Leute. Dieser Zustand steigerte sich noch, als der Mann, den sie heimlich an den Caimakam abgeschickt hatte, mit der Antwort erschien, daß man dem Großvizir einen Commissär mit der Vollmacht, über den Frieden zu verhandeln, absenden könne.

Die Angelegenheit war bald trotz den Drohungen und Intriguen des Königs von Schweden geordnet, der, von der bedenklichen Lage, in der sich die Russen befanden, unterrichtet, in Person in das Lager der Türken kam und unablässig den Großvizir aufhetzte, indem er ganz laut zu ihm sagte:

„Man braucht hier nur Steine, um die Feinde niederzumachen; ich verlange von Dir keine andere Waffen, um Dir den Czaren und den letzten Soldaten seiner Armee todt oder lebendig auszuliefern.“

Schon von diesem Tage an war hinlänglicher Mundvorrath im Lager Peter's I. Am nächsten Morgen machte sich die wohl verproviantirte Armee auf den Marsch, um die russische Grenze zu gewinnen, wo sie im besten Zustande anlangte und die Angelegenheiten Schwedens jenseits der Ostsee vollends verdarb.

XXIII.

So rettete eine liefländische Sclavin den Czaren und das Reich. Wenn aber die Anrede Katherina's und ihre Beredsamkeit den Offizieren und Soldaten die Geschenke entlockte, die nothwendig waren, um die Unterhandlungen zu eröffnen und die Armee vor der unvermeidlichen Vernichtung zu retten, so ist auch Nichts weniger authentisch und wahrscheinlich als die angebliche Bestechung des Großvizirs. Ein sicherer und zugleich rühmlicher Frieden wie der, den er an den Ufern des Pruth zeichnete, war für das von allen Seiten bedrohte Reich eine Eroberung, die, weil sie kein ottomanisches Blut kostete, mehr als eine Schlacht galt, die, wenn sie auch nicht zweifelhaft war, immer theuer zu stehen kam.

Daher brach der wüthende und unversöhnliche Groll Carl's XII. in Vorwürfen und Beschimpfungen gegen Baltadji los und brachte eine Sage auf die Nachwelt. Die angeblichen Schätze, die von Katherina und dem Czaren als Lösegeld für die Russen geboten wurden, beliefen sich nach der Angabe der Russen selber auf einige hunderttausend Rubel, eine lächerliche Summe, die wahrlich nicht im Verhältnisse mit dem Einflusse steht, den sie auf den feilen Großvizir genommen haben soll. Die ärmliche Beisteuer der moskowitischen Offiziere und Soldaten, die kaum Gold und Silber kannten, kam nicht den Geschenken gleich, mit denen die geringste Gesandschaft aus Indien, Persien oder Venedig den Sereilschatz oder die Privatkasse des Vizirs füllten. Nicht die Bestechlichkeit, sondern die Politik Baltadji's dictirte den Frieden; die Gründe dazu sind, wenn man sich

in seine Epoche versetzt, zu einleuchtend, als daß man nicht diesen ersten großen Frieden der Ottomanen mit Rußland begreifen und billigen sollte.

Die Türken, seit zwei Regirungen an Leuten und Geld durch ihren Krieg mit Sobieski und dem Prinzen Eugen erschöpft, verloren zu Wien, Lippa und Zenta drei Armeeen. In Dalmatien und Ungarn bedroht und selbst zu Belgrad angegriffen, hatten sie das dringendste Interesse, sich in Beßarabien von den Feindseligkeiten frei zu machen, die sie gehindert haben würden, das adriatische Meer und die Donau zu überwachen; der Verlust einer vierten Armee konnte selbst Adrianopel entblößen. Sie waren für den Augenblick die Beschützer Carl's XII., der sich als Besiegter auf ihr Gebiet geflüchtet hatte; aber eigentlich flößte ihnen der ehrgeizige und unruhige Character dieses gefesselten Helden, und damals mit Recht, mehr Besorgnisse ein, als ein Czar der Moskowiter, einer Nation, die noch unbekannt und in der Kindheit war.

Carl XII. erschien ihnen an der Spitze der kräftigen Schweden und in seinem Gefolge die kriegslustigen Polen mit sich ziehend, ein furchtbarerer Nachbar als Peter Romanof an der Spitze von Barbaren, der sich an der Gränze ihrer Wälder zeigte und wieder verschwand. Ein fester Frieden, abgeschlossen mit dem Oberhaupte dieser Horde schien ihnen bei den Russen ein nützliches Gegengewicht gegen den Ungestüm der Polen, die Streifzüge der Donkosaken und das Uebergewicht Oesterreichs zu gewährleisten. Die absoluten Bedingungen dieses Friedens oder vielmehr dieser der Russen auferlegten Capitulation garantirten den Russen die Unantastbarkeit des schwarzen Meeres und schmeichelten zu sehr dem ottomanischen Stolze, um jeden Vorwand des Vizirs zu heben, die schönste und letzte Armee des Reiches in einer Schlacht, wo noch die Verzweiflung den Erfolg in einer Niederlage verwandeln konnte, unnütz auf das Spiel zu setzen.

Das waren die eigentlichen und richtigen Beweggründe des Großvizirs. Carl XII., der polnische Gesandte, Poniatowski und der Tartaren-Khan, Dewlet-Gherai, widersetzten sich fruchtlos in ihren persönlichen- und den Interessen ihrer Nation. Baltadji dictirte

den Frieden so erniedrigend und absolut, als er dies nur nach einem vollständigen Siege gekonnt hätte. Er forderte von dem Czaren die Rückgabe von Azof, die Schleifung von Kamienska, Samara und Tighan, von Festungen, deren Geschütze der Pforte ausgeliefert wurden; jede Verzichtleistung auf eine Einmischung in die Angelegenheiten der Kosaken-Volksstämme; die dauernde Entfernung jedes russischen Gesandten aus Constantinopel, dessen Intriguen dem Divan lästig wären; die Freizügigkeit des schwedischen Königs Carl's XII. in seine Staaten und die sichere Basis einer separaten Friedensunterhandlung desselben mit dem Czaren; endlich den freien Rückzug der russischen Armee, die durch die Ottomanen nicht behelligt sein dürfte, unter der Bedingung, daß sie in den Händen des Großvizirs zwei Friedensunterhändler und den Marschall Scheremetof, den ersten Feldherrn des Czaren belassen würden. So war der Frieden am Pruth, die wahren forche Caudine Rußlands, durch die der tapfere und kluge Holzspalter ohne Kampf die hundertvierzigtausend Mann des Czaren schreiten ließ.

Carl XII. trat in das Zelt des Großvizirs im Augenblicke, da Trommelwirbel der Russen und ihre entfalteten Fahnen den ungehinderten Rückzug seiner Feinde verkündigten, brach in heftige Vorwürfe gegen Baltadji aus und sagte zu ihm: „Hättest Du nicht den Czaren gefangen nach Constantinopel bringen sollen?"

„Und wer hätte", entgegnete ironisch der Vizir, „in seiner Abwesenheit sein Volk beherrschen sollen?"

Auf diese Antwort, in der Carl XII. mit Recht eine spottweise Anspielung auf seine Raserei sieht, die ihn selber seine Staaten verlassen ließ, wirft er sich gestiefelt und gespornt auf den Divan; er verwickelt absichtlich seine Sporen im Pelze des Vizirs, zerreißt ihn in Fetzen, erhebt sich, steigt zu Pferde und sprengt wüthend bis nach Bender. Der kaltblütige Holzspalter brachte diese Beleidigung auf Rechnung des Unglücks und der Täuschung, erhob sich ohne irgendeine Rüge vom Divan und verrichtete seine Gebete und Waschungen vor dem Zelte. Er war schon zu ruhmreich, um eine Beleidigung übersehen zu können.

XXIV.

Bevor wir aber den Vizir bei seinen Triumfeinzügen in Constantinopel verfolgen, greifen wir etwas den Ereignissen vor und geleiten den Czaren auf seiner demüthigenden Rückkehr nach Moskau und die Czarin in ihrem wachsenden Glücke.

Dasselbe geheime Document, das uns die Geheimnisse des Hofes des Czaren Peter vom Beginne seines Lebens eröffnete, offenbart sie noch bis zu seinem Ableben. Man kann seine Gedanken nicht von diesem Mithridates der Ottomanen losmachen.

„Man kann sich vorstellen," sagt der vertraute Annalist, „welchen Eindruck das Benehmen Katherina's auf Geist und Gemüth der Soldaten hervorbrachte. Man hörte nur das lauteste Lob über ihre Verdienste und Aufopferungen. Der Czar, mehr und mehr von ihren großen Eigenschaften bezaubert, konnte darüber nicht ruhig sein; er ließ ihr öffentlich die schuldige Gerechtigkeit widerfahren; als er in seine Staaten zurückkam, dankte er ihr, indem er seine Heirat mit ihr trotz den wahren oder nur erheuchelten Anstrengungen, die sie machte, um ihn davon abzubringen, verkündigte. Er that aber noch mehr; um auf die Nachwelt ein Denkmal des Ruhmes zu bringen, den sie an den Pruthufern erobert hatte, stiftete er ihr zu Ehren den St. Katherina-Orden, von dem er sie zur Großmeisterin machte." Sie begaben sich nach Petersburg, wo man durch Rückkehrfeste gleichsam eine zweite Krönungs-Feierlichkeit beging.

Das Reich und die Armee nannte noch immer den Namen der Retterin Katherina, als der Zufall plötzlich das Geheimniß durchdrang, das vor den Augen der Russen die Abstammung dieser Fürstin umgab. Hier das Abenteuer; es trug sich drei Monate nach der Krönung Katherina's zu.

„Ein Bauer, Stallknecht in einem kurländischen Wirthshause, fing im Rausche einen Zank mit andern Leuten seines Standes an, die wie er betrunken waren. Ein außerordentlicher Gesandter des Königs von Polen, der von Moskau kommend auf seiner Rückreise nach Dresden, zufällig in dieser Schenke anhielt, war Zeuge dieses

Zankes. Er lauschte und vernahm, wie Einer der Trunkenbolde in seiner Wuth gegen den Andern zwischen den Zähnen murmelte, er könnte mit Einem Worte beweisen, daß er so mächtige Verwandte habe, die ihnen schon ihren Uebermuth heimzahlen würden.

Der Minister, überrascht von der Rede dieses Trunkenboldes, fragt nach seinem Namen, und was er immer herausbringen konnte. Man antwortet ihm, er wäre ein gewöhnlicher polnischer Bauer, Stallknecht in dem Hause und hieß Carl Skawronsky. Er betrachtet aufmerksam diesen Bauer und findet bei näherer Betrachtung in seinen groben Zügen eine entfernte Aehnlichkeit mit denen der Kaiserin Katherina, obgleich diese so zart waren, daß kein Maler je ein gelungenes Portrait von ihr machen konnte.

Betroffen von dieser oberflächlichen Aehnlichkeit wie auch von dem Ausspruche des Bauers, plauderte der außerordentliche Gesandte unschuldiger oder boshafter Weise davon in einem Briefe, den er an Ort und Stelle schrieb, an Einen seiner Freunde, der am russischen Hofe lebte. Dies Billet kam, man weiß nicht wie, zur Kenntniß des Czaren. Er notirte sich die in dem Briefe detailirten Auskünfte und schickte sie, ohne ihm den Zweck auseinanderzusetzen, an den Fürsten Repnin, Statthalter von Riga, mit dem Befehle, Nachforschungen nach dem sogenannten Carl Skawronsky zu machen, einen Vorwand zu finden, um ihn nach Riga kommen zu lassen, sich seiner Person zu bemächtigen, ihn sofort an die Hofpolizei-Stelle abzuschicken, als ob er gegen ein gegen ihn zu Riga gefälltes Urtheil zu appelliren habe.

Der Fürst Repnin führte die Befehle des Czaren nach dem Inhalt des Briefes aus. Man führte ihm Carl Skawronsky zu. Er that, als ob er gegen ihn gerichtlich wegen eines Streithandels zu verfahren habe, und schickte ihn in sicherer Begleitung mit den verlangten Informationen über seine Person an den Hof ab.

Dieser Mann stellte sich nach seiner Ankunft am Hofe bei dem General-Lieutenant der Polizei vor, der nach dem Willen des Czaren diese Angelegenheit verschleppen ließ und den Bittsteller von Einem- auf den andern Tag vertröstete, um ihn hinlänglich ausfundschaften und genaue Rechenschaft von seinen Enthüllungen geben zu können. Dieser arme Fremde verzweifelte schon an der Beendigung seiner Angelegenheit

Man umgab ihm ohne sein Wissen mit Spionen; man ließ ihn plaudern und stellte auf die Aussagen, die man ihm entlockte, in Kurland geheime Nachforschungen an, durch die sich klar herausstellte, daß er der leibliche Bruder der Kaiserin Katherina war.

Als der Czar dessen sicher war, ließ man Carl Skawronsky durch die Spione seiner Umgebung einflüstern, er müsse, da er sein Recht nicht bei dem General-Lieutenant der Polizei finden könne, eine Bittschrift dem Czaren persönlich unterbreiten. Man versicherte ihm, zu diesem Ende ihm die Protection hochgestellter Personen zu verschaffen, die ihm nicht allein eine Audienz leicht vermitteln, sondern zugleich seine Angelegenheit unterstützen würden.

Jene, welche diese kleine Intrigue leiteten, fragten den Czaren, wann und wo man ihm dies Individuum vorführen solle. Er entgegnete, er wolle am nämlichen Tage incognito bei Einem seiner Speisewirthe, Namens Chapiloff speisen, und daß man es so einrichten sollte, daß er zu Ende des Mahles Carl Skawronsky dort treffe. Man hielt sich daran und ließ ihn, als es Zeit war, heimlich in das Zimmer treten, wo der Czar war.

Er übernahm die Bittschrift und betrachtete den Bittsteller aufmerksam, während man sich stellte, als ob man ihm diese Angelegenheit auseinandersetzte. Die Antworten Skawronsky's auf die vielfachen Fragen des Czaren waren verlegen, aber doch klar genug, um dem Kaiser zu beweisen, daß dieser Mann unzweifelhaft der Bruder Katherina's sei.

Da seine Neugier in dieser Beziehung vollkommen befriedigt war, entließ er ungeberdig diesen Bauer, und sagte zu ihm, er wolle sehen, was für ihn zu thun sei, und daß er am nächsten Tage um dieselbe Stunde zurückkehren werde. Als er mit Katherina beim Abendessen war, sagte er zu ihr:

„Ich habe heute bei Chapiloff, unserm Speisewirthe gegessen, ich habe es dort köstlich gefunden. Es ist dort ein sehr guter Gesellschafter. Katherina, ich muß Dich einmal dahin führen. Gehen wir morgen hin.“

Die Czarin erwiederte, sie wäre dabei.

„Aber,“ sagte er, „man muß es wie ich heute machen und ihn

im Augenblicke überraschen, da er sich zu Tische setzt, und sich außerdem allein hinbegeben."

Der Plan wurde festgehalten und am nächsten Tage ausgeführt. Man ging zu Chapiloff, speiste dort und führte nach dem Dinér Carl Skawronsky in das Zimmer, wo der Kaiser und die Kaiserin sich befanden. Der Bittsteller näherte sich zitternd und stammelnd dem Czaren, der sich stellte, als ob er schon vergessen, was er ihm gesagt habe, und die früheren Fragen an ihn richtete. Diese Unterredung fand in einer Fensternische statt, die Czarin saß nicht weit davon und verlor keine Sylbe. Der Czar wiederholte während der Antworten des armen Skawronsky, um gleichsam die Aufmerksamkeit dieser Fürstin noch zu stacheln, fortwährend:

„Katherina, höre doch ein wenig das. Nun, Katherina, verstehst Du Nichts von diesen Worten?"

Sie antwortete, die Farbe wechselnd und stammelnd:

„Aber..."

Der Czar unterbrach sie und sagte:

„Wenn Du davon Nichts verstehst, so verstehe ich es recht wohl, ich; mit Einem Worte, dieser Mann da ist Dein Bruder."

„Wohlan," sagte er zu Carl, „küsse jetzt den Saum ihres Kleides, weil sie Kaiserin ist, und dann umarme sie als Deine Schwester."

Nach diesem Gespräche fiel Katherina sprachlos und blaß wie ihre Halskrause in Ohnmacht. Man brachte Riechwasser, um sie zu sich zu bringen, und Niemand zeigte sich mehr besorgt als der Czar. Er that alles Mögliche, um sie sorglos zu machen und sagte, als er sie sich erholen sah:

„Was für ein Unglück ist denn aber bei diesem Abenteuer? Was weiter, er ist also mein Schwager; wenn er ein rechtschaffener und verständiger Mann ist, so werden wir schon Etwas aus ihm machen. Nun tröste Dich aber, ich sehe dabei Nichts, weßhalb man sich betrüben sollte. Endlich sind wir über eine Sache aufgeklärt, nach der wir so viel geforscht haben. Nichts weiter davon."

Die Czarin erhob sich, bat um die Erlaubniß, diesen Bruder, der auf eine so wunderbare Weise wiedergefunden war, umarmen zu

dürfen, und ersuchte den Czar, ihm wie ihr fortan seine Gunst zu bewahren.

Man befahl Skawronsky, in dem Hause, wo er sich befand, zu bleiben, und versicherte ihm, daß ihm Nichts fehlen werde. Außerdem wurde ihm eingeschärft, sich nicht zu zeigen und sich in Allem nach der Richtschnur seines Wirthes zu halten. Man behauptet, daß die neugeschaffene kaiserliche Majestät etwas verletzt und erniedrigt war durch diesen Dank, und daß sie, wenn sie anders darüber verfügen hätte können, sich wenigstens einen passenderen Ort für eine derartige Scene ausgesucht haben würde.

So geschah es, daß durch das eben erzählte unerwartete Abenteuer das Geheimniß der Abstammung Katherina's in dem Augenblicke, da man sich dessen am Wenigsten versah, entdeckt wurde. Aber das Glück, das fortwährend mit dem Schicksale schwacher Sterblicher spielt und sie willkürlich erhebt oder fallen läßt, scheint plötzlich seine Güter jenen, die es zu hoch erhoben hat, vorzuwerfen; es stört mit Lust die Seligkeit der Machthaber der Erde, indem es sie an die Nichtigkeit erinnert, aus der sie hervorgingen, tröstet somit diejenigen, die das Geschick übel behandelte und beweist den Sterblichen, daß sie trotz ihren verschiedenen Stellungen auf der Welt hier unten dennoch Brüder sind.

XXV.

Kaum hatte Katherina den Thron bestiegen, so ließ sich ihr Herz, das nun weiter keinen Wunsch an den Ehrgeiz hatte, von der Liebe unterjochen. Ungeachtet der heiligen Gesetze ihrer Heirat mit einem Fürsten von so furchtbarem Charakter, und der sich, da er sie heiratete, sozusagen vergessen hatte, fürchtete sie doch nicht eine Untreue gegen ihn zu begehen, deren Intrigue überdies noch so wenig behutsam gehalten wurde, daß sie diese im Augenblicke anspann, da sie noch von dem Gipfel der höchsten Ehre in den Abgrund der tiefsten Schmach gestürzt werden konnte.

Ich erinnere mich, daß ich bei Beginn dieser Intrigue, da ich bei Hofe und nicht im Geringsten von dem unterrichtet war, was

zwischen der Czarin und ihrem Kammerherrn, Moens de la Croix, vorging, nicht allein diese Intrigue während ihres Beisammenseins ahnte, sondern selbst nicht mehr den geringsten Zweifel in dieser Hinsicht hegte. Doch sah ich sie nur öffentlich und an einem Tage, da ein großer Zudrang von Leuten bei Hofe war. Ich habe nie mehr als bei dieser Gelegenheit gesehen, wie die Liebe blind ist und wie ihre Eindrücke nicht leicht zu verbergen sind.

Es fehlte wenig, daß sich der Kaiser so weit in seiner Wuth gegen diese Frau reißen ließ, daß er die Kinder, die er von ihr hatte, tödten wollte. Ich weiß von einem französischen Fräulein, das im Dienste der Prinzessinnen Anna und Elisabeth war, daß der Czar, als er Eines Abends von der Festung von Petersburg, wo man über den Prozeß des Herrn Moens de la Croix verhandelte, zurückkam, unerwartet und ohne Gefolge in das Gemach dieser Prinzessinnen trat, welche mit mehren Mädchen, die bei ihnen wegen ihrer Erziehung und zu ihrer Unterhaltung saßen, über Arbeiten ihres Alters und Geschlechtes waren.

Er hatte, sagte dies Fräulein, ein so furchtbares, drohendes Aussehen, und schien so außer sich zu sein, daß Alles bei seinem Anblicke von Schreck ergriffen war. Er war bleich wie der Tod und seine Augen waren funkelnden und unsteten Blickes. Sein Gesicht und sein ganzer Leib zeigte von convulsivischen Zuckungen.

Er ging mehre Minuten im Gemache auf und nieder, ohne an Jemand ein Wort zu richten, und warf fürchterliche Blicke auf seine Töchter, die erschreckt und zitternd sich still entfernten und wie die übrige Gesellschaft in ein anderes Gemach flüchteten.

Der Kaiser zog und steckte wieder mehr als zwanzig Mal das Jagdmesser in die Scheide, das er gewöhnlich an der Seite trug. Er schlug damit wiederholt auf die Wände und auf den Tisch, und machte dabei so fürchterliche Geberden und Zuckungen, daß das französische Fräulein, das sich noch nicht entfernen konnte, nicht wußte, wohin es sich flüchten sollte, und sich unter dem Tische versteckte, wo es so lange blieb, bis er wieder fort war. Dieser Auftritt dauerte fast eine halbe Stunde, während welcher er nur schwer athmete, mit Händen und Füßen stampfte, seinen Hut und Alles, was ihm in die

Hände kam, zur Erde warf. Beim Fortgehen warf er die Thüre mit solcher Heftigkeit zu, daß sie zertrümmerte.

Zum Glücke für die ehebrecherische Gemahlin starb mittlerweile der Kaiser. Ohne diese unvorhergesehene Lösung wäre Katherina früher oder später das Opfer der nur zu gerechten Beschwerden ihres Gemahls geworden. So ist wenigstens die einstimmige Meinung aller Jener, die zumeist in Berührung mit der Person Peter's I. kamen und genau seinen Charakter kannten.

Er ging aber doch nicht in die andere Welt ein, ohne, wenn auch nicht ganz, wenigstens theilweise, seine Rache befriedigt zu haben. Er rächte sich an dem Geliebten vollends, daß er ihm wegen angeblicher Verbrechen den Kopf abschlagen ließ. Zehn oder zwölf Tage nach der Hinrichtung zwang er die Kaiserin, mit ihm über den Platz zu gehen, auf dem noch der Rumpf und der auf einen Schaft gespießte Kopf dieses Unglücklichen ausgestellt waren, und lenkte seine Promenade so, daß sie mit ihrem Kleidsaume das Schaffot berühren mußte. Katherina war umso weniger auf dies entsetzliche Schauspiel vorbereitet, da ihr der Kaiser bei dem Austritte aus dem Palaste den Vorschlag machte, sie in ein entferntes Viertel zu führen, wo sie häufig ihre Spazierfahrten in einem offenen Schlitten machten. Er trieb die Grausamkeit so weit, daß er sie während der ganzen Zeit, da sie über diesen Platz fuhren, fest anschaute; sie hatte aber so viel Festigkeit, die Thränen zurückzuhalten und keinerlei Unruhe zu zeigen.

Ich weiß, daß dies Abenteuer in Rußland und in andern Ländern Grund zum Verdachte gegeben hatte, Katherina hätte den Plänen ihres Gemahls durch eine Vergiftung vorgebeugt. Nie war ein Verdacht so falsch, wenn er auch alle Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Dieser Fürst starb an einer Entzündung, die er sich seit längerer Zeit durch seine Ausschweifungen zugezogen hatte."

Katherina folgte ihm, obgleich sie eigentlich keinen Rechtstitel zur Herrschaft hatte, als Kaiserin durch die Gunst der Nation und durch die Mitwirkung ihres einstigen Herren, Mentschikoff, der Reichsmarschall geworden war. Sie zeigte oder heuchelte wenigstens großen Schmerz während ihrer Trauer. Ihre reichlichen Thränen setzten die

Russen in Verwunderung. Sie weinte übrigens so schön und interessant, wie man es sich nur zu sehen wünschen kann.

Sie liebte den Grafen Sapieha, einen jungen sehr schönen polnischen Edelmann. Sie verheiratete ihn mit ihrer Nichte, der Tochter jenes wiedergefundenen Bruders, um einen Vorwand zu haben, diesen jungen Mann recht nahe an sich zu fesseln. Sie starb nach zweijähriger Regierung an der Schwindsucht und beließ die Siegel der Herrschaft in den Händen Mentschikoff's, der eine heimliche Verschwörung machte, um das Reich dem Großherzoge von Moskau, dem rechtmäßigen Sohne der Kaiserin Eudoxia, der ersten Frau Peter's des Großen, zu übergeben.

XXVI.

Die Geschichte dieses Günstlings, der zweimal der Schiedsrichter eines so mächtigen Reiches war, ist nicht minder außergewöhnlich, wie die Katherina's, und erinnert im Norden an den raschen Glückswechsel des Orients.

„Der Fürst Mentschikoff," fährt der Bericht fort, „war zu Moskau geboren, man kann aber nicht genau sein Geburtsjahr bestimmen. Sein Vater, ein gewöhnlicher Bauer, fristete sein Dasein durch den Verkauf von Pastetchen auf dem Kremlinplatze, wo er eine Bude aufgeschlagen hatte. Als das Kind dreizehn oder vierzehn Jahre alt war, schickte man es in die Straßen aus, um die Pastetenbäckereien in einem Korbe an die Liebhaber auszubieten. Er hielt sich die meiste Zeit im Schloßhofe aus dem guten Grunde auf, daß er hier einen besseren Absatz seiner Waare als auf andern Plätzen und Straßen der Stadt finden würde.

Er war, wie man nämlich behauptet, in seiner Jugend sehr hübsch und hatte einen lustigen Humor, weßhalb sich die Strelitzen und Garde-Soldaten des Czaren sehr gerne mit ihm unterhielten. Peter I. war zu jener Zeit ein Kind vom nämlichen Alter; die Schelmereien des kleinen Pastetenverkäufers hatten oft den jungen Prinzen erlustigt, der häufig Gelegenheit hatte, ihn aus den Fenstern seiner Wohnung zu sehen.

Eines Tages, da er schrie, weil ihm ein Strelitze heftiger als gewöhnlich am Ohre zog, ließ der Czar dem Soldaten sagen, er möge mit seiner rohen Behandlung aufhören, und befahl, daß man das Kind zu ihm heraufbringe, weil er sich einige Augenblicke mit ihm unterhalten wollte. Er erschien vor dem Czarn, ohne im Geringsten verlegen zu sein und antwortete auf seine Fragen mit so geistreichen Possen, daß ihn der junge Monarch unter die Pagen einreihte und ihn sofort mit den Abzeichen und dem Costume seiner neuen Bedienstung bekleiden ließ.

Der also metamorphosirte Mentschikoff erschien in den Augen des Czaren so liebenswürdig, daß er ihn zu seinem Kammerdienste bestimmte und fortan mit ihm in der innigsten Freundschaft lebte.

Dieser Günstling wurde seinem Souverain so unentbehrlich, daß er ihn überall umd selbst in den Staatsrath begleitete, wo er zuweilen wagte, seine Meinung auf eine groteske und komische Weise kundzugeben, weil er wußte, daß er dadurch seinem Gebieter gefalle.

Die Minister selber, die erkannten, welchen ungewöhnlichen Einfluß er habe, bedienten sich seiner bei vielen Gelegenheiten, um dem Fürsten, der von Natur mißtrauisch und halsstarrig war, ihre Entschlüsse beizubringen oder seinen Wiederstand zu bezwingen, der ohne diese List unbesiegbar gewesen wäre.

Mentschikoff, obgleich ungebildet (er konnte weder lesen noch schreiben), hatte doch eingeborenen Geist und Geschmack für Großartiges; er besaß überdieß das Talent der Beherrschung, das nicht aller Welt gegeben ist. Da er von der Regierung und den Staatsangelegenheiten verhandeln hörte, bildete er sich darin so aus, daß er zu den größten Ehrenstellen und höchsten Würden des russischen Reiches gelangte. Er wurde nacheinander Knes oder Fürst des russischen Reiches, erster Senator, Feldmarschall und Ritter des St. Andreas-Ordens.

Die hohe Idee, welche der Czar von den Fähigkeiten Mentschikoff's hatte, verbunden mit dem Vertrauen, das er ihm einflößte, bestimmten diesen Monarchen, ihn zum Reichsregenten einzusetzen,

so oft ihn seine Angelegenheiten oder sein natürlicher Hang zum Reisen veranlaßten, sich aus seinen Staaten zu entfernen.

Mentschikoff benützte die Vortheile seiner Stellung, um sich ungeheure Güter in seinem Lande und in der Fremde zu verschaffen. Er besaß einen so unmässigen Reichthum von Gütern und Herrschaften im russischen Reiche, daß es allgemein hieß, er könne von Riga in Liefland bis nach Derbend in Persien reisen und würde immer auf Einer seiner Besitzungen zu Bette gehen. Man zählte bei der Berechnung seiner Domänen über hundertfünfzigtausend Familien von Bauern oder Sklaven, was in der russischen Sprache gleichbedeutend ist.

Aber nicht nur in Rußland erwarb sich Mentschikoff Güter und Ehrenstellen, der Einfluß, den er auf den Geist seines Gebieters nahm, verschaffte ihm solche von allen Fürsten Deutschlands und des Nordens.

Kaiser Carl VI. machte ihn zum Fürsten des römischen Reiches und verlieh ihm das Herzogthum Kosel in Schlesien. Die Könige von Dänemark, Preußen und Polen ernannten ihn zum Ritter ihrer Orden und verbanden mit diesen Titeln beträchtliche Pensionen.

XXVII.

Nach dem Todes Katherina's wurde der Enkel Peter's des Großen, der bisher übersehen ward, zum Kaiser unter den Namen: Peter II. ausgerufen. Das Erste, was Mentschikoff als tiefer Politiker that, war, daß er bei dem jungen Czar seine Dienstleistung übertrieb und ihm Mißtrauen gegen sein Volk und den Hof einflößte. Er sagte ihm, daß sein Leben in Gefahr sei; er sprach von möglichen Complotten und bedeutete ihm, daß seine Person nur dann gesichert wäre, wenn er in seine getreuen Hände die größtmögliche Gewalt unter dem Titel eines Reichs-Stellvertreters und Generalissimus der Armeeen legen würde; das Patent war schon bereit, es wurde schnell ausgefertigt. Darauf schritt Mentschikoff ohne Verzug an die Verlobung seiner ältesten Tochter mit dem Czaren.

Die Ceremonie wurde ohne irgend eine offene Opposition von Seite der Senatoren und anderer Großoffiziere der Krone vollzogen. Sie waren dabei anwesend, ohne das geringste äußere Zeichen der Unzufriedenheit zu geben. Um zu diesem Ziele, ohne das Geringste zu wagen, zu gelangen, hatte er von der Administration und vom Hofe alle jene russischen Herren entfernt, die nicht hinlänglich ihre tiefinnere Opposition und ihren Widerwillen verheimlicht hatten. Er verbannte Einige wegen unterlegter Verbrechen nach Siberien; sei es aber, daß er nicht genau die Absichten des Fürsten Dolgoruki und des Grafen Ostermann kannte, die aus Furcht oder, um Zeit zu gewinnen, sich stellten, als ob sie seine Pläne billigten, oder daß er ihnen kein Gewicht zuschrieb, er unternahm Nichts gegen sie.

Es ist fast wahrscheinlich anzunehmen, daß er sie nicht fürchtete, denn er sprach zu ihnen nur als absoluter Gebieter. Er behielt diese gebieterische Miene mit dem Czaren bei; er behinderte ihn selbst in den unschuldigsten Spielen und erlaubte ihm gar keinen Verkehr mit Personen, für die er Zuneigung gefaßt hatte. Mit Einem Worte, Mentschikoff beherrschte das russische Reich tausendmal tyrannisch-despotischer, als dies je ein legitimer Souverain gethan hatte.

Er ging so weit, daß er dachte, seine Maaßregeln, die er getroffen hatte, um seine Macht zu befestigen, könnten nicht mehr ein Hinderniß von menschlicher Seite erfahren, und er beschäftigte sich nur mit den Vorbereitungen zur Hochzeit seiner Tochter mit dem Czaren, als er so gefährlich krank wurde, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Während dieser Zeit nun ließen Jene, denen er die Führung seines Mündels und künftigen Schwiegersohnes anvertraut hatte, dem jungen Fürsten etwas mehr Freiheit.

Sie erlaubten, daß die Prinzessin Elisabeth und die jungen Fürsten Dolgoruki öfter bei ihm zu Besuche kamen. Da sie fast in gleichem Alter mit ihm standen, fand er begreiflicher Weise mehr Geschmack an ihrer Unterhaltung, wie an den schwerfälligen Erholungen, die ihm Mentschikoff gestattete.

Die Vertraulichkeit zwischen ihnen war bald so weit gediehen, daß der junge Czar ihre Gesellschaft nicht mehr entbehren konnte;

kaum aber war Mentschikoff hergestellt, so überwachte er wieder aufmerksam das Benehmen und die Vertraulichkeiten seines künftigen Schwiegersohnes; er wußte, daß man der Prinzessin Elisabeth erlaubt hatte, so häufig den jungen Monarchen zu besuchen; er machte dieser liebenswürdigen Tante begreiflich, daß ein so fortgesetzter Umgang nicht angehe, und daß sie ihre Besuche auf die ceremoniell vorgeschriebenen Tage beschränken müsse. Was die Freundschaftsgefühle betraf, die der Czar gegen den jungen Ivan Dolgoruki an den Tag legte, so hatte er darüber kein Mißtrauen, da er sich nicht einfallen ließ, der Vater könne irgend ein Abenteuer wagen, noch daß der Sohn so verschmitzt sei, dem Czaren, der von Natur schüchtern war, den Entschluß beizubringen, sich von dem Zwange, in dem er ihn hielt, freizumachen.

Mentschikoff wurde diesmal von seinem Scharfblicke hinter das Licht geführt; denn, wenn auch Vater und Sohn keine waghalsigen Abenteurer waren, so hatten sie doch alle Fähigkeiten, um eine Intrigue, die von Gewandteren als sie angesponnen war, gut zu lenken. Der Graf Ostermann, ein ebenso beherzter als aufgeklärter Minister, wußte, wie er sich in dieser Angelegenheit zu benehmen hatte. Er wartete nur eine günstige Gelegenheit ab, um ihnen den Plan mitzutheilen, Mentschikoff zu verderben, den er im Innersten haßte, und diese Gelegenheit glaubte er in einer Reise gefunden zu haben, die dieser mit dem Czaren nach Peterhoff unternahm, wo Jagdpartien zur Zerstreuung des jungen Fürsten anberaumt waren.

Ostermann ging ohne Zeitverlust zu allen Senatoren und den ersten Gardeoffizieren, um ihre Gesinnung auszuholen; und nachdem er Alles so fand, wie er wünschte, und einen heftigen Haß gegen die Tyrannei Mentschikoff's betraf, theilte er ihnen seinen Plan mit und jedem Einzelnen die Rolle zu, die er zu übernehmen hatte. Die ersten Instruktionen gab er dem Fürsten Dolgoruki, Vater und Söhnen, und ließ sie errathen, daß die Nation bezaubert sein würde, wenn der junge Czar eine Prinzessin Dolgoruki heiraten würde, im Falle man seine nahe bevorstehende Heirat mit den Tochter Mentschikoff's verhindern könnte.

„Es handelt sich nur darum," sagte er, „den jungen Czar dahin

zu bringen, daß er sich heimlich und ohne Wissen unseres Feindes von Peterhoff entferne; der Senat, der zu dem Ende in einem Landhause des Großkanzlers Golowine, zwei Wegstunden von Peterhoff, zusammenkommt, wird den Fürsten erwarten, den wir nach St. Petersburg zurückführen."

Der junge Dolgoruki übernahm auf Zureden seines Vaters die Aufgabe, ihnen den Czar zuzuführen. Das Gelingen war umso leichter, da er jede Nacht im Gemache Seiner Majestät schlief.

Kaum vermuthete er, daß er schlief, so machte er ihm den Vorschlag, sich wieder anzukleiden und durch ein Fenster seiner Wohnung zu springen, die nicht hoch zu ebener Erde lag. Der Czar nahm ohne Weiteres den Vorschlag an und flüchtete, ohne daß es die Wachtposten an seiner Gemachthüre merkten. Er entkam durch die Gärten und gewann die Straße, wo ihn alle Herren und Offiziere erwarteten, die ihn wie im Triumfe nach Petersburg führten. Mentschikoff, der zu spät von der Flucht seines Zöglings unterrichtet wurde, wollte ihn schleunigst verfolgen; als er aber bei seiner Ankunft alle Wachen gewechselt und die Garnison unter Waffen fand, ohne daß er es befohlen hatte, eilte er in seinen Palast, um mit sich selber zu Rathe zu gehen, welche Parthie er nun zu ergreifen habe.

Er wurde beim Eintritte durch eine Abtheilung von Grenadieren verhaftet, die sein Haus umzingelten. Er verlangte die Erlaubniß, mit dem Czaren sprechen zu dürfen; man wies ihm den Befehl vor, am nächsten Tage mit seiner ganzen Familie auf seine Besitzung Renneburg abzugehen. Die Offiziere, die ihn zu bewachen hatten, behandelten ihn diesen Tag noch mit aller Schonung; sie sagten zu ihm, er könne seine werthvollsten Effecten und so viel Diener, als er immer wolle, mit sich fortnehmen. Obgleich er nicht zweifelte, daß dies eine Schlinge sei, die man ihm lege, reiste er am hellen Tage von Petersburg in seinen prächtigsten Wagen und mit einem so beträchtlichen Gepäcke und Gefolge ab, daß seine Abreise eher einem Gesandtschaftszuge als dem eines Gefangenen glich, den man ins Exil abschickte.

Als er von der Parthei des Czaren verhaftet wurde, sagte er zu dem Offizier, der damit betraut war:

„Ich gestehe ein, daß ich ein Verbrecher bin, und daß diese Behandlung verdient ist, aber der Czar verhängt sie nicht über mich."

Bei seiner Fahrt durch die Straßen von Petersburg grüßte er nach rechts und Links und redete inmitten der Volksmenge, die von allen Seiten zuströmte, alle Jene an, die er näher kannte und sagte ihnen in einer Weise, die keine Verwirrung erkennen ließ, Lebewohl.

Schon auf zwei Wegstunden von Petersburg fand er eine andere Abtheilung von Soldaten. Der Offizier, der sie befehligte, verlangte ihm im Namen des Czaren die Bänder der St. Andreas-, Alexander-Newsky-, Elefanten-, Weißen- und Schwarzen Adler-Ordens ab.

„Ich war gefaßt," antwortete er mit großer Kaltblütigkeit dem Offiziere, „daß man sie mir abverlangen würde und habe sie zu dem Ende in dieser Schatulle mitgebracht; Sie werden hier die äußeren Abzeichen der Eitelkeit finden. Wenn Sie, der Sie den Auftrag haben, sie mir abzunehmen, je solche erhalten, so lernen Sie durch mein Beispiel, wie wenig Gewicht man darauf zu legen habe."

Der Offizier sagte, nachdem er die Schatulle übernahm, daß sein Auftrag nicht allein auf die Abnahme seiner Orden laute, sondern daß er auch alles Gepäcke und die Dienerschaft, die er mit sich habe, fortschicken müsse; man ließ ihn, seine Frau und seine Kinder aus der Karosse aus- und in kleine Wagen einsteigen, die man mitgebracht hatte, um ihn nach Renneburg zu führen.

„Thun Sie Ihre Pflicht," erwiederte er, „ich bin auf Alles gefaßt: je mehr Sie mir von meinen Reichthümern wegnehmen, umso mehr befreien Sie mich von unnützen Balaste. Wollen Sie nur gefälligst Jenen, denen meine Beraubung zu Statten kommt, sagen, daß ich sie viel mehr als mich zu beklagen finde."

Dann stieg er mit sorgloser Miene aus seinem Wagen und sagte:

„Ich sitze hier viel besser als in meiner Karosse."

Man führte ihn in dieser elenden Equipage in Begleitung seiner Frau und seiner Kinder, die abgesondert in anderen Wägen saßen, nach Renneburg. Er sah sie nur zufällig, denn man gestattete ihm nicht einmal, sich mit ihnen nach Belieben zu unterhalten; wenn sich aber

zufällig der Anlaß fand, ermangelte er nicht, sie durch ebenso christliche als heroische Worte zu ermuntern, sie in dem Mißgeschicke zu stützen, dessen Last, wie er oft wiederhollte, weniger schwer zu tragen sei als die Bürde der Macht.

Obgleich das Schloß Renneburg, wo Mentschikoff als Gefangener lebte, von der Stadt Moskau, wo der Czar damals residirte, ungefähr hundertfünzig Werste entfernt war, glaubten ihn seine Feinde noch zu nahe bei dem Czaren, um nicht noch immer Intriguen zu fürchten. Darum beschloßen sie, ihn auf fünfzehnhundert Werste Entfernung, in eine Einöde, Namens Jakutsk am äußersten Ende von Siberien zu schicken.

Er wurde dahin mit seiner Frau und seinen Kindern und mit acht Dienern, die man ihm in seinem Exil belieߠ, geschafft.

Die Fürstin Menschikoff hatte sich in der Blüthe ihrer Jugend und ihres Glückes durch ihre Tugend, ihre Sanftmuth, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit gegen die Armen geachtet und beliebt gemacht. Sie starb auf der Reise zwischen Renneburg und Kazan, wo sie bestattet wurde. Ihr Gemahl vertrat Priesterstelle während ihres Todeskampfes und zeigte sich erschütterter über diesen Verlust als über den seiner Freiheit und über die Beraubung aller seiner Güter und Ehrenstellen. Er ließ sich dennoch nicht vollends entmuthigen und setzte seine Reise von Kazan und Tobolsk, der Hauptstadt in Siberien zu Wasser fort, wo alles Volk, das im voraus von seiner Ankunft wußte, mit Ungeduld diesen Mann erwartete, der noch vor Kurzem das ganze russische Reich erzittern machte.

Im Augenblicke, da er an das Ufer stieg, überfielen ihn zwei Herrn, die er in den Tagen seiner Macht nach Tobolsk verbannt hatte, und überhäuften ihn mit Beschimpfungen; Menschikoff erkannte sie und sagte im Fortgehen zu Einem von diesen:

„Da du keine andere Rache an einem Feinde nehmen kannst, als ihn mit lästernden Worten zu überhäufen, so sättige immerhin deine Rache; ich meinestheils will dich ohne Haß und Groll anhören. Wenn ich dich meiner Politik opferte, da habe ich jedenfalls zu viel Verdienst und Stolz an dir betroffen. Ich sah durch

dich meine Pläne gekreuzt, und habe dich deßhalb vernichtet. Es war dies ein von der Politik gebotener Act."

Dann sagte er, sich gegen den andern Herrn wendend:

„Was dich betrifft, so wußte ich selbst nicht, daß du verbannt warst, und hatte auch keinen persönlichen Grund, gegen dich etwas vorzunehmen. Wenn du verbannt warst, so geschah es durch eine geheime Machitation, zu der man meinen Namen mißbrauchte. Da ich dich nicht mehr sah, meinte ich, du warst verreist oder todt; das die Wahrheit. Wenn aber die Beschimpfungen, die du gegen mich schleuderst, dein Unglück erleichtern, so fahre damit fort; ich bin weit entfernt dich daran hindern zu wollen."

Weiters drängte sich ein dritter Verbannter, der ebenso feinselig gesinnt war, durch die Menge, nahm Straßenkoth und warf ihn dem jungen Fürsten Menschikoff und seinen Töchtern ins Gesicht. Sofort redete ihn Menschikoff mit diesen Worten an:

„Dein Benehmen ist niederträchtig und blödsinnig. Hast du irgend eine Rache zu nehmen, so nimm sie an mir und nicht an diesen unglücklichen Kindern. Ihr Vater konnte allerdings schuldig sein; aber sie sind jedenfalls unschuldig."

Während seines kurzen Aufenthaltes, den man ihm in Tobolsk gestattete, beschäftigte er sich eifrigst damit, das Elend zu erleichtern, dem seine Familie in der schrecklichen Wüstenei, wohin man sie abführte, ausgesetzt war. Der Vizekönig von Siberien hatte ihm in sein Gefängniß eine Summe von fünfhundert Rubeln geschickt, die der Czar für seinen und den Unterhalt der Seinigen auswarf. Menschikoff gab zu verstehen, daß diese Großmuth ihm zu Nichts in einen Lande diene, wo er durchaus keinen Gebrauch davon machen könne, und ersuchte um die Erlaubniß, sie in Tobolsk zu den nöthigen Ankäufen verwenden zu dürfen. Seine Bitte wurde ihm gewährt, er kaufte eine Axt und andere Instrumente zum Holzfällen und zur Bearbeitung des Bodens; er versorgte sich mit allen möglichen Sämereien, mit Fischernetzen und endlich mit einem großen Vorrath von eingepöckeltem Fleisch und Fischen für seinen Lebensunterhalt. Das übrige Geld wurde auf sein Geheiß unter die Armen von Tobolsk vertheilt.

Von dieser Hauptstadt in Siberien wurde er und seine Kinder auf einem kleinen offenen Wagen, der bald von einem einzigen Pferde und bald von Hunden gezogen wurde, nach Jakutsk geschafft. Man hatte ihn vor seiner Abreise von Renneburg seine Kleider abgenommen und dafür Bauernkleider gegeben. Seine Kinder wurden ebenso behandeit; sie waren mit Pelzen und Mützen aus Schaffellen bedeckt und hatten darunter Kleider und Röcke aus grobem Zeug. Die Reise dauerte fünf Monate, während welcher sie fortwährend der ganzen Strenge der Kälte des dortigen Klimas ausgesetzt waren.

Als Eines Tages in der Hütte eines armen Siberiers Halt gemacht wurde, trat mit ihm zufällig ein Offizier ein, der von Kamschatka zurückkehrte. Er wurde unter der Regierung Peter's I. entsendet, um einen Auftrag zu vollziehen, der die Unternehmung des Capitäns Behring und die Entdeckungen betraf, die dieser Seefahrer auf höheres Geheiß an der Seite dieses nordischen Meeres unternahm.

Dieser Offizier, der früher Adjudant des Fürsten Menschikoff war, wußte noch gar Nichts von der Ungnade seines alten Generals.

Menschikoff erkannte und nannte ihn beim Namen, der Offizier fragte, wie er wisse, wer und was er sei, der Fürst erwiederte:

„Kennst Du nicht Alexander?“

„Welchen Alexander“ entgegnete unwillig der Offizier.

„Alexander Mentschikoff.“

„Ja,“ versetzte der Offizier, „ich kenne ihn und muß ihn genau kennen; ich habe unter ihm gedient.“

„Wohlan! er ist vor Deinen Augen,“ sagte Menschikoff.

Der Offizier fand die Sache zu unglaublich und hielt ihn für einen Bauer, dessen Geist verwirrt und nicht für seine Worte verantwortlich sei. Da nahm ihn Mentschikoff bei der Hand und führte ihn zur Fensteröffnung, durch welche die Hütte das Tageslicht empfing.

„Sieh mich gut an," sprach er zu ihm, „und erinnere Dich gut an die Züge deines einstigen Generals."

Der Offizier prüfte ihn einige Zeit aufmerksam, glaubte ihn endlich zu erkennen und rief überrascht aus:

„Ach mein Fürst, durch welches Unglück befindet sich Eure Hoheit in dem kläglichen Zustande, in dem ich Sie sehe?"

„Laß die Worte: Fürst und Hoheit bei Seite," unterbrach ihn Mentschikoff; „ich bin jetzt nur mehr ein elender Bauer, wie ich vom Hause aus war. Gott, der mich auf den Zenith menschlicher Eitelkeit erhob, hat mich wieder zu meinem einstigen Stande zurückgeführt."

Der Offizier der noch nicht vollends überzeugt war, gewahrte im Winkel der Hütte einen jungen Bauer, der mit Schnüren die Sohlen seiner zerfetzten Schuhe zusammenhing, und fragte ihn leise, ob er den Mann kenne.

„Ja," erwiederte der Jüngling, „es ist Alexander, mein Vater. Willst auch Du uns in unserer Ungnade verachten, der Du so oft und so lange unser Brod gegessen hast?"

Der Vater, der seinen Sohn so sprechen hörte, gebot ihm Schweigen, wendete sich an den Offizier und sagte:

„Bruder, vergib meinem unglücklichen Kinde seine unwillige Laune. Dieser Jüngling ist in Wahrheit mein Sohn, den Du selbst auf Deinem Knie geschaukelt hast. Hier meine Töchter," fügte er hinzu und zeigte ihm zwei junge Bäurinnen, die auf dem Boden saßen und Brod in einen hölzernen Milchnapf tauchten. „Die Ältere hatte die Ehre, die Verlobte des Kaisers Peter's II. zu sein."

Der Offizier schien bei dem Worte: Peter II. zu verstummen. Mentschikoff, dem diese Ueberraschung nicht entging, fuhr fort:

„Mein Gespräch verwirrt Dich, weil Du mit den Ereignissen nicht vertraut bist, die sich in unserem Reiche seit den drei Jahren folgten, während welcher Du davon beiläufig zweitausendfünfhundert Werste entfernt bist; Deine Ueberraschung wird aber aufhören, wenn ich Dich darin unterrichtet haben werde."

Und er machte ihm unverzüglich mit Allem bekannt, was sich in Rußland von 1725 bis 1728 zutrug, offenbarte ihm nacheinander die vorläufigen Ereignisse, die Rolle, die er gespielt, die Parthei, die er ergriffen hatte, und urtheilte selber über sich mit aller Strenge.

Als er mit seiner Erzählung fertig war, zeigte er dem Adjutanten seine Kinder, die auf dem Estrich eingeschlafen waren, konnte aber nicht mehr die Thränen zurückhalten, während er sprach:

„Das allein bekümmert mich am Meisten, und darin liegt der ganze Grund meiner Schmerzen. Ich bin jetzt ebenso arm, als ich reich war; ich klage aber nicht um mein verlorenes Glück. Ich bin als Bauer geboren und werde als Bauer sterben; die Armuth erschreckt mich nicht. Ich bedaure selbst nicht den Verlust meiner Freiheit. Mein Leben war nicht frei von Fehlern, und ich betrachte mein gegenwärtiges Elend als gerechte Buße für vorausgegangene Irrthümer. Aber diese unschuldigen Geschöpfe, welche Verbrechen haben sie denn begangen? Warum hat man sie in meine Ungnade mit hinein gerissen? Ich habe aber in meiner tiefsten Seele die Zuversicht, daß der allezeit gerechte Gott es fügen wird, daß meine Kinder ihr Vaterland wiedersehen; sie werden dahin zurückkehren, geläutert durch die Erfahrung, und werden sich mit ihrer Stellung zu bescheiden wissen, wie gering sie ihnen auch vom Himmel verhängt sei. War nicht mein unersättlicher Ehrgeiz die Quelle der Leiden, die ich nun erdulde? Wir verlassen uns jetzt, um uns ohne Zweifel nicht wiederzusehen. Wenn du die Ehre hast, von dem Kaiser empfangen zu werden, erzähle ihm, wie Du mich gefunden hast; versichere ihm, daß ich nicht seine Gerechtigkeit verwünsche, und sage ihm, daß ich jetzt eine Geistes- und Gewissensfreiheit genieße, wie ich sie nicht in den Tagen meines Glückes hatte.''

Man kann sich denken, daß der Zuhörer Mentschikoff's von Verwunderung ergriffen war, als er ihn in solchen ausdrücken vernahm. Es mußten ihm die Bedeckungs-Soldaten alle Thatsachen bestätigen, bis er vollends daran glaubte.

Im Augenblicke der Trennung von seinen alten General, und

als er ihn in seinen elenden Wagen steigen sah, fühlte sich der Offizier sehr ergriffen, und er konnte nicht umhin, eine solche Resignation in einem so großen Unglück zu bewundern.

Kaum an seinem Verbannungsorte angelangt, dachte Mentschikoff nur an die Mittel, um sich diesen strengen Aufenthalt zu erleichtern: er ließ geeignetes Holz fällen, um ein bequemeres Haus zu bauen als die sibirische Hütte, die man ihm als Wohnung angewiesen hatte. Er verwendete dazu nicht nur die fünf Bauern, die man ihm mitzunehmen erlaubt hatte, sondern legte selber Hand an die Arbeit und arbeitete mit der Axt wie die Anderen. Er machte den Anfang mit dem Bau einer Kapelle, zu der er den Zubau einer Vorhalle und von vier Zimmern machte, in deren Einem er mit seinem Sohne wohnte. Seine Töchter wohnten in dem zweiten. Die Bauern brachte er im dritten unter; das vierte diente zur Aufbewahrung des Mundvorrathes. Die älteste Tochter, welche mit dem Czaren Peter II. verlobt war, sorgte mit einem Diener für die Nahrung dieser kleinen Colonie. Die Jüngere, die mit Herrn von Biren, dem Herzog von Curland, verheiratet war, besserte die Kleider aus, wusch und bleichte das Weißzeug, und wurde bei dieser Arbeit nur von einem Diener unterstützt.

Ein wohlthätiger Freund, dessen Namen weder Mentschikoff noch seine Kinder je erfuhren, konnte ihnen endlich von Tobolsk aus einen Stier, vier tüchtige Küche und Geflügel aller Art schicken, das den Grundstock eines Hühnerhofes bildete. Er legte auch einen Garten an, mit dessen Gemüse er seine Familie das ganze Jahr hindurch hinlänglich versah. Sein Hausgesinde mußte täglich dem Gebete beiwohnen, das regelmäßig am Morgen, Mittag und Abend in seiner Kapelle verrichtet wurde.

Mentschikoff hatte schon sechs Monate verlebt, ohne irgend eine Gemüthsstörung zu zeigen, als seine Kinder die Blattern bekamen. Seine ältere Tochter wurde davon zuerst überfallen; da man weder Arzt noch Priester hatte, versah er das Amt und den Dienst des Einen und des Anderen und bereitete sie, nachdem er alle Mittel vergeblich angewendet hatte, die er zu ihrer Heilung für zuträglich hielt, mit einem wahrhaft christlich-heroischen Muthe zum Sterben vor.

Sie erwiederte ihm, daß sie sich durchaus nicht auf die Reise von diesem- in das andere Leben fürchte und daß sie vielmehr wünsche, dieser Augenblick möge so bald als möglich eintreffen. Der Himmel erhörte ihr Gebet, sie starb in den Armen ihres Vaters der seinen Schmerz nur dadurch bezeigte, daß er durch eine volle Minute ihr Antlitz mit seinem Gesichte bedeckte; dann wendete er sich gegen seine anderen Kinder und sagte:

„Lernet nach dem Vorbilde Eurer Schwester sterben, ohne die irdischen Güter zu beklagen."

Dann stimmte er an und sang mit dem Hausgesinde die Gebete ab, die man nach dem griechischen Ritus für die Verstorbenen zu recitiren pflegt. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden ließ er sie von dem Krankenbette, wo sie gestorben war, nehmen und in die Kapelle tragen, wo sie in seinem Beisein beerdigt wurde.

Bruder und Schwester dieser unglücklichen Prinzessin wurden gleichfalls bald von dieser schrecklichen Krankheit befallen. Mentschikoff betreute sie mit solcher Sorgfalt, Ausdauer und mit einem solchen Muthe, daß man sagen kann, er habe sie dem Tode entrissen. Kaum aber waren sie außer Gefahr, so wurde der unglückliche Vater, der vor Anstrengung erschöpft und vom Schmerze vernichtet war, von einem Fieber ergriffen, das ihn in kurzer Zeit seinem Ende zuführte.

Eines Tages, als er sich schon sehr schlimm fühlte, berief er seine Kinder und sagte mit vollkommener Ruhe zu ihnen:

„Ich gehe meiner letzten Stunde entgegen; der Tod hätte nur Tröstliches für mich, wenn ich Gott, vor dem ich erscheinen werde, nur von der Zeit meines Exils Rechenschaft abzulegen hätte. Meine Vernunft und die Religion, die ich im Glücke vernachlässigt, haben mich gelehrt, daß das Erbarmen Gottes, wie ich wenigstens hoffe, eben so unbegrenzt ist wie seine Gerechtigkeit. Ich würde von Euch und von der Welt ganz ruhig scheiden, wenn ich nur ein Vorbild der Tugend gewesen wäre. Eure Herzen, die bis jetzt nicht verderbt sind, befinden sich noch im Zustande der Unschuld, die Ihr besser in dieser Einöde als am Hofe bewahren werdet. Wenn Ihr je dahin zurückkehrt, so erinnert Euch nur an die Beispiele, die ich Euch hier gegeben

habe. Meine Kräfte schwinden; tretet näher meine Kinder, daß ich Euch meinen Segen gebe."

Er wollte den Arm ausstrecken, aber in diesem Augenblicke sank sein Haupt auf seine Schulter, ein leichter Krampf schüttelte ihn, und dann gab er seinen Geist auf. Seine Kinder ließen ihn in der Kapelle neben seiner Tochter nach dem Wunsche, den er wiederholt in seinen letzten Lebenstagen ausgesprochen hatte, bestatten.

Nach dem Tode des Fürsten Mentschikoff's war der Offizier, der diese Unglücklichen zu bewachen hatte, der Erste, der von Mitleid ergriffen, diese Kinder in einer Weise leitete, daß die von dem Vater begonnene Einrichtung für sie wohlthätig war; er gestattete ihnen mehr Freiheit, als sie früher hatten, und erlaubte ihnen außer den gewöhnlichen Promenaden von Zeit zu Zeit den Kirchengang zum Gottesdienste in Jakutsk.

Bei Einem dieser Ausflüge sah die Prinzessin Mentschikoff beim Vorübergehen vor einer siberischen Hütte einen Kopf an dem Hüttenfenster; sie beachtete das nicht sehr, und hielt den Neugierigen wegen seines langen Rockes und seiner eigenthümlichen Kopfbedeckung für einen armen Bauer. Sie sah aber doch, daß dieser Mann, als sie in seine Nähe kam, eine Geberde der Ueberraschung machte, deren Ursache sie nicht kannte. Beim Rückgang aus der Kirche, auf dem sie denselben Weg nahm, fand sie denselben Mann in der nämlichen Stellung; sie hatte aber Eile und entfernte sich rasch, weil sie mit Recht vermuthete, diese doppelte Begegnung müsse einen anderen als einen zufälligen Grund haben.

Das Mädchen täuschte sich nicht. Der muthmaßliche Bauer war der Fürst Dolgoruki, der sie erkannt hatte, und der in der Annahme, er sei auch von ihr erkannt worden, vermuthete, sie hätte von ihrem Wege etwas abgelenkt, um jede Begegnung mit dem Urheber des Unglückes ihrer Familie zu vermeiden. Er rief sie deßungeachtet beim Namen. Ueberrascht sich an diesem Orte genannt zu hören, kam sie zurück, betrachte Dolgoruki und wollte, da sie ihn noch nicht erkannte, ihren Weg fortsetzen.

„Prinzessin, warum fliehen Sie mich?" rief Dolgoruki; „darf

man die Feindschaft an diesem Orte und in einem Zustande, in dem wir uns befinden, fortsetzen?"

Diese Worte erregten die Neugier der jungen Prinzessin, sie näherte sich dem muthmaßlichen Bauer.

„Wer bist Du?" sagte sie zu ihm, „und warum sollte ich Dich hassen?"

„Erkennst Du mich denn nicht?" entgegnete der Bauer.

„Nein," erwiederte sie.

„Ich bin der Fürst Dolgoruki."

Bei diesem Namen näherte sie sich überrascht und sprachlos vollends der Hütte.

„Wahrlich," sagte sie, „er ist es! Seit wann und durch welches Vergehen gegen Gott und den Czaren bist Du hier?"

„Es ist keine Rede mehr von dem Czaren," antwortete Dolgoruki, „er ist acht Tage nach der Verlobung mit meiner Tochter gestorben, die hier sterbend auf einer Bank liegt. Du scheinst überrascht; kennst Du denn nicht alle Einzelnheiten?"

„Wie willst Du," erwiederte die Prinzessin Mentschikoff, „daß wir inmitten dieser Wüsteneien, in denen wir mit Niemand in Verbindung sind, über das, was in der Ferne von uns vorgeht, unterrichtet sein sollen?"

„Ja," fuhr Dolgoruki fort, „Peter II. ist todt. Sein Thron ist heute von einer Frau besetzt, die wir gegen die Staatsgesetze und nur deßhalb darauf erhoben, weil wir, da wir ihr einen anderen Character zutrauten, uns versprachen, unter einer glücklicheren Regierung als unter der ihrer Vorgängers und der wahren Kronerben zu leben. Aber wie haben wir uns getäuscht! Kaum war sie gekrönt, so fanden wir in ihr ein Ungethüm von Grausamkeit. Um die Macht zu befestigen, hat sie uns wegen angeblicher Verbrechen in der Annahme verbannt, daß wir nicht die Strenge unsers Schicksals überdauern werden. Während der Reise hat man uns wie die abscheulichsten Verbrecher behandelt; man hat es uns an dem Nothwendigsten fehlen lassen, und wir leiden noch oft jetzt Noth daran. Ich habe meine Frau auf der Reise verloren, und meine Tochter siecht dahin; ich hoffe aber trotz dem Elend, in dem ich bin, noch lange genug zu leben,

um gleichfalls an diesem Orte jenes Frauenscheusal zu sehen, das die edelsten Familien Rußlands dem Ehrgeize und der Habsucht von drei oder vier fremden Räubern, ihren Liebhabern und Mitschuldigen opfert.“

Als die Prinzessin Mentschikoff sah, daß Dolgoruki in eine solche Wuth gerieth, um nicht mehr seiner selbst mächtig zu sein, zog sie sich rascher zurück und eilte nach Hause. Hier erzählte sie in Gegenwart ihres Bruders und des Offiziers, der sie zu bewachen hatte, die unglaubliche Begegnung, die sie gemacht, und die seltsamen Nachrichten, die sie gehört hatte.

Der junge Mentschikoff, der immer von einem Rachegefühle gegen die Dolgoruki erfüllt war, hörte mit Behagen die Erzählung von dem Sturze seiner Feinde und zankte seine Schwester aus, daß sie sich mit solcher Eile entfernt habe und nicht länger geblieben sei, um noch mehr zu erfahren und ihm dann ins Gesicht zu speien, wie er es verdiente. Indem er im Eifer des Geschäftes hinzufügte, daß er ihn nicht so leichten Kaufes wegließe, wenn er Gelegenheit fände, ihn zu treffen, zog ihm seine Hitze eine Rüge von Seite des Bewachungs-Offiziers zu.

„Erinnern Sie sich,“ sagte er zu ihm, „an die Gesinnungen, welche die Seele Ihres Vaters erfüllten. Er hat Ihnen unaufhörlich Vergessen der Beleidungen gepredigt. Sie haben ihm auf seinem Sterbebette geschworen, daß sie Ihren Feinden verzeihen wollten, brechen Sie nicht Ihren Schwur. Wenn sie übrigens,“ fügte er hinzu, „in Ihren Racheplänen fortfahren, so fände ich mich genöthigt, Ihnen die von mir gestattete Freiheit wiederzunehmen.“

Es war kurze Zeit nach dieser Begegnung, daß die Czarin Anna Iwanowna, welche Mitleid mit dem Unglück und der Unschuld dieser zwei jungen Leute hatte, ihnen vollständige Begnadigung angedeihen ließ. Kaum vernahmen sie diese glückliche Nachricht, so eilten sie in die Kirche von Jakutsk, um ihre Seele zu Gott emporzurichten und der Vorsehung zu danken. Bei der Rückkehr aus der Kirche sahen sie Dolgoruki, thaten jedoch, als ob sie ihn nicht sähen. Dieser aber bat sie, sich einen Augenblick verhalten zu wollen.

„Da man Euch die Freiheit ließ, die mir verweigert wurde,“ sagte er zu ihnen, „so nähert Euch, und trösten wir uns gegenwärtig

in unserem gemeinschaftlichen Unglück durch die wechselseitige Erzählung unserer Leiden."

Der junge Prinz näherte sich wirklich und antwortete ihm:

„Ich gestehe, daß ich noch viel gegen Dich hatte, da ich Dich aber in einem so kläglichen Zustande sehe, so erlischt jeder Haß in meinem Herzen, und ich verzeihe Dir, wie Dir mein Vater verziehen hat. Es ist vielleicht das Opfer seiner Leiden, die er Gott gebracht hat, dem wir unsere Freiheit und unsere Zurückkunft an den Hof verdanken."

„Ihr habet also Erlaubniß, dahin zurückzukehren?" sagte der Fürst sehr erstaunt und mit einem tiefen Seufzer.

„Ja," erwiederte Menschikoff „und Du wirst es daher begreiflich finden, daß wir uns zurückziehen, damit man uns nicht eine Unterredung mit Dir zum Verbrechen anrechne."

„Wann reiset Ihr ab?" fragte Dolgoruki.

„Morgen," sagte Mentschikoff; „in Begleitung eines Offiziers, der mit unserer Begnadigung bequemere Wagen als die, in denen wir hieherkamen, für unsere Rückkehr mitgebracht hat."

„So lebt also wohl," entgegnete Dolgoruki; „vergesset jeden Grund zur Feindschaft, den Ihr gegen mich haben könnet; denket an die Unglücklichen, die Ihr hier zurück lasset und die Ihr nicht mehr sehen werdet. Der nothwendigsten Lebensbedürfnisse beraubt, werden wir bald der Last unseres Elends erliegen. Ich spreche nur die reine Wahrheit aus, und wenn Ihr daran zweifelt, so schauet meinen Sohn, meine Tochter und Schwiegertochter, die auf dem Estrich von Krankheiten befallen liegen, die ihnen nicht das Aufstehen gestatten. Verweigert ihnen nicht den Trost, Euer Lebewohl zu empfangen."

Mentschikoff und seine Schwester konnten dies Schauspiel nicht ohne Rührung ansehen; sie sagten zu Dolgoruki, sie könnten nicht, ohne sich sträflich zu machen, in dem Lande, wohin sie kämen, zu ihrem Gunsten sprechen, sie würden aber in jenem, das sie nun verließen, ihnen jene Unterstützung, der sie fähig wären, zurücklassen, indem sie ihnen das Anerbieten der Behausung machten, in der sich ihr Vater und sie eingewohnt hatten.

„Sie ist bequem," sagten sie zu ihm, „mit Vieh, Geflügel und

anderem Mundvorrathe versehen, das uns von unbekannten Freunden geschickt wurde. Nimm es, wir überlassen es Dir mit herzlicher Freude; Du kannst morgen davon Besitz nehmen, denn wir reisen mit dem frühesten Morgen ab."

Sie machten sich wirklich am anderen Tage mit dem Frühesten auf den Weg nach Tabolsk, der Hauptstadt von Siberien. Auf der Reise begegnete ihnen nichts, was der Aufzeichnung werth wäre, außer, daß sie ihre Bauernkleider von Jakutsk bis Tobolsk tragen mußten. In Moskau erkannte man sie kaum, so sehr fand man sie verändert.

Die Czarin empfing sie mit aufrichtiger Freude und Güte; sie nahm die Prinzessin Mentschikoff als Ehrendame zu sich und vermählte sie zugleich mit Herrn von Biren, dem Sohne jenes Großkämmerers von Rußland und nachmaligen Herzogs von Kurland.

Aus dem Inventar der Güter und Papiere weiland des Fürsten Mentschikoff ersah man, daß er beträchtliche Summen in den Banken von Amsterdam und Venedig hatte. Das russische Ministerium hatte mehre Versuche gemacht, diese Summe zurückzuziehen, aber die Directoren der Banken, die unverbrüchlich auf die Interessen ihres Landes bedacht waren, weigerten sich stets, das Geld herauszugeben, das dem Fürsten Mentschikoff gehörte, bis sie die Gewißheit hatten, daß dieser Fürst oder seine Erben das freie Recht der Verfügung darüber hätten. Man behauptet, dies Geld, das sich auf mehr als fünfhunderttausend Rubeln belief, wäre die Aussteuer der Frau von Biren gewesen, und daß diesem Umstande der junge Fürst Mentschikoff die Stelle eines Capitän-Lieutenants der Garde der Czarin verdankte. Man stellte ihnen überdies den fünfzigsten Theil der Güter zurück, die sein Vater an liegenden Gründen besaß."

Einunddreißigstes Buch.

I.

Mohammed-Baltadji hatte das Reich durch den glorreichsten Frieden, den je ein Großvizir mit dem Säbel in der Hand gezeichnet hatte, verherrlicht und befestigt. Er erntete bei seiner Rückkehr nach Constantinopel den gewöhnlichen Lohn für Dienstleistungen, die über das Verständniß der Nationen hinausgehen. Die öffentliche Meinung rügte mit Unrecht, daß er die russische Armee nicht vernichtet und den Czaren als Gefangenen in die sieben Thürme abgeführt habe. Die Lästerungen und Verleumdungen Carl's XII. und des polnischen Gesandten Poniatowski fanden ein geneigtes Ohr bei einem leichtgläubigen Volke und einem neidischen Günstling, der sie wie Gift in die Seele Achmet's III. ätzte. Dieser Fürst kannte zu sehr die Vorzüge des Holzspalters, um sie zulässig zu finden, er geizte aber auch zu sehr nach der Popularität bei den Ottomanen, um Jenen als unschuldig zu rechtfertigen, den das öffentliche Vorurtheil für sträflich hielt. Er verbannte den Großvizir auf die Insel Lemnos.

Ein talentloser Georgier, Namens Yusuf, ehemals Janitscharen-Aga, folgte ihm, besetzte nur den Posten und ersetzte ihn nicht so lange, bis der Augenblick für den Günstling kam, ihn selber zu übernehmen. Baltadji starb bald auf Lemnos, entweder durch Gift, oder durch Altersschwäche oder aber durch Kränkung wegen des erlittenen Undankes. Eine Weissagung, der er immer Glauben beigemessen hatte, verkündete ihm, daß er in einem Grabe mit dem großen mystischen Dichter, dem Scheik Mißri von Lemnos beigesetzt würde. Das Geschick begünstigte die Weissagung; der Holzspalter und der Dichter ruhen dort unter denselben Cypressen.

II.

Der Kiaya Baltadji's, Mohammed Othman Paschah, den man directer als den Vizir beschuldigte, daß er sich durch das Geld der Russen und durch die Ringe der Katharina habe bestechen lassen, büßte den Verdacht der Armee mit dem Tode. Man fand in seinem Nachlaß-Schatze nur zweitausend Dukaten und den Vermählungsring der liefländischen Sklavin, wahrlich ein lächerlicher Reichthum für die Bestechung, der man ihn beschuldigte, und ein kindisches Lösegeld eines Czaren und seiner Armee; die Unbedeutendheit dieser Beute zeugte nur von seiner Unschuld. Die Gesandten der Don-Kosaken unterbreiteten auf seinem Grabe ihre Unterwerfung an die Pforte, die Bedingung des Pruth-Friedens.

Yusuf, der mit Baltadji-Mohammed die Ueberzeugung des passenden Vortheils dieses Vertrags für das Reich theilte, wurde durch die öffentliche Meinung und den Günstling gestürzt, die ungeduldig die Feindseligkeiten gegen Rußland erneuern wollten. Ein freigelassener Sklave, der Abaze Suleiman, der an diesen Günstling verkauft war, wurde dazu verwendet, diesem Kriegsgelüste zu genügen, und brach auf, um sich mit der Armee zu Adrianopel zu verbinden; Achmet III. selber folgte der Armee. Um aber den Ottomanen zu beweisen, daß er für den Glauben und den Ruhm und nicht für die Sache eines christlichen Königs kämpfe, schickte er zu Carl XII. nach Bender und bat ihn, seine Staaten zu verlassen und nach Schweden durch Rußland zurückzukehren, durch welches Reich ihm Kraft des Pruth-Vertrages die Reise gestattet war.

Dieser Fürst, der es für demüthigend hielt, ohne Armee und mit ungesättigter Rache in sein Königreich zurückzukehren, sträubte sich dagegen und blieb trotz den Befehlen des Sultans zu Bender. Nach langen und fruchtlosen Unterhandlungen, um den Trotz Desjenigen zu beugen, den die Türken Eisenkopf nannten, erhielt der Paschah von Bender den Befehl, Gewalt zu gebrauchen und ihn nicht als Gast sondern als Gefangenen nach Demotika, dem Exilorte der Könige zu schicken. Carl XII., der nur von dreihundert Schweden umgeben

war, deren Leben er seinem Hochmuthe und seiner Raserei opferte, vertheidigte sich nicht so sehr als Held sondern wie ein Wahnsinniger gegen sechszigtausend Türken und zwanzigtausend Tartaren des Paschahs von Bender, die ihn bewunderten, trotzdem sie ihn bekämpften. Er flüchtete sich zuletzt mit drei seiner Generäle und einigen Dienern in ein befestigtes und verbarrikadirtes Haus, es stürzte zur Hälfte über ihm durch die Kugeln der ottomanischen Geschütze zusammen, bei einem Ausfalle verwickelte er sich in die Sporen und fiel in die Hände der Janitscharen. Man knebelte und führte ihn in das sogenannte Eisenfelsen-Schloß bei Adrianopel und brachte ihn von da nach Demotika.

III.

Die öffentliche Meinung äußerte sich bald gegen diese Verletzung der Gastfreundschaft gegenüber einem Fürsten, dessen Tollkühnheit in den Augen der Ottomanen die Raserei adelte. „Achtet Euren Gast, selbst wenn er treulos ist;" sagt der Koran. Der Großvizir, Tartaren-Khan, Mufti und Paschah von Bender, die Vollstrecker dieses Frevels gegen das heilige Recht des Asyls und des Thrones, wurden von den unwissenden Muselmännern verwünscht.

Der Khodja und Capitan-Paschah Ibrahim trat den Oberbefehl der Flotte an Suleiman ab und nahm seinen Sitz im Divan. Unzufrieden mit der servilen Rolle, welche die Vizire, seine Vorgänger, unter dem Kislaraga spielten, konspirirte er den Mord dieses Günstlings mit dem Khan der Krim und dem Reis-Effendi. Ein Dolchstich, den ihm ein Sklave während eines Festes zu versetzen hatte, sollte das Reich von diesem ehrgeizigen jungen Mann befreien. Das Complott gegen sein Leben wurde ihm verrathen, der Günstling überlistete den Vizir und erwirkte mit leichter Mühe von Achmet den Befehl der Erdroßlung seines Rivalen. Dies gegen seinen Günstling angezettelte Attentat beschleunigte nur die Erhebung des Kislaraga zu dem Range nach dem er schon so lange lüstern war, er wurde nämlich Großvizir.

IV.

Ibrahim begann seine Administration mit der Befreiung Carl's XII. aus seinem Gefängnisse zu Demotika. Der Fürst wurde mit allen Ehrenbezeigungen in sein Königreich durch sechshundert Tschausch-Reiter eskortirt und erhielt an Geschenken ein goldgesticktes Zelt, einen mit Edelsteinen besetzten Säbel und vier arabische Pferde, die an Perlenschnüren um den Hals ihre Stammtafel trugen.

Mit Rußland eröffnete Conferenzen bestättigten noch Einmal zu Adrianopel die wesentlichen Puncte des Pruth-Vertrages. Gedämpfte Unruhen in Egypten, Syrien und Arabien riefen das Augenmerk Achmet's auf die asiatischen Staaten. Endlich brachte die Plünderung zur See, welche die Venezianer an den Schiffen begingen, die das Erbe Hassan-Paschah's der Sultanin Kadidje, seiner Witwe zuführten, die Kriegserklärung gegen Venedig zum Ausbruche. Morea wurde der Schauplatz dieses Krieges.

Achmet III. rückte selber mit dem Großvizir, der sein Schwiegersohn wurde, nach Theben. Das Schloß von Morea, das so viele Jahre für Kiuperli und Mezzomorto uneinnehmbar war, fiel vor Achmet. Die Landenge von Corinth, über die sechzigtausend Ottomanen gingen, lieferte die Stadt den Janitscharen. Selbst der venezianische Proveditore Minoto wurde als Sklave verkauft und durch die Frau des holländischen Consuls zu Smyrna befreit. Die Griechen auf dem Festlande und den Inseln, die des venezianischen Joches müde waren, unterstützten die Türken durch ihre Aufstände gegen die Lateiner. Napoli von Romanien mit seiner Citadelle in der Tiefe eines Meerbusens und am Eingange einer reichen Ebene von Argos wurde durch Verräther an die hundertzwanzigtausend Türken, die es fruchtlos zu Wasser und zu Land belagerten, ausgeliefert.

Der Sultan wollte selbsteigen seinen Sieg genießen und vertheilte Belohnungen auf den Ruinen des Forts Palamedes, das die Stadt schützt. Coron, Navarin und Modon, auf dem Festlande, die letzten venezianischen Schlösser auf der Insel Creta, kapitulirten im Sommer 1715. Venedig wurde in den Meerbusen des adriatischen Meeres zurückgedrängt.

Diese Erfolge ohne Niederlage auf dem Archipel und Festlande Griechenlands zeigten von dem Talente des Günstlings Achmet's, das dessen Gunst rechtfertigte. Die Klugheit seiner inneren Administration kam den muthigen Thaten nach Außen gleich; er kämpfte mit Einer- und reformirte mit der andern Hand. Man verdankt ihm das Verbot der Verstümmlung der Negerkinder in Egypten, um daraus Eunuchen zu machen, und ein milderes Vorgehen bei den Hinrichtungen in Constantinopel. Unter seiner Regierung wurde kein Schuldiger ohne Urtheil hingerichtet. Das Reich kam auf seinen Antrieb von Bagdad bis Azof wieder zur Kraft, die unter den unsicheren Administrationen seiner Vorgänger schon sehr verkommen war.

Inmitten dieses Friedens und der Wohlfahrt des Reiches, des Werkes seines Schwiegersohnes, geschah es, daß die Sultanin Valide, Mahomet's IV. Witwe und Achmet's III. Mutter, hoch an Jahren und Macht, im Serail starb. Die schöne Sklavin von Retimo, die wegen ihrer Reize auf den Thron erhoben und mit Mahomet IV. wieder gestürzt war, und acht Jahre in alten Serail verkümmerte, regierte auf ein Neues zwanzig Jahre und unter ihren beiden Söhnen Mustapha II. und Achmet III. Sie baute die zwei Moscheen, zu denen ihre Frömmigkeit auf den Hügeln von Galata und Scutari den Grund gelegt hatte, die ihren Namen tragen und ihr Andenken unter den Ottomanen bewahren. Keine Frau herrschte nach Roxelane und der Sultanin Kösem so lange durch ihren Gemahl und ihre Söhne über die Ottomanen.

V.

So viel Glück berauschte und verblendete endlich den jungen Vizir. Er verweigerte die durch den Prinzen Eugen von Savoyen den Türken und Venezianern angebotene Vermittlung Oesterreichs zur Beilegung ihrer Zerwürfnisse und zur genauen Begrenzung ihrer Besitzungen auf Morea. Der Prinz Eugen stützte sich, um diese Vermittlung anzubahnen, auf die Clauseln des Carlowitzer-Vertrages, in denen Oesterreich folgerungsweise die der Republik durch diesen Vertrag gestellten Bedingungen gewährleistet hatte. Der Großvizir weigerte sich aufs Entschiedenste, ein ähnliches Vermittlungsrecht den

Österreichern in einem Kriege einzuräumen, in dem die Venetianer der angreifende Theil waren. Er sprach in diesem Sinne sehr schwungvoll im Divan und eröffnete, indem er alle Generäle und Armeerichter im Daud-Paschah-Palaste vor dem Sultan versammelte, eine Diskussion, die an dem Minister eine Nachgibigkeit, an der Berathung eine Freiheit herausstellt, wie man sie unter einer mit Unrecht despotisch genannten Regierung nur mit Erstaunen finden kann. Der Gegenstand der Berathung war der Frieden oder Krieg mit Oesterreich.

„Sie eröffnete sich mit der Vorlesung eines Manifestes, das der Großvizir selber redigirt hatte. Dies Manifest zielte dahin, zu beweisen, daß keine bestimmte oder indirectte Stipulation des Carlovitzer-Vertrages, den Kaiser berechtige, die Republik in dem Falle zu unterstützen, wenn diese Macht im Kriege mit der Türkei wäre; daß dieser also somit den Frieden verletzt habe, und daß man ihm den Krieg erklären müsse. Der Mufti entschied, daß dem so sein müsse. Der Großvizir fragte dann die Generäle, ob er sich nach Corfu begeben solle, dessen Eroberung man schon seit Langem beschlossen habe, oder ob er seine Richtung gegen die Grenzen Deutschlands nehmen solle. Sie antworteten insgesammt, daß der Großvizir als Chef den Oberbefehl übernehmen und gegen die Deutschen ziehen sollte, weil diese nicht den anderen Ungläubigen ähnlich und gefürchtete Feinde wären.

„Verzagte Männer," sagte der Großvizir, „schildern die Macht des Glaubesfeindes größer als sie wirklich ist, und sie entmuthigen dadurch die Muselmänner. Ist es nicht gerechter und den Gesetzen angemessener, mein sehr verehrter Mufti, solche Männer, die Verräther gegen das Reich und die Religion, sterben zu lassen, die sich so der Beschwerden des Krieges zu entziehen suchen! Wir beginnen diesen Krieg nicht auf den Inhalt eines einfachen Briefes hin; wir rüsten nur dazu uns und ziehen gegen Belgrad. Wenn die Ungläubigen auf Fußbreite die ottomanischen Grenzen überschreiten, werden wir sie zurückschlagen; bis dahin haben wir den Grenz-Befehlshabern die strengsten Befehle gegeben, bis der Frieden factisch verletzt ist."

Der Großvizir fügte hinzu, daß er entschlossen sei, den Begler-Beg von Diarbekir, Kara-Mustafa nach Corfu zu schicken, und fragte

sie, was sie davon dächten. Die Generäle, die recht wohl einsahen, daß eine Bestimmung des Großvizirs schon vorwegs festgehalten würde, schwiegen lieber, als daß sie sich der Gefahr aussetzten, deßhalb Feinde des Reiches und der Religion genannt zu werden, wenn sie eine der seinigen zuwider laufende Ansicht auszusprechen wagten.

„Für heute genug," sagte am Schluße der Großvizir; „denket darüber in der Nacht nach und findet Euch, wenn Gott will, Alle morgen gegen Mittag zur Berathung ein, die im Daud-Paschah im Beisein Padischah abgehalten werden soll."

Am anderen Tage versammelten sich die Ulemas und Generäle unter dem Zelte des Caimakams. Der Großvizir traf mit Tagesanbruch ein und stieg vor dem kaiserlichen Zelte, wohin sich die Versammlung unvorzüglich begab, vom Pferde. Damad-Ali eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er wie im Manifeste alle Thatsachen von der Friedensverletzung bis zum Empfange des Schreibens des Prinzen Eugen durchging. Der Mufti übermachte seinen Fetwa dem Reis-Effendi, der ihn vorlas; er fragte darauf die Ulemas um ihre Ansicht. Da Niemand eine Antwort gab, weil man entweder Nichts zu sagen hatte oder sich nicht durch Kundgebung seiner Meinung kompromittiren wollte, herrschte in der ganzen Versammlung tiefes Schweigen, das aber eine Viertelstunde andauerte.

Der Großvizir unterbrach es mit dem Rufe: „Meine Herren, warum sprecht Ihr nicht? Ihr wohnt einer Berathung bei, in der jeder ungehinderte Redefreiheit hat; wenn Ihr irgend einen Zweifel über die Rechtmässigkeit des Fetwas habet, so gebt ihn von Euch."

Endlich ergriff der frühere Großrichter von Anatolien, Mirzazade-Scheik-Mahommed folgender Weise das Wort: „Das Schreiben des deutschen Premier-Ministers, das uns durch die Post zukam, beweist nicht, daß man unsere Grenze überschritten hat. Wo findet Ihr also dann die Spur einer Friedensverletzung? Wäre es nicht besser, wenn die hohe Pforte sich sofort einige Gewißheit darüber verschaffen würde, um demgemäß die geeigneten Befehle geben zu können."

Der Großvizir entgegnete, daß die Friedensverletzung aus dem Briefe selber resultire, in dem man die Pforte der Versündigung beschuldigt habe. „Ich will immerhin diese Thatsache gelten lassen,"

fuhr der Großrichter fort; „der Feind beschuldigt uns der Friedensverletzung, behauptet aber, sich selber Nichts vorzuwerfen zu haben. Wer hindert uns zum Kriege zu rüsten, während wir eine neue Frage deßhalb abgehen lassen? Ist es denn gar so nothwendig, den Feind zu benachrichtigen, daß man gegen ihn zu ziehen beabsichtige? Wie ich die Sache finde, erscheint es mir nicht gerecht, den Krieg um dieses Briefes allein willen anzufangen; ich halte dafür, daß es für den Augenblick genügend ist, die Grenzen des Reiches in Vertheidigungsstand zu setzen."

„Bringe den Friedensvertrag herbei," rief der Großvizir dem Reis-Effendi zu, „und lies ihm den verehrten Scheik das Islamismus vor." Der Reis-Effendi las den Vertrag; aber in den zwanzig Artikeln, die seinen Inhalt ausmachten, fand sich nicht ein einziges Wort, das auf Venedig Bezug hatte.

Nun ergriff der Sultan das Wort und sagte: „Zur Zeit des russischen Krieges machte man auch Nachforschungen, die ohne Resultat blieben."

„Seht Ihr," sagte der Großvizir, sich gegen Mirza-Effendi wendend, „wie der Feind lügt, wenn er uns der Friedensverletzung beschuldigt."

„Allerdings," erwiederte Mirzazade; „wir wissen recht gut, daß wir den Frieden nicht verletzt haben; wird dieser aber hinwieder selbst durch eine falsche Anschuldigung des Feindes gebrochen??

Der Großvizir unterbrach ihn heftig und rief; „Nach Eurer Aussage würde sich der Feind erst dann des Unrechtes schuldig machen, wenn er sich Belgrads bemächtigte; dann aber wäre es schon zu spät zur Vertheidigung."

„Ich sage nicht," fuhr der Großrichter fort, „daß man so lange zuwarten müsse, bis er uns dies Zeichen des Treubruches gegeben hat; ich behaupte aber, daß dieser Brief, so lange er nicht die Grenzen überschritten hat, uns nicht das Recht gibt, ihm den Krieg zu erklären."

Der Großvizir, der in diesem Augenblicke ein Buch in den Händen des Scheiks von Aya-Sofia sah, verlangte es von ihm, um zu wissen, ob man sich darin mit Erfolg Rathes erholen könnte.

Der Scheik erhob sich, aber der Sultan gab ihm das Zeichen, sitzen zu bleiben und zu lesen; er schlug also das Werk Serkhasi's auf und las daraus zwei Seiten, die für die Meinung des Großrichters günstig waren.

Der Großvizir sagte, daß diese Bestimmungen Sinn hätten und nicht verworfen werden dürften, daß sie aber keine Anwendung auf den in Frage stehenden Fall fänden. Indem er klein zugab, fügte er hinzu: „Wir wollen nicht den Krieg ohne Anlaß und ohne auffällige Verletzung unserer Grenzen; wir wollen deßhalb nur nach Belgrad ziehen und uns bereit halten, zu kämpfen, wenn sich der Anlaß ergibt. Wir haben selbst den Grenz-Befehlshabern aufs Strengste verboten, dem Feinde nicht den geringsten Schaden durch ihre Einfälle zuzufügen, und haben sie nur aufgefordert, sich auf ihrer Hut zu halten. Noch gestern Abends haben wir ein Schreiben des Paschahs von Temeswar empfangen." Und er forderte den Reis-Effendi auf, es vorzulesen. Dies Schreiben kündigte an, daß die Kaiserlichen die Pontons nicht passiren ließen, die aus Bosnien auf der Save einliefen.

Nach einen kurzen Wortwechsel zwischen beiden Parteien, wendete sich der Großvizir gegen die Sitze der Vizire und Emirs, der Ayans (Ersten des Landes), der Khodjagans (Herren des Divans) und der Armee-Generäle und fragte sie ein zweites Mal, welche Richtung er und der Beglerbeg von Diarbekir in dem doppelten Kriege, der sich entspinne, zu nehmen hätten. Man beschloß einstimmig wie am Tage zuvor, daß der Großvizir gegen Deutschland ziehen sollte.

Der Sultan sagte: „Wenn Gott will, wollen wir uns zu Adrianopel versammeln, um auf ein Neues über die Kriegs-Angelegenheit Deutschlands zu berathen, und wir wollen zufolge den Beschlüssen, die gefaßt werden, handeln?" Der Scheik von Ayn-Sofia hob die Hände auf, um das Gebet zu verrichten. Der Sultan stand auf und die Versammlung ging auseinander. Der Großvizir entfernte sich lebhaft und aufgeregt über das Ergebniß der Berathung. Einige Tage darauf empfing der Großrichter die Strafe für seine Freimüthigkeit; er wurde als einfacher Richter nach Parawadi abgeschickt.

Von da an betrieb man die Kriegsrüstungen mit der größten Thätigkeit. Ungerechnet die Flotte, die man im Arsenal hatte, ließ

man fünfzehn Galioten, fünfundzwanzig Fregatten, zehn Schiffe mit geschweiften Keilen und acht Feluken bauen. Ibrahim-Aga, der das Vertheidigungscorps des eisernen Thores bei dem Donauwirbel befehligte, wurde zur Würde eines Paschahs mit drei Roßschweifen befördert und zum Admiral der Donau-Flottille ernannt. Der Mewkufatdji Ibrahim und der Defterdar von Nissa wurden zu Commissären ernannt und hatten den Mundvorrath auf dem Wege von Constantinopel nach Belgrad zu besorgen. Der Khan der Krim wurde aufgefordert, mit der Armee zusammenzustoßen, und man schickte ihm tausend Piaster als Köchergeld und viertausend als Sold für die Seghbans. Der Beglerbeg von Anatolien, Turk-Ahmed, der nach Gallipoli kam, um sich nach Corfu zu begeben, erhielt Befehl, sich in Eilmärschen nach Nissa zu begeben. Anderseits begab sich Ahmed-Aga von Lippa über Choczim an den Hof Rakoczy's oder Ragotski's und war Ueberbringer eines Schreibens, in dem ihm der Großvizir wie einst dem Tekeli das Fürstenthum Siebenbürgen und den Titel eines Königs von Ungarn anbot und ihn aufforderte, den Krieg gegen den Kaiser wieder anzufangen.

Der Sultan ging in Begleitung des Ceimakams, Mufti, zweier Großrichter, des Oberhauptes der Emirs und aller Mitglieder des Divans nach Adrianopel. Am zweiten Tage der Ankunft Achmet's III. in dieser Stadt, hielt der Beglerbeg von Anatolien dort an der Spitze seiner Truppen den Einzug. Man sah in erster Reihe die Muthigen und Tollkühnen (Gonüllü's und Delis). Dann kamen die Jäger und Landmilitzen (Seghbans und Lewends), darauf fünfzig Agas seines Hofes und neun Handpferde; endlich hinter ihm zogen mehr als tausend Füsiliere zu Fuße und mehr als hundert Pagen.

Am selben Tage wurde die dritte Berathung gehalten, die der Sultan angekündigt hatte, als er die Sitzung der letzten Versammlung aufhob. Nachdem man die Kriegserklärung und den Fetwa, der sie bestättigte, vorlas, ergriff der Großvizir das Wort und sagte: „Wir sind nicht hier, um die Zeit mit der Berathung über die Nothwendigkeit eines Krieges zu verschleppen, dessen Unternehmung wir schon beschossen haben, sondern deßhalb, um uns anzueifern, ihn auf die beste Weise und nach dem Ausspruche: „Bekämpfe die

Ungläubigen und sei schonungslos gegen sie," zu führen; und Ihr, Männer des Gesetzes, was ist Eure Ansicht?" Die Einen erwiederten: „Möge Gott Euch führen und Euch gnädig sein;" die Andern überließen es den Generälen, eine Antwort für sie zu geben.

Als der Großvizir einen Blick auf Letztere warf, um ihre Meinung zu erforschen, riefen sie sämmtlich, sie wären Sklaven des Padischah und wären bereit, das Opfer ihres Leibes und ihrer Seele für den Dienst der Religion und des Reiches zu bringen.

Der Großvizir schloß mit diesen Worten: „Es ist außer allem Zweifel, daß uns Gott den Sieg gewähren wird, wenn wir diesen Grundsatz befolgen: Seid weder übermüthig noch traurig und ihr werdet hervorragen (durch die Gleichheit der Seele)."

Der Scheik des kaiserlichen Lagers beschloß diese dritte Kriegsberathung, indem er die übrigen Worte des Koran-Verses rezitirte, die da lauten: „Gott hat gewisse Menschen für den Kampf und Andere für den häuslichen Heerd geschaffen."

VI.

Ein neues Manifest, in dem der Großvizir den Krieg erklärte, schob alle Verantwortlichkeit des vergossenen Blutes auf den Prinzen Eugen. Die Armee marschirte mit dem Vizir und Sultan nach Philippopoli, der Mittelstation zwischen Belgrad und Adrianopel; sie theilte sich in zwei Heere, deren Eines den Marsch gegen die Donau fortsetzte, das Andere zur Linken die Richtung gegen Macedonien und Dalmatien nahm, um sich gegen die Venezianer zu stellen. Ein polnischer Gesandter eilte dem Großvizir nach Nissa nach, um ihn, wie dies bei den sarmatischen Factionen üblich war, den Beistand der Nachbar-Nationen gegen den König August zu erbitten. Man nimmt an, ohne jedoch mit Bestimmtheit das Datum angeben zu können, daß der Befehl zur Absetzung des Hospodars oder Fürsten der Walachei, Brancovan, welcher der Pforte verdächtig war, während der

Rast zu Nissa erlassen wurde. Wenn aber auch das Datum zweifelhaft ist, so beflecken die Absetzung und schmachvolle Hinrichtung dieses Fürsten für ewige Zeiten die Regierung Achmet's III. Der verständige Geschichtschreiber Salaberry schildert nach türkischen Quellen also diese Hinrichtung, die an die Grausamkeiten, welche beim Falle des byzantinischen Reiches gegen die königliche Familie von Trapezunt begangen wurden, erinnern.

Der Verrath des Fürsten Cantimir, des Hospodars der Moldau, der während des letzten Feldzuges gegen die Russen mit den Feinden des Reiches gegen Achmet conspirirt und sich nach dem Rückzuge des Czaren nach Rußland geflüchtet hatte, flüsterte dem Sultan finstern Verdacht gegen die Treue Brancovan's ein. Dieser ungerechte Verdacht war sein einziges Verbrechen. Der walachische Fürst hatte wie ein Vater seines Volkes und als untadelhafter Vassal der Türken zwanzig Jahre die Walachei regiert. Trotz seiner Unschuld und seinen Vorzügen wurde Brancovan mit Ketten belastet nach Constantinopel geführt, um die Züchtigung für eine Treulosigkeit zu erleiden, die sein Benehmen Lügen strafte.

Kaum war der unglückliche Brancovan in den sieben Thürmen angelangt, so kamen seine vier Söhne und seine Frau, um ihn zu vertheidigen oder sein Schicksal zu theilen. Er war aber schon vorwegs verurtheilt; sein eigentliches Verbrechen bestand in der Annahme seiner unermeßlichen Reichthümer; und die Habsucht aller Jener, die sich durch ihn zu bereichern dachten, wollte sich nicht enttäuschen. Brancovan, seine Frau und seine vier Söhne wurden zum Tode verurtheilt. Der Mufti erwirkte, daß man ihnen das Leben belassen wollte, wenn sie die muselmännische Religion annehmen würden. Die Schilderung der Hinrichtung des Großherzogs Notaras und seiner Familie nach der Einnahme von Constantinopel, kam hier wieder mit den rührendsten Umständen zum Vorschein. Die sechs Opfer stellten sich zum Tode: drei Kinder gingen vor den Augen ihrer Eltern zu Grunde, ohne die geringste Schwäche gezeigt zu haben; das letzte aber, bedeckt mit dem Blute seiner Brüder, versprach, seine Religion abzuschwören, wenn man es am Leben ließe. Diese Verzagtheit rettete es nicht; der Sultan, den man um Rath fragte, verachtete eine

Bekehrung, die er nur der Todesfurcht zuschrieb, und der junge Prinz wurde enthauptet. Dann starb Brancovan und zeigte bis zum letzten Augenblicke die tiefste Betrübniß nicht so sehr über sein klägliches Schicksal als über die Feigheit seines Sohnes. Die Fürstin, seine Frau, war das letzte Opfer, sie wurde erdrosselt.

Das war der schreckliche Auftritt, dessen Schauplatz die sieben Thürme im Jahre 1714 waren. Dieser Blutplatz wurde deßhalb berüchtigt; die Hinrichtung des Fürsten Brancovan und seiner Familie hinterließ bei den Ottomanen einen solchen Abscheu und solches Bedauern, daß sie zu vergessen schienen, daß auch ihr Sultan Othmar II. dort gemordet wurde, und daß sie noch von dem griechischen Fürsten sprechen, wenn sie die äußeren Mauern der sieben Thürme den Fremden zeigen.

VII.

Die Armee setzte vor den Mauern von Belgrad über den Fluß, um über die Haiden gegen Peterwardein zu marschiren. Sie stieß vor den Mauern mit dem Prinzen Eugen an der Spitze von siebzig Bataillonen und fünfzig Schwadronen zusammen, die durch ihre langen Feldzüge unter diesem Condé der Deutschen geschult waren und sich seinem Willen fügten.

Die Schlacht begann bei Sonnenaufgang. Der blinde Ungestüm der Janitscharen warf die deutsche Infanterie, verfolgte sie aber weiter als es vor einem so geschickten General klug war, der selbst von den Fehlern des Muthes Nutzen ziehen konnte. Der Prinz Eugen läßt sich nicht durch den Ansturm der Janitscharen auf seinem linken Flügel beunruhigen, benützt die Lücke in der Linie der Ottomanen und sprengt mit seinen fünfzig Schwadronen vor. Alles weicht vor diesem gewaltigen und feurigen Ansturme. Der Großvizir, der seine Spahis und Silihdars vernichtet oder zerstreut sieht, nimmt die Fahne des Profeten in seine Linke und führt seine Soldaten mit dem Säbel in der Rechten, um sie wieder auf das Schlachtfeld zurückzubringen. In Verzweiflung, daß er die Scharte nicht mehr auswetzen kann, steigt er zu Pferde und wirft sich mit einer Schaar von Paschahs und Pagen

todesmuthig in den Kampf, um nicht die Schmach seines Volkes überleben zu dürfen. Eine Kugel trifft ihn in die Stirne und stürzt ihn leblos vor die Hufe der Pferde.

Die Oesterreicher, einen Moment durch die unerschrockene Schaar, die sie umzingelt, auseinander gesprengt, gestatten seinen Dienern die Zeit, seinen Leichnam vom Boden aufzuheben, quer über ein Pferd zu legen und nach Belgrad zu bringen.

Die flüchtige Armee war schon dort vor der Leiche ihres Generals angelangt. Nur die Donau und Save deckten den Ueberrest dieser hundertfünfzigtausend Ottomanen gegen die hundertausend sieghaften Streiter des Prinzen Eugen. Zehntausend Leichen, hundertzwanzig Geschütze, hundertvierzig Fahnen, das Zelt des Vizirs, fünf Roßschweife waren die zweite türkische Beute des Prinzen Eugen. Die geheimen Papiere, die man im Zelte des Vizirs fand, lieferten dem Wiener-Hofe den Beweis von dem Einverständniße der Polen mit der Pforte. Der Leichnam des Großvizirs wurde mit traurigem Gepränge in der Moschee des Sultans Soliman zu Belgrad bestattet. Siebzig Jahre später von den bei Belgrad sieghaften Oesterreichern als ruchlose Beute ausgegraben und fortgeschafft ruht heute der Leichnam des Großvizirs Ali neben dem Grabmal des Marschalls Laudon, unweit von Wien in Hadersdorf.

VIII.

Achmet III., der während der Niederlage bei Peterwardein schon zu Constantinopel war, empfing die Nachricht davon mit apathischer Gleichgiltigkeit. Khalil-Paschah, Einer der mit der Armee nach Belgrad zurückgekehrten Generäle, empfing das Reichssiegel, das er auf dem Schlachtfelde aufgerafft hatte. Er war ein Albanese, ehedem Bostandji im Serail, und hatte sich von Stufe zu Stufe zum Range des Seraskers emporgeschwungen. Temeswar ergab sich nach sechsstündiger Bestürmung, bei der sechstausend Türken zu Grunde gingen, dem Prinzen Eugen.

Der Rückschlag der Niederlage der Ottomanen in Ungarn verbreitete sich bis nach Corfu, das von dem Grafen Schulenburg gegen

den Capitan-Paschah Djanüm-Khodja vertheitigt wurde. Er wurde in die sieben Thürme gesperrt, weil er bei Corfu unterlag.

Während der neue Großvizir die Armee reorganisirte, ging der Prinz Eugen durch Sachsen und lagerte schon vor Belgrad. Eine zweite Schlacht, die von dem General der ottomanischen Armee, der herbeieilte, um die Stadt zu unterstützen, geliefert wurde, öffnete die Stadt dem Prinzen. Zweihundert Kanonen, vierzig Mörser, von denen einige Bomben von zweihundert Pfund Schwere schleuderten, dreitausend Bomben, sechzig Fahnen, neun Roßschweife, alle Instrumente der Janitscharen-Musikbande, das Zelt und der Schatz des Vizirs fielen dem Sieger in die Hände; sechshundertfünfzig Geschütze, die am Flußufer standen und die Kriegsausrüstung der Donaubote bildeten, wurden gegen die Ottomanen gewendet.

Der Großvizir verschwand in der allgemeinen Verwirrung. Mohammed, ein ganz unbedeutender Mann, ehemals Sekretär eines Paschahs von Ali, der Vertraute Ibrahim's, des Schwiegersohnes des Sultans, wurde zur ersten Reichswürde erhoben. Nur Kiuperli, Paschah von Bosnien, hielt energisch den Oesterreichern in diesen Provinzen Stand.

Man sprach vom Frieden; Ibrahim, der Schwiegersohn des Sultans wurde als Großvizir mit dessen Unterhandlung und Abschließung beauftragt. Er schrieb an den Prinzen Eugen, um als Unterhändler Jenen zu würdigen, den er als Sieger erkannte. Er befahl unter Einem die Zurückhaltung des Kronprätendenten von Siebenbürgen Rakoczy zu Adrianopel, den die Pforte aus Frankreich, wohin er sich geflüchtet hatte, zurückberief, um ihn den Deutschen entgegenzustellen.

Ein Marktflecken in Servien, Namens Passarowitz, an der Morava wurde als Conferenzort festgesetzt. Oesterreich war sehr mäßig in seinen Forderungen. Geschah es aus Furcht, zu sehr Venedig auf dem adriatischen Meere zu kräftigen, oder aus Mißtrauen gegen die Polen und Russen, oder aus Schonung gegen die ottomanische Macht, deren Gewicht ihr nützlich zu werden schien, seitdem sie nicht mehr vernichtend war, der Wiener-Hof begnügte sich mit Belgrad den Schlüssel der servischen Thäler und der Zugänge des Reiches zu bewahren. Der Balkan wurde das zunächst an Adrianopel liegende

Bollwerk; die Donau, Nissa, Widdin, Nicopolis und Sophia waren von nun an der natürliche und künstliche Umfangsgürtel der Plätze und Positionen, welche das Reich schützten.

IX.

Prinz Eugen, dessen Tapferkeit und Loyalität im Kriege und bei den Unterhandlungen die Türken immer bewundert und geschätzt hatten, erhielt vom Achmet III. zwei prächtige Wüstenpferde, einen Säbel und einen Turban.

„Großvizir der Christen," sagte Mehemet-Effendi, der Bevollmächtigte Achmet's, „mein erhabener Kaiser schätzt Deine Tapferkeit und Weisheit, er wünscht Deine Freundschaft und sendet Dir als Probezeichen der seinigen die symbolischen Geschenke, die ich Dir von seiner Seite anbiete. Der krumme Säbel ist das Sinnbild Deiner Unerschrockenheit während der Belagerungen und in den Schlachten; der Turban zeigt den Umfang Deines Geistes, Deiner tiefdurchdachten Pläne und Deiner klugen Ausführung an. Ich wünsche Dir Glück zu dem Ruhme, den Du Dir durch Deine zwei letzten Feldzüge verdient hast; Du hast die ottomanischen Armeeen besiegt, wo man eine so schöne Disciplin betrifft, welche die anderen Nationen an Zahl übertreffen, und die nur mit Deinen bewunderungswürdigen Soldaten zu vergleichen sind."

X.

Die durch Ibrahim-Paschah, den Beglerbeg von Rumelien nach Wien gebrachten Geschenke zeugen ebenso sehr von der orientalischen Pracht.

„Sie bestanden," sagen die Annalen Raschid's „aus einem tscherkessischen Dolch, dessen Griff mit zweihundert großen und kleinen Diamanten besetzt war; aus einem Köcher mit goldener Kette, ausgelegt mit Rubinen, Perlen und Smaragden; sieben Harnischen; sieben Kinnketten; drei Paar Steigbügeln und sieben Streitärten ganz von Silber; sieben sammtenen goldgestickten Sätteln; sieben Schabraken von demselben goldgestickten Stoffe und anderen Harni-

schen von geringerem Werthe. Das Magazin der kaiserlichen Zelte lieferte ihm noch zwei große Festzelte mit zwei Pfeilern; zwei andere von Wachsleinwand, mit zwei Durchgängen; ein großes Zelt von kreisrunder Gestalt; einen Thronhimmel; alle diese Zelte waren mit Tapeten und Kissen ausgestattet. Um Ibrahim zugleich mit den Reisekosten zu versorgen, machte ihm der Sultan ein Geschenk von fünfunddreißigtausend Piastern und streckte ihm noch fünfundsiebzigtausend vor.

Die Geschenke, die er beauftragt war, dem Kaiser in der Zahl von siebenmal sieben zu übermachen, waren die reichsten und prächtigsten, die je ein türkischer Gesandter dem Souverain eines europäischen Staates geboten hat. Sein Gefolge, das aus siebenhundertdreiundsechzig Leuten, sechshundertfünfundvierzig Pferden, hundert Maulthieren und hundertachtzig Kameelen bestand, erhielt vor seinem Eintritte auf österreichisches Gebiet alle möglichen Lebensmittel, die es brauchte; der Gesandte selber wurde täglich mit einer Summe von hundertfünfzig Thalern belohnt.

Bei seiner Ankunft an den Ufern der Schwechat wurde Ibrahim-Paschah von dem Hofmarschall und einem kaiserlichen Commissär empfangen, die ihn unter dem Geleite mehrer Abtheilungen kaiserlicher Truppen und Milizen, Husaren und berittener Bürgergarde, die aus den ersten Stadt-Kaufleuten gebildet war, in die Hauptstadt führten. Vor dem Geleite zogen die Ceremonie-Tschauschs des Divans, der Schatzmeister mit sechs Packwagen, welche die Geschenke führten, und deren jeder von vier Pferden gezogen wurde; der Schlüsselbewahrer mit den Maulthieren im Gefolge der Gemach-Tapezierer; die von dem Sultan als Geschenk angebotenen Pferde; die Leibwachen des Paschahs, nämlich die Muthigen und Tollkühnen. Hinter ihnen kam ein Offizier, der eine grüne Fahne trug; die Handpferde des Gesandten; die Falkner, die Großstallmeister und der Großkämmerer Ibrahim-Paschah's; seine zwei Roßschweife, die in der Luft flatterten, während ein dritter, der des Quartiermeisters horizontal getragen wurde; der Aufseher und Sekretär der Tschauschs und der Tschauschbaschi oder Hofmarschall des Gesandten. Die sieben Lieblingspferde des Gesandten, bedeckt mit Schabraken, Tigerfellen und silbernen

Harnischen, an deren linken Weiche ein silbernes Schild und ein Säbel hing, wurden von vierzehn Divans-Tschauschs geführt, deren Turbane mit reichen Federbüschen geschmückt waren.

Dann kam der Gesandte in einem durch ein goldenes Gitter geschlossenen Wagen, dessen Außenseite mit Scharlach ausgeschlagen und der inwendig mit verschiedenen Malereien geschmückt war. Zu seiner Rechten und Linken ging der Kellermeister und Führer der Füsiliere, die Schultern mit Tigerfellen bedeckt, mit langen Scharlachgewändern bekleidet, mit Mützen von weißem Filz und umgürtet mit einem Säbel mit silbernem Griffe und rothsammtener Scheide; zwölf Kammerdiener, sechs Laufer, der Säbelträger, der erste Kammerdiener, sechs Pagen, Kiayas, der Gesandtschafts-Sekretär, zwei Imans, zwei Muezzins, die Standartenträger, die Wasserträger, die Stallknechte, die Zeltspanner, die Militär-Musikbande, die als Instrumente Schalmeien, Cymbeln, Trompeten und eine Anzahl kleiner Heerpauken und die große Trommel hatte.“

XI.

Während Achmet III. in Deutschland diesen asiatischen Luxus entfaltete, um Europa zu verblüffen, versetzten Erdbeben und Feuersbrünste, die in Einer Nacht zweiundzwanzigtausend Häuser stürzten und verzehrten, Constantinopel in Bestürzung. Die Elemente schienen sich mit dem Glücke gegen seine Regierung zu verschwören. Die schwelgerische Indolenz des Sultans bewirkte, daß er sich nicht über diese Niederlagen und düstern Anzeichen bekümmerte.

Der Stolz des Großvizirs wurde dadurch nicht gebeugt. Er gestattete dem russischen Czar, einen Minister-Residenten zu Constantinopel zu halten, weigerte sich aber hartnäckig, den Beherrscher der Moskoviter als Kaiser anzuerkennen.

„Mein Gebieter,“ sagte er, „anerkennt in der Welt nur zwei Kaiser, den Sultan und den römischen Kaiser (deutschen Kaiser).“ Trotz diesem Rückhalte wollte er aber dennoch den Pruth-Frieden mit Rußland erneuern.

XII.

Feste wechselten in Constantinopel, mit diesen Unterhandlungen und Unglücksfällen ab. Die türkische Beschreibung der Ceremonien, Belustigungen und des Luxus, die in den Frühling **1721** fielen und die Beschneidungen und Hochzeiten der Söhne und Töchter Achmet's III. feierten, die wir dem Reichshistoriografen Raschid entlehnen, schildert uns zu richtig die ottomanischen Sitten und Gebräuche, als daß wir sie nicht denen des Westens gegenüberstellen sollten.

„Der Sultan Achmet feierte um diese Zeit," sagt Raschid, „die Hochzeit von drei Töchtern und zwei Nichten und die Beschneidung von vier Söhnen. Die Bräutigame waren der Capitan-Paschah Suleiman, der Nischandji Mustafa und Ali, der Sohn des einstigen Großvizirs Kara-Mustafa. Diese drei Günstlinge heirateten die drei Töchter des regierenden Sultans.

Othman-Paschah erhielt die Hand der Prinzessin Ummetullah, und der Stadthalter von Negrepont, der Silihdar Ibrahim die der Prinzessin Aische, derselben, die mit Kiuperli-Zade Numan-Paschah verlobt und durch dessen Absterben wieder frei war; alle beide waren Töchter Mustapha's II. Der Sultan, der als Inspector des Festes den kaiserlichen Küchen-Aufseher Khalil bestellte, befahl ihm, gleichzeitig vier große Hochzeitspalmen für die vier Prinzen, seine Söhne und vierzig andere kleine mit einem Garten aus Zuckerwerk herzurichten. Die Palmen der Prinzen, das Symbol einer fruchtbaren Verbindung, hatten dreizehn Ellen Höhe und waren in fünf Theile getrennt; der Garten aus Zuckerwerk war sechs Ellen lang und vier breit und deutete in der allegorischen Sprache des Orients an, daß man die Süßigkeit der Heirat nur mittels einiger physischer Schmerzen am Hochzeitstage erlangt.

Hohe Tannen und breite Segel wurden aus dem Serail-Arsenale herbeigeschafft, um beim Baue eines ungeheuren Zeltes in Verwendung zu kommen, unter dem die Hochzeitspalmen verfertigt wurden; zehn andere kleine Zelte waren von Tischlern, Schlossern, Malern, Papparbeitern und Zuckerbäckern in Beschlag genommen, die das Back-

werk des Zuckergartens zu liefern hatten. Khalil erhielt Befehl, sich für das Fest zehntausend Holzteller, siebentausend neunhundert junge Hühner, die er aus den europeischen Gerichtssprengel von Rodosto, Amedjik und Schehrkoeyi und in den asiatischen von Göledjik, Jenidje, Tarakli und Gulbazari, im Sandjuk von Khudawendkiar zu nehmen hätte; tausendvierhundert Truthühner, dreitausend Masthühnchen, zweitausend Tauben, tausend Enten; hundert Tassen in Form solcher, auf denen man gewöhnlich am Jahrestage der Geburt des Profeten Zuckerwerk anbietet; fünfzehntausend Lampen zur Beleuchtung des Ortes, wo die verschiedenen Hochzeiten vollzogen werden sollten; tausend Lampen aus Mauritanien in Halbmondform, und zehntausend Geschirre für das Sorbet zu verschaffen.

Commissäre wurden in verschiedene Provinzen geschickt, um Köche, Zuckerbäcker, Sänger, Tänzer und Quacksalber aufzutreiben; hundertzwanzig Wasserträger mit in Oel getränkten und mit russischem Kupfer beschlagenen Schläuchen, in Hosen aus letzterem Metalle, übten die Polizei bei diesen Festlichkeiten; denn man wollte bei diesem Anlasse die Ordnung aufrecht erhalten, ohne zu Stock und Kolbenschlägen greifen zu müssen. Der Inspector Khalil mußte außerdem neue Gewänder für fünftausend arme Kinder liefern, die bei Gelegenheit der Prinzenhochzeit wie diese auf Kosten des Sultans beschnitten werden sollten. Die Faustkämpfer, Seiltänzer und Taschenspieler, die aus allen Provinzen des Reiches kamen, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen, wurden unter den Schutz der Generäle, Waffenschmiede und Kanoniere gestellt und erhielten Gastfreundschaft bei dem Oberhaupte der Fleischer. Man entlehnte aus den Küchen der Janitscharen, Kanoniere und Waffenschmiede Teller und große Kessel; aus den frommen Stiftungen und Palästen der Großen Zinn- und Kupfergeschirre; endlich verwendete man alles Tafelgeräthe der kaiserlichen Küche.

Wir haben gesehen, daß unter der Regierung Soliman's des Großen, der Großvizir Ibrahim-Paschah, sein Günstling, während der Feier seiner Vermählung mit einer kaiserlichen Prinzessin, durch die Anwesenheit des Sultans beim Feste ausgezeichnet wurde, das er bei diesem Anlasse gab, und daß diese Gunst ihn so stolz machte, daß er sich in den Briefen an Kaiser Carl V. und den König von Ungarn,

Ferdinand: Innhaber von Hochzeitsfesten (Sahib-es-Sur) nannte.

Unter Achmet III. erfuhr der allgewaltige Großvizir Damad-Ibrahim-Paschah eine nicht geringere Auszeichnung, denn sein Sohn Mohammed, den er aus seiner ersten Heirat hatte und der mit den Prinzen beschnitten wurde, erhielt wie diese zwei Palmen und einen Zuckergarten, die Symbole männlicher Kraft; nur waren die seinigen nur halb so groß.

Nachdem der Sultan und seine Söhne die Palmen, die in dem alten Serail vollendet wurden, besichtigt hatten, schaffte man sie in das neue Serail, von wo man sie wie auch die kaiserlichen Zelte und das des Großvizirs auf den Okmeidan, einen ungeheuren Platz auf einem Hügel hinter dem Arsenal brachte. Hier beaufsichtigten der Kiayabeg und der Defterdar, der Janitscharen-Aga, die Generäle der berittenen Garde und der heiligen Standarte, mit dem Chef der Arbeiter, welche die Zelte zu spannen hatten, den Bau der Hochzeitszelte, die für die hohen Hof- und Staatswürdenträger bestimmet waren.

Man feierte zuerst die Hochzeit Sirke Othman-Paschah's mit der Nichte des Sultans, der Prinzessin Ummetullah (am 15. September 1720). Ihr Brautführer (Saghdidj) führte nach der Ordnung bei ähnlichen Anläßen den Zug und überbrachte die Hochzeitsgeschenke des Verlobten. An der Spitze dieses Zuges sah man mit Blumen und Früchten gefüllte Körbe; dann Shawlballen, Goldbörsen und Geschmeide; dann kamen die reichgeschirrten Pferde und andere Geschenke. Nachdem der Mufti den Segen des Himmels auf die Brautleute in der Person des Kislaraga, der die Prinzessin vertrat und des Kiaya des Sirke-Othman herabbeschworen hatte, überreichte er Letzterem von Seite des Sultans, die Aussteuer seiner Frau, die sich auf zwanzigtausend Dukaten belief. Nach diesem Ceremoniale gab man von Seite der Neuvermählten reiche Pelze dem ersten Eunuchen, dem Kammerdiener, den Ceremonienmeistern, dem Stallmeister und Schätzmeister; sie wurden darauf entlassen, nachdem man sie beräuchert und ihnen Caffee und Sorbet gereicht hatte.

Ein Zeitraum von vier Tagen blieb zwischen der Hochzeit Sirke-Othman's und dem Beschneidungsfeste der Prinzen, das sechzehn volle

Tage dauerte. Jeder Tag war mit öffentlichen Schauspielen, Banketten, Beleuchtungen und Feuerwerken begangen; an jedem Tage wurden zugleich Hunderte von kleinen Knaben auf Kosten des Sultans beschnitten. Während der vier Tage, in denen man die Prinzen zu der feierlichen Handlung der Beschneidung vorbereitete, ließ man auf dem Okmeidan-Platze Altäre errichten, auf denen man Lämmer schlachtete; man richtete hohe Kletterstangen, Bogenziele und ein Zelt von ungeheurer Größe auf, das dem ähnlich war, welches in das kaiserliche Lager mitgeführt wird und Kiosk der Gerechtigkeit heißt, weil zur Kriegszeit die Hinrichtungen vor diesem Zelte vorgenommen werden. Man spannte Zelte für die hundertfünfzig Armeenärzte, die Sänger, Tänzer, Faustkämpfer, Taschenspieler und Leute ähnlichen Gelichters, die man gleichfalls mit Rosenwasser besprengte und beräucherte und mit Caffee und Sorbet regalirte.

Mit Tagesanbruch verkündigte Trommel- und Paukenschlag den Beginn der neuen Feste, und die Schlauchträger machten sich daran, den Platz zu fegen und zu bespritzen. Der Sultan begab sich jeden Tag in Begleitung der Prinzen und im Gefolge der Garde, der Soldaten und Peiks des Bostandji-Baschi und des Khasseki auf den Festplatz. Zu seiner Linken zogen seine Söhne, bekleidet mit Kapanidjas von Silberstoffe, mit runden Turbanen, einer Erfindung Selim's (Selimi) als Kopfbedeckung; die Vizire mit ihren Turbans von pyramidaler Form (Kallawi), die Ulemas mit ihren schweren Turbans (Urf), und die Kodjagians mit ihren cylinderförmigen Turbans (Mudjewweze) hielten sich etwas rückwärts. Der Schnitt der Staatspelze war ebenso genau wie jener der Turbans geregelt; die Kapanidja, von Gold- und Silberstoff und vorne und rückwärts mit schwarzem Zobelfelle verbrämt, wurde bei außergewöhnlichen Gelegenheiten von dem Sultan, den Prinzen, dem Großvizir und anderen Viziren, wie zum Beispiele von den Schwiegersöhnen des Sultans getragen; die Staatspelze der Kammerherrn hießen Erkiankürki, jene mit weiten Ermeln Ferradj; der Ueberpelz (Ustkürk) war das Kleidungsstück der Großwürdenträger des Staates. Das Ustkürk unterscheidet sich von andern Kleidern durch falsche Aermel, die, über die eigentlichen fallend, nur bei der Ceremonie des Kußes einen Zweck haben; denn

Jene, die ihr untergeordneter Rang von der Ehre ausschließt, die Hand des Großherrn oder eines Vizirs oder selbst den Aermel, der ihren Arm bedeckt, zu küssen, dürfen nach der Etiquette des ottomanischen Hofes nur den falschen Aermel küssen.

Man hatte auf diese Weise auch die Farbe des Tuches bestimmt, mit dem die Pelze gefüttert sein mußten, und man hatte zu dem Ende neue gewählt, um so eine Zahl einzuhalten, die bei den Tartaren heilig gilt, nämlich: blau, violett, scharlachroth, dunkel-, licht- und himmelblau, dunkel-, hell- und stahlgrün. Weiß war die Farbe der Kleider des Muftis, hellgrün die der Vizire, scharlachroth der Kammerherrn, welche die Todesurtheile zu vollstrecken hatten. Die sechs legislativen Würdenträger, die zwei Großrichter, das Oberhaupt der Emire, die Richter von Mekka, Medina und Constantinopel, und die sechs ersten Beamten der Pforte, der Defter-Emini, Reis-Effendi und Nischandji trugen dunkelblaue Tuchkleider; die Groß-Ulemas und Kodjagians hatten violettfarbige Kleider; die der Muderris, Scheiks und subalternen Kammerbeamten waren lichtblau; die lehenspflichtigen Tschauschs und Agas waren durch himmelblaue Kleider gekennzeichnet; die Agas des kaiserlichen Steigbügels, der Reichsmarschall, der Miralem (der Träger der heiligen Standarte) waren dunkelgrün bekleidet, eine Farbennüance, die gewöhnlich an chinesischem Porcellain gesehen wird; endlich die Bediensteten der kaiserlichen Stallungen trugen naphtagrüne Kleider. Was die Schuhe betrifft, so waren die der Pforten-Offiziere gelb; die Generäle der Truppen trugen rothe- und die Ulemas blaue Schuhe. Die Vertheilung der Harnische, Schabraken und Satteldecken war gleichfalls für die Werkel- und die sogenannten Divanstage geregelt.

So waren auch die Staats- und Hofwürdenträger im ottomanischen Reiche durch regelmäßige Uniformen zu einer Epoche unterschieden, die viel früher fällt, als die Souveraine Europas die Bekleidung ihrer Beamten regelten; und wenn Rußland, die Civil- und Militärbeamten nach Classen abtheilend, den correspondirenden Grad für jede Bedienstung bestimmte, so hat das türkische Reich seit der Regierung Soliman's des Gesetzgebers, die respective Stellung der Beamten erster, zweiter und dritter Classe der Pforte wie auch die der

Ulemas kennzeichen gesehen. So correspondirte die Würde des Großvizirs mit der des Mufti, und die sechs ersten Gesetzwürdenträger hatten ihr Aequivalent in den sechs Würdenträgern der Pforte; die Großmollas correspondirten mit den Kodjagians, die Muderris und Scheiks mit den subalternen Beamten der Kanzlei und Kammer, die Agas der Truppen mit den Agas des kaiserlichen Steigbügels und die Herren des Staates mit den Hofherrn.

Am ersten Tage des Prinzenfestes wurden die Vizire, nachdem sie zum Handkusse des Sultans zugelassen waren, zu einem Bankette geladen, wo jeder Kuppelvizir und Statthalter seine eigene Tafel hatte. Alle schickten ihre Geschenke an den Kislaraga mittelst des Großschätzmeisters; das Gefolge des Großvizirs zeigte seine Geschicklichkeit im Djeridspiele; die Schlauchträger richteten auf ihre Kosten einen Kiosk auf dem Platze auf; man sah dort Automaten-Spiele ausführen; besonders zeichnete sich ein Centaur durch seine Geschicklichkeit in Körperübungen aus.

Am nächsten Tage (19. September) führten egyptische Tänzer den Schwerter-, Flaschen- und Ringeltanz aus. Am nämlichen Tage hatte der Mufti an der Spitze der Ulemas die Ehre, in Anwesenheit des Sultans über einen Versabschnitt des Korans eine Abhandlung zu halten. Die Knaben, die beschnitten werden sollten, defilirten unter Anführung des Festinspectors vor dem Kiork der Gerechtigkeit, wo der Sultan Platz nahm; die Bediensteten des Arsenals und die Kanoniere zogen an ihm vorüber, Erstere rollten auf Walzen mehre Galeeren, die zweiten schoben eine künstlich aus Holz verfertigte Festung vor. Die Groß-Ulemas saßen mit den Armeerichtern an abgesonderten Tischen und wurden von den Wasserträgern und Serail-Stallmeistern bedient; der Abhub der Tafel wurde an die subalternen Ulemas vertheilt.

Am nächsten Tage (20. September) nach dem Freitags-Gebete führten die Tänzer die sogenannten Kameel- und Messertänze aus, und die Ulemas wurden von dem Großvizir in abgesonderten, den sogenannten Tscherke- (Speise) Zelten bewirthet, die in der Nähe des Militärzeltes (Oba) des Großvizirs aufgespannt waren,

der selber neben dem Ceremonienzelte (Otak) des Sultans wohnte.

Am 21. September setzten die Taschenspieler und Gaukler das Volk durch ihre Gewandtheit und Körperstärke in Verwunderung. Nachdem die Scheiks und Prediger der kaiserlichen Moscheen zum Handkusse des Sultans und Großvizirs zugelassen waren, wurden sie prächtig bewirthet.

Am folgenden Tage erlustigte sich Achmet III. sehr an den Sprüngen, die vor ihm die egyptischen Opiumesser machten, unter die er Geld werfen ließ; so fesselten auch die Tänze der zahmen Affen, Bären und Schlangen seine Aufmerksamkeit. Zwei Tänzertruppen, deren Eine Baghdjewan Kuli (Gartensklaven), die andere Edrene Kuli (Sklaven von Adrianopel) hieß, wetteiferten in einem mimischen Tanze; die Prediger und Imans der Moscheen der Hauptstadt waren an diesem Tage die Gäste des Großvizirs. Der Sultan betrachtete am nächsten Tage, als er gegen Abend in den Arsenal-Palast zurückkehrte, den er während der Festdauer zur Wohnung genommen hatte, den Aufzug der verschiedenen Handwerkerzünfte. Die Zunftmeister und Oberältesten boten mittelst des Peschkeschdjiaga (Geschenkmeister) und der Serailsträger ihre Geschenke, worauf sie zu einem Feste in den Zelten des Großvizirs geladen wurden. Am selben Tage bewirthete Damad-Ibrahim an besonderen Tafeln die Generäle der sechs Cavalerie-Regimenter, ihre Prokuratoren, Inspectoren und Tschauschs.

Am 24. September stellte man den Janitscharen zweihundert gekochte Hammel, dreihundert andere Braten und vierhundert Schüsseln aufgelösten Reises vor. Im Augenblicke, da auf ein gegebenes Signal die Soldaten sich auf dies Mahl warfen, flog eine Anzahl Tauben, die zwischen den Hörnern der Hammel versteckt war, unter dem lauten Beifall der Gäste auf. Die Zeugschmiede ließen vor dem Sultan einen gegossenen feuerspeienden Drachen steigen, und die Kanoniere schoben eine hölzerne Festung vor, die von einem Elefanten vertheidigt wurde; endlich zogen die Arsenalarbeiter mit einer Galeere, deren Segel entfaltet und die Masten bewimpelt waren, vorüber. Der Generalstab der Janitscharen speiste mit dem Großvizir

Damad=Ibrahim, während die Ceremonien=Tschauschs nach allen Seiten Raketen steigen ließen.

Am folgenden Tage defilirten acht andere Handwerkerzünfte vor dem Sultan; die Taschenspieler und Pehliwans wie auch die beiden Tänzergruppen befriedigten durch ihr Spiel die Neugier der Zuschauer; der Reichsmarschall und Oberstkämmerer speiste mit den Kammerherrn, Tschauschs und Hoffuriren an verschwenderisch gedeckten Tafeln; der Großvizir hatte ihnen mit ganz besonderer Gunst erlaubt, ihre großen und schönen Staatsturbans (Mudjewweze) abzulegen und mit ihren gewöhnlichen Turbans zu erscheinen.

Am nächsten Tage zeigten sich Faustkämpfer, Stab= und Taschenspieler ihre Geschicklichkeit. An diesem Tage gab Damad=Ibrahim den Offizieren der Bostandjis, dem Khasseki, Odobaschi, den Sofa= und Barkenwächtern, den Beamten der kaiserlichen Jägerei, dem Adjutanten und Schätzmeister des Marstalls, dem Scheunensecretär und den Stallknechten, dem Chef der Diener, welche die Pferde zu striegeln hatten, dem großen und kleinen Sänftenwächter, dem Wagenmeister und allen Schatzaufsehern ein Gastmahl.

Die Gesandten der europeischen Mächte wohnten dem Feste bei, die in den sieben darauffolgenden Tagen gegeben wurden. Die erste Einladung erhielten im Namen des Sultans der französische Gesandte, wie auch zugleich die Generäle und Offiziere der Kanoniere, Waffenschmiede, Zugssoldaten und Galeeren=Begs, wie auch ihre Capitäns und Tschauschs.

Am folgenden 29. September begaben sich die englischen und holländischen Gesandten mit den Imans und Scheiks der Derwische, die in den Vorstädten jenseits des Hafens von Constantinopel (in Galata, Kasim und Khaßköi) wohnten, auf den Festplatz; der Ministerresident von Venedig und Oesterreich zu Constantinopel erhielten ihre Einladung zur nämlichen Zeit wie die disponiblen Beglerbegs und Kodjagians im Ruhestande; endlich erhielt der Resident von Ragusa seine Einladung am Tage, da man an die Einwohner der vier großen Vorstädte der Hauptstadt: Scutari, Galata, Aiub und Kasim=Paschah, fünftausend Pilaw=Schüsseln vertheilte.

Am fünfzehnten und letzten Festtage bewirthete der Sultan die Verwalter der frommen Stiftungen und Güter der Sultanninnen; an diesem Tage vertheilte man Geld unter die zweiundzwanzig Janitscharen-Rotten, die den Hofdienst hatten, und die Offiziere die das Fest leiteten, wurden für ihren Eifer mit Kaftans belohnt.

Am anderen Tage, dem 3. October verließ der Sultan mit den Prinzen den Arsenal-Palast und kehrte in das Serail, in den inneren Hof zurück, wo man Zelte für die Aerzte und Eines für die religiöse Ceremonie der Beschneidung spannte; denn diese Feste, bei denen tausend Kinder aus dem Volke auf Kosten des Sultans beschnitten wurden, waren nur die Vorläufer des Beschneidungsfestes der Prinzen.

Acht Tage nach den Volksbelustigungen führte man durch die ganze Stadt die Hochzeitspalmen. Bei diesem Anlaße erschienen die Hof- und Staatsbeamten in ihren Gala-Uniformen; die Cavallerie-Generäle trugen Turbans, eine Erfindung Selim's, Jacken (Nimten) breite sammtene Kniehosen, Felaren von Tscherkassien, Harnische und Divans-Schabraken; der Großvizir, dessen Kopfputz der pyramidale Turban, der vom Golde funkelte, und dessen Bekleidung die Kapanidja war, hatte zur Rechten einen Kämmerer, dessen Turban mit einem weißen Federbusche geschmückt war, und zur Linken den Odabaschi der Baschis mit seiner gelben Mütze. Vor ihm zogen seine Lakaien (Schatirs). Die Palmen waren so groß, daß man an vielen Orten die Häuser abbrechen mußte, daß sie vorbeigeschaft werden konnten; auf dem Wege, den der Zug einschlug, stellten sich die Generäle der Kanoniere, Waffenschmiede und Artilleriegespann-Soldaten mit ihren Truppen auf. An der Spitze dieses Zuges marschirten die Schlauchträger, deren Musik aus Querpfeifen und Dudelsäcken bestand. Dann kamen der Wach-Profoß (Aasasbaschi) und der Polizei-Lieutenant (Subaschi), der Janitscharen-Aga an der Spitze seines gesammten Generalstabes, die Tschauschs, Muderris, Güterverwalter der Sultanninnen, Herren des Divans und Präsidenten der Schatzkammer, die Großmollas, Kämmerer, hundertfünfzig Aerzte mit ihrem Chef und vierzig Janitscharen, deren Jeder eine kleine Palme trug.

Vor den zwei großen Palmen, die ihnen folgten, zogen zur Seite der Hochzeits-Inspector, der Aga und Erbauer der Palmen, hinter denen eine Schaar Schlauchträger und Zimmerleute kam, die Alles wegzureissen hatten, was den Zug behinderte. Hinter ihnen trug man die vier Zuckergärten unter vergoldeten Schleiern, und vierzig Arsenal-Arbeiter hielten Jeder eine Tasse mit Blumen, Früchten, Bäumchen, Vögeln und Thieren, die sämmtlich aus Zucker verfertigt waren. Die drei Defterdars, der Kammer-Inspector, der Reis-Effendi und die Armeerichter, die sich in Mazuls (quiescirte), Payelüs (Titular-) und Bilfüls (active Richter) theilten, gingen unmittelbar vor den Richtern von Constantinopel, die wie die Armeerichter in dieselben drei Categorien getrennt waren. Dieselbe Abtheilung wurde für die Kuppel-Vizire und Statthalter eingehalten, die vor dem Großvizir schritten, der von den Stallmeistern (Bulubaschis), Lakaien und kaiserlichen Stall- und Gartenknechten eskortirt wurde. In ihrem Gefolge marschirten der Oberst-Stallmeister und Bostandjibaschi, dann neun reich geschirrte Handpferde, deren jedes von einem Stallmeister, der einen cylinderförmigen Turban trug, an der Koppel geführt wurde.

Dann kamen der Chef der Armee, der Prinz Suleiman zu Pferd mit der Umgebung seiner Leibwachen, Lanziers und Bogenschützen; zur Rechten und Linken rückten der Khasseki und Adjutant-Major des Marschalls vor, dann kamen in einem vergoldeten mit sechs Raçepferden bespannten Wagen die Prinzen Mohammed und Mustafa. Sie wurden von dem Säbelträger und ersten Kammerdiener des Sultans eskortirt, die auf den Kutschenschlag vorgebeugt auf ihrem Wege neugeprägtes Geld unter das Volk auswarfen. Hierauf kamen der Chef der schwarzen Eunuchen (Kislaraga) und jener der weißen (Capuaga), die Agas des inneren Hofstaates und der kaiserlichen Kapelle; der Zug war durch die Generäle der Spahis und Silihdars mit ihren Schwadronen geschlossen.

Da die Palmen zu groß waren, um das kaiserliche Serailsthor zu passiren, ohne es wegzureißen, richtete man sie außen auf, während die kleinen Palmen und Zuckergärten vor dem Marmorhofe (Mermelik) aufgestellt wurden. Der Mufti und die Ulemas schritten

durch das Mittelthor, während der Großvizier und die Herren des Divans sich in den Audienzsaal (Aarzodasi) begaben.

Nachdem Damad-Ibrahim unter dem Beifall der Tschauschs abgestiegen war, half er dem Prinzen Suleiman mit dem Kislaraga vom Pferde, dann mit Unterstützung der beiden Vizire den beiden Brüdern des jungen Sultans aus dem Wagen. Angelangt in ihren inneren Gemächern ließen die Prinzen die Vizire zum Fußkusse zu, die sich darauf in die Kuppel zurückzogen.

Als der Sultan in den Saal trat, warfen sich der Großvizir und nach ihm die jungen Prinzen vor ihm nieder und küßten seine Füße; darunter war auch der jüngste Prinz, der Sultan Bayezid, der die Operation der Beschneidung bestehen mußte. Der Großvizir trat aus den Gemächern, an deren Eingange die Vizire wie an gewöhnlichen Divanstagen standen. Damad-Ibrahim grüßte sie, und der Selamagasi (Ceremonienmeister) dankte für die Umstehenden. Zu Ende des Mahles der Vizire wurden die Arsenal-Arbeiter, welche die Palmen trugen, die Maler, Tischler und Handwerker, welche die künstlichen Blumen verfertiget hatten, von dem Sultan empfangen, der sie mit reichen Geschenken entließ. Die Vizire und Armee-Generäle, die vor dem Großvizir und Mufti gingen, kamen dann in den Audienzsaal. Letztere wie auch die anderen Vizire erhielten allein die Erlaubniß, sich zu setzen, während der Reis-Effendi, Defterdar, Tschauschbaschi und die Generäle aufrecht an dem Eingange der Thüre standen. Aus dem Audienzsaale begab sich der Großvizir in Begleitung des Mufti und der Vizire in den Saal, wo der Mantel des Profeten aufbewahrt ist, und von da kehrte er, nachdem er dem Sultan gehuldigt hatte, in den ersten Saal zurück. Er begleitete dann ganz allein den Großherrn in den Beschneidungssaal, wo die drei älteren Prinzen ruhten, welche die Operation bestehen mußten, die der geschickte Chefarzt vornahm; der jüngste war schon wieder seiner Amme übergeben worden.

Als Damad-Ibrahim in den Audienzsaal zurückkam, brachte ihm ein Vertrauter des Sultans auf einer goldenen Schüssel die unwiderlegbaren Beweise der Geschicklichkeit des Operateurs, welche der Großvizir, dann der Mufti und die Vizire mit Goldstücken bedeckten. Alle Anwesenden zogen sich zurück, nachdem sie wie die Armeerichter

und anderen Minister mit Ehrenpelzen bekleidet waren und sich vor dem Thore in hierarchischer Ordnung niedergeworfen hatten.

Während die Vizire außer dem Audienzsaale auf Sofas in dem Mamorhofe ausruhten, wurden die subalternen Würdenträger, die bei dem Feste fungirt hatten, wie der Beschneidungs-Inspector, der Chef der Küche, der Oberststallmeister, der Ceremonienmeister und die Prokuratoren der Silihdars und Spahis mit Kaftans bekleidet.

Zum Schlusse dieser Ceremonie verließen die Vizire den Palast, und der Großvizir bestieg das Pferd, das ihm der Sultan geschickt hatte, und dessen Schabraken in Gold und Email auf hundert Silberbeutel geschätzt wurden. Bei Gelegenheit der Beschneidung, des Sohnes des Vizirs schickten die vier jungen Prinzen Letzterem reich gezäumte und gesattelte Pferde.

So schloß der feierliche Act der Beschneidung, der nach dem Vorbilde Abraham's jedem Muselmanne als Pflicht auferlegt ist; doch die Zeit war vorüber, da der Sultan sich erlauben durfte, den Dogen von Venedig und den Kaiser einzuladen, um nach Constantinopel zu kommen und dieser Ceremonie beizuwohnen."

Solches Gepränge nach derartigen Niederlagen zeigte von dem griechischen Verfall bei dem muselmännischen Hochmuthe. Seine Erniedrigung nicht fühlen, ist der ärgste Verfall, denn es leidet dabei schon die Seele. Der Reichsfriede war nicht rühmlich genug, als daß er Achmet III. und seinen Minister erlaubte, ihre Freude darüber mit solchem Gepränge an den Tag zu legen; in ihrer Freude nagte schon der Wurm der Reue und die Erniedrigung schwächte ihr Glück.

XIII.

Diese Friedensjahre wurden zu Verschönerungen der Hauptstadt, zu Gartenanlagen, Canal- und Moscheebauten verwendet, die aus den beiden Bosphorus-Ufern ein Babylon des Orients machten. Der ottomannische Gesandte, Mohammed-Effendi, der den Vertrag von Passarowitz gezeichnet, und von da an eine Mission hatte, um die Berichte, Pläne und Malereien der Paläste von Versailles, Marly und Fontainebleau zurückzubringen, die man, den Gegenden und kli-

matischen Verhältnißen anpassend, auf den Hügeln und in den Thälern um Constantinopel nachahmen wollte. Das Hochzeitsbuch schildert als Denkmale ottomanischer Größe die Wunder dieser Bauten und den Luxus, den Ibrahim unablässig vor seinem Gebieter entfaltete, um seinen Geist einzulullen und ihn durch diese Kunstgenüsse die Frucht des Friedens verkosten zu lassen. Dieser noch sehr junge Minister schien durch die Reihenfolge von Niederlagen begriffen zu haben, daß der Geist des Krieges die Muselmänner verließ, und daß man nicht ferners ein beständig ungünstiges Glück versuchen dürfe. Der Glanz dieser Gebäude, Gärten und Feste, mit denen unter Achmet III. Ludwig XIV. nachgeahmt wurde, verbreitet gegen Ende dieser Regierung einen Schimmer, der im Hochzeitsbuche für die Geschichte gerettet ist.

Ibrahim war es, der am Eingang des goldenen Hornes aus einem Klippenvorsprunge der asiatischen Küste an der Stelle, wo ein hölzener Leuchtthurm stand, der später abbrannte, den Leander-Thurm erbauen ließ. Eine Volkssage der Griechen versetzt auf diesen Felsen die Liebes- und Todesscene Hero's und Leander's. Eine türkische Sage erzählte, daß eine Prinzessin, die Tochter eines byzantinischen Kaisers, der die Orakel weissagten, daß sie durch den Biß einer Natter sterben würde, dort von ihrem Vater erzogen und eingesperrt war, um das Schicksal Lügen zu strafen; daß aber eine Schlange, die mit einen Fruchtkorbe zu dem Mädchen gebracht wurde unglücklicher Weise das Orakel bewahrheitet hatte.

Er hatte auch mit Bäumen, Springbrunnen, Kiosken und Marmorbänken, beschattet von mächtigen Palmen, das melancholische Süßwasser-Thal in Europa, dies Tempe bei Constantinopel verschönert. Er baute für die Sultanin den asiatischen Palast von Kiaghadkhane, das die Süßwasser von Asien in Schlangenwindungen durch einen tausend Ellen langen Marmorkanal vor die Mauern dieses Landhauses führte. Die künstlichen Wasserfälle, die nach dem Muster von Versailles und St. Cloud gebildet wurden, erfrischten die Luft, welche die Sultaninnen einathmeten. Die Einweihung dieses Palastes, den der Großvizir Achmet anbot, gab Gelegenheit zu prächtigen Festen, die wegen ihrer Neuheit historisch wurden.

Von dem schwelgerischen Genie dieses Vizirs datiren die Beleuchtungen der großen Moscheen nach dem Muster des St. Peter in Rom, während der Ramahdan-Nächte, mittelst halbrunder mit Lampen besetzter Eisenstangen, welche Monde hießen, weil sie in der Nacht den flimmernden Mond nachahmten, der die Minarets und Kuppeln beleuchtete.

Unter seiner Administration kamen auch die Lampen- und Tulpenfeste in Schwung; sie wurden jeden Frühling in dem Serail gegeben oder in Einem der kaiserlichen Paläste, die an Einem der beiden Posphorus-Ufer liegen, gefeiert. Es war bei diesen Festen gebräuchlich, die Tulpenbeete mit verschiedenfärbigen Glaslampen zu beleuchten, so daß die Schattenparthien der Blumen durch den Reflex der Lampen, wie Lampen und diese wie ein weites Tulpenbeet zu flimmern schienen. So war der Beleuchtungspomp, der in den ältesten Zeiten zu Sais stattfand, nach so vielen Jahrhunderten von den Nil- an die Bosphorusufer verpflanzt.

Das prächtigste dieser Tulpen- und aller Beleuchtungsfeste, das je ein Großvizier für einen Sultan veranstaltete, war das, welches Damad-Ibrahim Achmet III. in seinem Sommerpalaste zu Beschiktasch in Anwesenheit seiner zahlreichen Söhne und Töchter und ihrer Mütter und Favoritinnen gab. Diesem Feste: wohnten bei: der Sultan, vier seiner Söhne, Suleiman, Mohammed, Mustafa und Beyezid die sieben Prinzessinnen, seine Töchter, Umm Kulsum, Kadidje, Aatike, Saliha, Aische, Rabia und Seineb; die Sultanin, die vier obgenannten Prinzen, und die Mütter von Prinzen, die im zarten Alter gestorben waren, die Sultaninnen, legitime Gemahlinnen Achmet's III. (seine erste, zweite, dritte, vierte und fünfte Frau); acht andere Sultaninnen, sechzehn vertraute Sklavinnen der Sultaninnen und zehn Vertraute des Großherrn. Unter den Großoffizieren des inneren Hofes bemerkte man den Kislar-Aga, Säbelträger, ersten Kammerdiener, Steigbügelhalter, Chef der ersten Pagenrotte, Kiaya der Baltadjis, Tafelhüter, der erste Cafeewirth und der Adjutant des kaiserlichen Marschalls; im Ganzen sechzig Personen, den Sultan nicht mit inbegriffen. Alle erhielten vom Großvezier Geschenke in Edelsteinen und Shawls, reichem Stoff und Gold.

Durch die öftere Wiederholung dieser Feste wurde die Leidenschaft für Blumen zum herrschenden Volksgeschmacke, so zwar, daß sie bald noch jene einer großen Zahl von Individuen in Frankreich und in den Niederlanden übertraf, die mit der Tulpenkultur Luxus trieben. Man sah damals in Europa dickleibige Abhandlungen über die Cultur dieser Blume erscheinen. In Constantinopel gründete man ein neues Amt, das des Blumenmeisters (Schukufedjibaschi), dessen Diplom, geschmückt mit vergoldeten Rosen und verschiedenartigen Blumen, mit folgenden Worten schloß, die uns eine Idee von dem blühenden Style der Orientalen geben: „Wir verordnen, daß alle Gärtner als ihr Oberhaupt den Besitzer dieses Diploms anerkennen; daß sie in seiner Gegenwart ganz Auge wie die Narzisse, ganz Ohr wie die Rose seien; daß sie nicht zehn Zungen, wie die Lilie haben; daß sie nicht die spitzige Lanze der Zunge in einen Granatdorn durch unziemliche Worte verwandeln, daß sie bescheiden seien und wie die Rosenknospen den Mund geschlossen halten, und nicht vor der Zeit plaudern wie die blaue Hyazinthe, welche Düfte ausströmt, bevor man es noch wünscht; daß sie sich endlich bescheiden neigen, wie das Veilchen und sich nicht wiederspenstig zeigen."

Der Großvizir, den seine Leidenschaft für Feste fortriß, hatte auch die Reitfeste wieder aufgebracht, die einst der Großvizir Kiuperli der Tugenhafte in Schwung setzte, und die seitdem wieder außer Gewohnheit kamen. Der letzte Großvizir hatte allerdings daran gedacht, sie wieder einzuführen, aber die ungeheuren Kosten ihrer Einführung schreckten ihn davon ab. Am dritten Tage des großen Beiramfestes gab der Janitscharen-Aga dem Großvizier in seinem Palaste ein verschwenderisches Gastmahl; Damad-Ibrahim kehrte nach der Tafel zu Pferde in Begleitung einer glänzenden Cavalcade zurück, die sich auf seinen Befehl im Palaste des Aga eingefunden hatte.

Doch besonders bemerkenswerth durch ihre Pracht waren die Feste bei Gelegenheit des ersten Unterrichtes, der den Prinzen Mohammed, Mustafa und Bayezid ertheilt wurde. Sie fanden in dem sogenannten Perlen-Kiosk am äußersten Serailende gegen die See hinaus (am 8. Oktober 1721) statt. Man hatte für den Großvizir, Capitan-Paschah, Mufti, Armeerichter von Rumelien, Defterdar

und Reis-Effendi Zelte gespannt. Der erste und zweite Serails-Iman, Feizullah und Abdullah wurden zu Lehrern der Prinzen ernannt. Damad-Ibrahim begab sich mit seinem ganzen Gefolge ins Serail; er trat durch die an das Hospital stoßende Thüre, die in den ersten Hof des kaiserlichen Palastes führt. Der Defterdar, Reis-Effendi, Ceremonienmeister und Raschid, der Reichs-Historiograf standen an der Spitze der Hofoffiziere, Jeder vor dem für ihn gespannten Zelte aufrecht. Der Großvizir begrüßte die Offiziere der innern Kammer, die vor dem Perlen-Kiosk postirt waren. Sein Gruß ward erwiedert von dem Ceremonienmeister, der ihn bei allen Gelegenheiten dem Grüßenden zurückerstattet; denn die Orientalen meinen, das Recht des Grußes stehe nur den Hochgestellten und nicht den Untergeordneten zu; so würde eine Versammlung gegen die erste Etiquette-Regeln verstoßen haben, hätte sie selber den Gruß des Sultans oder Großvizirs erwiedert. Die kleinliche Politik des Despotismus vergeht sich selbst in der herrschenden Norm des Grußes so weit, daß sie aufgebracht ist, wenn das Volk beim Empfange den Souverain zuerst grüßt, und einen Erlaß über die Art und Weise und Gelegenheit gibt, wie und wann er zu erwiedern ist. Wie oft aber hat die Stimme des Volkes, die lange unterdrückt war, die Hindernisse beseitigt, die ihm die Hofetiquette auferlegte, und wie oft wurde der Freudenjubel: Es lebe der Padischah! den die Staats-Tschausch's pflichtschuldigl auszustoßen hatten, von dem Revolutionsrufe: „Wir wollen dich nicht mehr!“ übertäubt.

Im Moment, als der Sultan im Perlen-Kiosk ankam, traten der Kislaraga Beschir und Damad-Ibrahim-Paschah vor, um ihm vom Pferde zu helfen, und führten ihn, unter dem Arme stützend, in das für ihn bestimmte Empfangszelt. Unmittelbar nach ihm begaben sich der Mufti und Capitan-Paschah in ihr Zelt, um zu speisen, der Abhub der Tafel ging an das Gefolge ab. Nachdem sie sich von der Tafel erhoben hatten, ging der Zug durch das Gartenthor in den weiten Serailhof und von da in den Audienzsaal, wo die Vizire und Ulemas auf der Marmorbank vor dem großen Thore saßen. Kaum war eine Viertelstunde verstrichen, so sah man unter dem Thore der Glückseligkeit, das in den Audienzsaal führte,

den erstgebornen Sohn des Sultans, Mohammed erscheinen. Der junge Prinz, der mit einer Kapanidja bekleidet war und auf seinem Turban einen Hahnfederbusch mit Diamanten trug, wurde von dem Khazineda und Kislaraga unterstützt; er reichte den Viziren, Ulemas und Ministern die Hand zum Kuße.

Als die anderen Prinzen erschienen, empfingen sie die Tschauschs mit lang anhaltenden Vivats: dann eskortirten sie dieselben in den Perlen-Kiosk, wo mit ihnen der Großmufti, Capitan-Paschah, Emiren-Chef, die beiden Armeerichter, der Silihdar, Defterdar, Reis-Effendi, Tschauschbaschi, Oberstkämmerer, Reichshistoriograf, Ceremonienmeister, die beiden Requetenmeister und der Scheik von Aya-Sofia eintraten. Der Sultan ließ sich auf dem Throne nieder; zu seiner Rechten und Linken saßen auf prächtigen Teppichen die Prinzen, der Großvizir, Mufti, Capitan-Paschah, Emiren-Chef, die beiden Armeerichter und der Scheik von Aya-Sofia. Als der Scheik auf ein Zeichen Damad-Ibriham's in persischer Sprache ein kurzes Gebet an Gott richtete, nahm der Großvizir den erstgebornen Prinzen in seine Arme und setzte ihn auf den Teppich, der vor dem Mufti ausgebreitet war; dann stellte der Silihdar zwischen sie ein mit Scharlachtuch bedecktes Buch, und der Mufti begann nun, ihm die fünf ersten Buchstaben des Alphabets zu zeigen. Nachdem sie der Prinz nachgesprochen hatte, gab Achmet III. ihm das Zeichen, die Hand des Mufti zu küssen; dieser aber wehrte dies ab und gab ihm einen Kuß auf die Schulter. Dieselbe Ceremonie wurde bei den beiden anderen Prinzen eingehalten. Nachdem sie sich zurückgezogen hatten, wurden die Großwürdenträger, die sich nun niedersetzen durften, mit Ehrenpelzen bekleidet, und die Minister und Hofoffiziere, die nach ihrem geringeren Range aufrecht stehen mußten, erhielten Kaftans.

Nach dieser Ceremonie erhielten die zwei jüngeren Prinzen von dem Sultan ein reich geschirrtes Pferd und einen Koran in einem Beutel von kostbarem Stoffe. Der Reichshistoriograf sagt bei der detailirten Schilderung dieser Ceremonie, daß der Sultan, als er sah, daß die Pagen, die hinter den Ministern und anderen Hofoffizieren standen, sich alle mögliche Mühe gaben, um diesen Vorgang anzuschauen, letzteren durch ein Zeichen bedeutete, diesen jungen Leu-

ten Platz zu machen. Diese Thatsache characterisirt Achmet III. und erinnert an den Umstand, da der Großvizir während des Geburtstagsfestes des Profeten aufstand, um den Ulemas Raum zu geben, die von der Menge gepreßt wurden, und mit dem Armeerichter den Teppich des Mufti vor den Candelaber trug, nachdem er auch die Muderris zum Vorrücken aufgefordert hatte. Ibrahim gab so ein öffentliches Zeugniß von der hohen Achtung, die er für das gelehrte Corps der Ulemas hatte. Der Wunsch, sich ihnen gefällig zu erweisen, zeigte sich schon bei verschiedenen früheren Gelegenheiten; als er sich zum Beispiele dreimal die Woche in die von ihm gegründete Schule begab, um der Lecture und Auslegung des Korans beizuwohnen; als er für die Richter von Medina und Damaskus einen höheren Rang einsetzte, als sie vorher hatten; als er den Richter von Mekka über die Richter der drei Residenzen, Constantinopel, Adrianopel und Brussa und letztere über den Richter von Damaskus stellte; als er endlich einen neuen Beweis von seiner Achtung lieferte, indem er Raschid, den Reichshistoriografen zur Würde eines Richters von Aleppo erhob, der uns bei diesem Berichte durch einen Zeitraum von sechzig Jahren als Führer diente, und das Amt des Letzteren dem gelehrten Gesetzkundigen Ismail Aazim, mit dem Beinamen Kutschuk-Tschelebizade übertrug.

Viel glücklicher als seine Vorfahren, deren Söhne, mit Ausnahme eines Einzigen, der eines Tages für den Thron bestimmt war, zufolge einem alten barbarischen Gesetze durch die Hand des Henkers zu Grunde gingen, war Achmet III. in den letzten zehn Jahren seiner Regierung Vater von vierundzwanzig Söhnen und Töchtern, und die Hälfte dieser zahlreichen Nachkommenschaft lebte noch. Drei Jahre waren seit dem Tage verflossen, da er die Hochzeit von drei Töchtern und die Beschneidung von vier Söhnen gefeiert hatte. Zur Epoche, bei der wir jetzt angelangt sind, verlobte er drei andere Töchter, Aatike, Kadidje und Umm Kulsum, die erste mit Mohammedbeg, die zweite mit Alibeg und die dritte mit Ahmedbeg, dem Sohne des Tscherkessen Othman-Paschah. Jede von ihnen empfing aber nicht wie ihre älteren Schwestern eine Mitgift von zwanzigtausend Dukaten, sondern nur die Hälfte dieser Summe.

Wir fanden sehr oft die Gelegenheit zu Festbeschreibungen bei Verheiratungen von Prinzen und Prinzessinnen aus dem Geblüte

Othman's, und dürfen nur auf diese verweisen, anstatt sie auf ein Neues zu schildern; dennoch erwähnt das Hochzeitsbuch, das um die Hälfte stärker als das Wehabi's ist, eines Umstandes, den wir um so mehr hier aufführen müssen, da er eine Fabel entkräftet, die man über die Gebräuche im kaiserlichen Harem erzählte, und an die man in Europa glaubte. Man glaubte und glaubt noch, daß der Sultan so oft er eine Sklavin seines Harems mit seiner Gunst auszeichnet, ihr jedesmal ein Sacktuch zuwirft. Diese Annahme hat ihren Ursprung in dem Gebrauche, daß die Braut, wenn sie aus den Händen ihres Brautführers den Korb oder das Hochzeitsgeschenk des Bräutigams (ein Geschenk, das man das ehrenvolle Zeichen oder Nischan der Verlobung nennt,) empfängt, ihrem künftigen Gemahl ein Tuch, das sogenannte Nischantuch schickt, um anzuzeigen, daß sie sein Hochzeitsgeschenk erhalten hat.

Wenn Achmet III. nicht in Anspruch genommen war durch die Hochzeits- und Tulpenfeste, durch prächtige religiöse Feierlichkeiten wie die des Geburtsfestes des Profeten, durch den Besuch beim Mantel Mahomet's oder durch die Umzüge der zwei Bairamfeste, verbrachte er seine Zeit mit Besuchen bei dem Großvizir, dessen Thätigkeit ihm jeder Regierungssorge enthob, oder besuchte die Schatzkammer und das Arsenal. Während der Abende, die der Sultan häufig bei ihm zubrachte, bot ihm der Großvizir gewöhnlich ausgezeichnetes Zuckerwerk an; diese Abende hießen die Halwa- zum Unterschiede von den Khalwet-Festen, was Promenade der Haremsfrauen bedeutet. Wenn diese Promenaden stattfanden, proklamirte man den Khalwet, das ist: die Einsamkeit des Harems. Man trug den Männern auf, sich aus den Straßen zurückzuziehen, durch welche die Frauen und Sklavinnen des Sultans gingen, im widrigen Falle sie von den Eunuchen, wenn auch nicht immer den Tod, doch wenigstens Stockschläge oder Säbelhiebe empfingen.

XIV.

Achmet III. unterließ nie, sich in das Arsenal zu begeben, wenn ein neu gebautes Schiff vom Stappel gelassen wurde; so war

er auch zugegen, als das erste Schiff mit dreifachem Verdecke von der Werfte auslief, und dies Schauspiel fesselte seine ganze Aufmerksamkeit. Seine Besuche in der Schatzkammer hatten keinen andern Zweck, als sich an dem Anblicke der Gold- und Silberhaufen zu weiden, welche die kluge Oekonomie des Damad-Ihrahim-Paschah aufgehäuft hatte.

Der Frieden füllte die Staatskassen und belebte die Industrie und den Handel. Er war der Grundgedanke der Regierung und rechtfertigte durch seine Wohlthaten das Andenken Baltadji's von den Anklagen der Polen und Schweden gegen seine angebliche Bestechung durch das Gold des Czaren. Der Großvizier Ibrahim setzte nur diesen Gedanken Achmet's fort, von dem das Reich die Früchte erntete.

Das Reich wäre glücklich gewesen, hätten die zu stark beanspruchten Vortheile dieses Friedens mit Rußland den Großvizir Ibrahim und Sultan Achmet nicht zu einer ebenso unsittlichen als antimuselmännischen Allianz mit dem Czaren verleitet, wie bald darauf die Theilung Polens durch christliche Hände war. Wir reden von der Coalition der Pforte und des Czaren gegen Persien. Werfen wir jetzt für einen Augenblick unsere Blicke auf das Königreich Persien, das in Asien, wie Polen in Europa, zu einem ewigen Wechselspiele militärischen Ruhmes und bürgerlicher Anarchie bestimmt schien.

XV.

Die Zerstücklung Persiens zu Gunsten Rußlands und der Pforte folgte nach der freiwilligen Zerstücklung dieses Königreichs durch die Afghanen, eine kriegerisch wilde Völkerschaft, deren Führer den Thron von Persien herabgewürdigt hatten. Mahmud, der Sohn des ersten Afghanen-Usurpators, der Mörder seines Oheims Abdallah, hatte sich Ispahans bemächtigt, welche Hauptstadt er dem legitimen persischen Schah, Tahmasp durch Waffengewalt entriß. Um mit Einem Schlage alle seine Mitbewerber zu vernichten, hatte Mahmud in Einer Nacht alle adeligen Anhänger und dreitausend Leibwachen des flüchtigen Königs geschlachtet. Berauscht vom Blute und gefoltert

vom Gewissen hatte sich Mahmud, in Einer jener Umwandlungen heftiger Charactere selber plötzlich zum Kerker und zur ewigen Vergessenheit in einer Gebirgshöhle verdammt, um dort seine Opfer zu beweinen und durch Fasten Verzeihung für seine Missethaten zu erwirken. Diese Buße im Innern der Erde, mit der er Nabuchodonosor, Elias und Chosroes ähnlich wurde, kam in Indien, Persien und Judäa seit uralten Zeiten häufig vor. Aber diese gekrönten Einsiedler verließen, nachdem sie sich wie Thiere von Kräutern genährt hatten, nicht selten ihre Verstecke mit den Leidenschaften und Rasereien neuer Verbrechen.

So war Mahmud, als er seine Höhle verließ; er tödtete mit eigener Hand drei Oheime, acht Brüder und mehr als hundert Söhne, den unglücklichen Schah Hussein, seinen Gefangenen, der von dem Tyrannen verdammt war, diese Sündfluth seines eigenen Blutes anzusehen. Endlich ergriff ihn physischer- nach diesem Wahnsinn des Ehrgeizes; er riß mit den Zähnen während seiner Anfälle Fleischfetzen aus seinen eigenen Gliedern, um sie zu verschlingen. Sein Neffe Aschraf, ein Räuber desselben Stammes, ließ ihn endlich knebeln und in dem Palaste von Ispahan erdrosseln. Tahmasp, Hussein's Enkel, rückte mit einer Armee seiner Anhänger gegen Aschraf. Dieser Usurpator, beunruhigt durch des Anrücken Tahmasp's, schickte einen Gesandten nach Constantinopel, um dort gegen die Eingriffe der Russen und Türken auf persischen Gebieten Einsprache zu thun und eine Allianz Achmet's III. anzusuchen.

Das religiöse Zerwürfniß zwischen Türken und Persien diente der Pforte zum Vorwande, den Gesandten zu entlassen und Persien den Krieg zu erklären. Ein Enkel Kiuperli's, Abdurrahman-Paschah vernichtete an der Spitze von zwanzigtausend Mann die Perser in den Moghan-Steppen bei Ardebil.

Während dieser Niederlagen Aschraf's schlug der rechtmäßige Schah Tahmasp seinerseits den Türken ein Bündniß vor und erbot sich, es durch die Abtretung eines Theiles der nördlichen Provinzen der Monarchie zu bezahlen. Diese Vorschläge wurden von dem Divan günstig aufgenommen, und sechzigtausend Mann, unter dem Commando des Seraskers Ahmed-Paschah stießen in der Hamadan-Ebene mit der

persischen Armee Aschraf's zusammen. Achmet wurde besiegt und zog sich mit dem Reste seiner Armee gegen Bagdad zurück. Ein zwischen Aschraf und den Türken zu Bagdad abgeschlossener Frieden beraubte Persien von Kermanschah, Hamadan, Ardelan, Tebriz, Tiflis, Erivan, Sultanieh und eines Theiles der Monarchie. Um diesen Preis erkaufte Aschraf, obgleich er Sieger war, die Anerkennung seines durch den Divan usurpirten Titels.

Der Czar hatte während dieser Zerstücklung Persiens im Süden und Norden seinerseits die persischen Provinzen am kaspischen Meere und Kaukasus weggenommen. Es bedurfte nun einer bestimmten Begrenzung der ungeheuren Gebiete, die man unkluger Weise von Persien erobert hatte. Der russische General Romanzoff, der gewandte Unterhändler des Theilungsvertrages zu Constantinopel, reiste aus dieser Stadt mit einem ottomanischen Bevollmächtigten, Mohammed Derwisch-Aga ab, um diese Grenzen zu bestimmen. Frankreich wurde durch eine unpolitische Einmischung in diese Theilung aufgefordert, einen französischen Commissär als Schiedsrichter dieser Grenzberichtigung abzusenden. Sie wurde zur Schmach und zum Unglücke der Muselmänner am 23. December 1727 festgestellt und gezeichnet. Herr von Maurepas, Minister Ludwig's XV., leitete damals die auswärtigen Angelegenheiten und ahnte nicht die Falle, in welche diese Theilung Persiens zwischen Rußland und den Türken und ihr geographisches Naherücken früher oder später den Orient und Occident ziehen mußte.

XVI.

Der Empfang des Gesandten Aschraf's im Divan, der den Vertrag von Bagdad ratifizirte, bot dem Großvizir Gelegenheit, jenen Prunk zu entfalten, mit dem er so gerne Europa und Asien verblüffte.

Am Tage des Einzugs des persischen Gesandten Mohammed Khan von Schiraz wurde den Frauen verboten, sich in den Straßen von Constantinopel zu zeigen. Alle Häuser in den Straßen, durch die sich der Zug bewegte, wurden reparirt und neu getüncht; die

Vergoldungen des kaiserlichen Divansaales, welcher die Kuppel überragt, in der die Vizire Sitzungen hatten, wurden ganz renovirt; die durchbrochenen Geländer, welche das Mittelthor des Serails mit der Pforte der Glückseligkeit, nämlich mit dem des Harems verbinden, wurden mit scharlachrothem Tuche ausgeschlagen. Diese verschiedenen Verschönerungen verschafften dem persischen Gesandten von Seite der Bevölkerung der Hauptstadt den Beinamen des Anwurf-Khans. Zwei in der persischen Sprache sehr bewanderte Beamte, deren Einer in der Staatskanzlei, der Andere Divans-Sekretär war, wurden zum Mihmandar und Dolmetsch des Gesandten ernannt.

Bei seiner Ueberfahrt von Scutari nach Constantinopel sah Mohammed Khan sechs große Linienschiffe zwischen Beschiktasch und Topkhane, neun neu bemalte Galeeren zwischen dem Karaköi-Thore und der Oelniederlage von Galata; sieben andere Linienschiffe warfen im Hafen zwischen dem Arsenal und Constantinopel Anker. Während der Ueberfahrt von Scutari zum Hauptzollamt, fielen von drei Geschützen dieser Schiffe und aller anderen vor Anker liegenden Fahrzeuge in dem Hafen mehr als neunhundert Schüsse (3. August 1728). Bei seiner Ankunft am Hauptzollamte wurde der Gesandte von dem Reichsmarschall empfangen, der ihm von Seite des Großvizirs ein prächtig geschirrtes Pferd anbot. Der Zug wurde von dem Wache-Capitän und Polizei-Lieutenant eröffnet; dann kamen drei Classen von Tschauschs, die des Divans, der Spahis und Silihdars und jener, die Lehen hatten, mit dem Muteferrikas, Sekretäre und Prokuratoren der Spahis und Silihdars, die Generäle der vier Regimenter der Standartengarde, die Obristen der für den Zug bestimmten Janitscharen, dann der Gesandte auf einem nach persischer Art gesattelten und gezäumten Pferde; hinter ihm führten Sklaven sieben Handpferde, die nach dem Ausspruche des Reichshistoriografen, nicht besser und munterer waren, als die hölzernen Pferde, deren man sich beim Schachspiele bedient; vierzig oder fünfzig schlecht gekleidete Afghanen mit Bogen und Flinten schloßen den Zug.

Am Tage, da der Großvizir ihn zur Audienz ließ, war der Empfangssaal mit unerhörtem Luxus dekorirt (9. August 1728).

Selbst der Vorsaal, den man den Mattensaal wegen der Strohmatten nennt, die ihn bedecken, wurde mit persischen Teppichen belegt; jene, die den Audienzsaal schmückten, stellten ein Blumenbett mit Seide, Gold und Perlen vor. Zu den Füssen des Großvizirs in der Ecke des Sofas, die als Ehrenplatz gilt, war eine mit Perlen gestickte Decke ausgebreitet; zu seiner Seite sah man ein mit Edelsteinen besetztes Portefeuille und ein Tintenzeug aus Smaragden und Rubinen, welche jenes reine und lebhafte Licht verbreiteten, das guten Schriften eigenthümlich sein soll; zu seiner Linken stand ein Schreibpult mit flimmernden Edelsteinen, auf dem ein mit schwarzen Sammt gebundener mit Brillanten besetzter Koran lag. Zwischen den zwei Fenstern sah man sechszehn andere Korans, deren Einbände mit Gold gestickt und ihre Aufbewahrungsbeutel mit Perlen bedeckt waren; zu beiden Seiten des Kamins waren auf fünf künstlich gearbeiteten Pulten Pelz-Paquette aufgelegt, die mit Goldklammern zusammengehalten waren.

Längs der Mauer vom Kamin bis zum Sofa standen auf Fußgestellen acht Pendeluhren mit ihren Kristallkugeln; mehr als fünfzig kostbare Bücher waren in elegant gearbeiteten Schränken; zwei große Uhren und drei Spiegel schmückten die Mauerwand zwischen dem Kamin und der Thüre. Die Kammerdiener trugen kostbare Gürtel, in denen Dolche und edelsteingeschmückte Messer stacken. Die Staatsminister, der Defterdar, Reis-Effendi, Tschauschbaschi und die Unterstaats-Sekretäre, der Kanzler, die Requettenmeister und der Cabinets-Sekretär wetteiferten an Luxus; aber Alle wurden durch den Schimmer der Diamanten verdunkelt, welche die Ringe, den Gürtel, den Dolch und Agraffen als Klammern der Gewänder des Großvizirs schmückten. Er war, sagt der Historiograf, ganz glänzend und schwamm vom Kopfe bis zu den Füssen in einem Meere von Perlen und Edelsteinen, so daß sein Anblick allein den bei den Ottomanen üblichen Wunsch des Grußes: „Der Beistand Gottes sei mit Dir!" realisirte.

Nachdem die Tschauschs durch diesen Ruf den Gruß des Großvizirs erwiederten, den der Ceremonienmeister, in Namen der Versammlung empfing, küßten die sieben Kuppel-Vizire, von denen fünf Schwiegersöhne des Sultans, darunter der Sohn und zwei Neffen des

Großvizirs und die zwei anderen Schwiegersöhne des Letzteren waren, seine Hand und ließen sich, der Capitän-Paschah zu seiner Rechten, die sechs Anderen zur Linken nieder; die Staatsminister und hinter ihnen die Staats-Sekretäre standen, die Arme über der Brust gekreuzt aufrecht; hinter den Staats-Sekretären standen die Hausoffiziere des Großvizirs für ihre verschiedenen Dienstleistungen in Bereitschaft. Das Zuckerwerk und der Cafè wurde in goldenen edelsteinbesetzten Gefäßen gereicht. Nachdem dies Mahl vorüber war, erhoben sich die Vizire und nahmen gegenüber dem Sofa Platz; der Gesandte ließ sich neben dem Großvizir nieder, sein Gefolge zog sich zurück, und er hatte dann mit Letzterem eine halbstündige Unterredung, in der sich Damad-Ibrahim sehr darüber beklagte, daß der Gesandte nicht ein Schreiben des Chefs für den Sultan überbracht und daß der persische Premier-Minister nicht an ihn geschrieben habe.

Zum Schluße der Audienz ließ der Großvizir Sorbet und Räucherwerk reichen, Mohammed-Khan mit einem scharlachroth gefütterten Zobelpelze bekleiden, und gab allen Personen seines Gefolges reiche Kostums und Pferde mit prächtigen, mit Perlen und Saphiren gestickten Schabraken.

XVII.

Aber all dieser Segen des Salomons am Bosphorus war trügerisch. Der Czar Peter der Große war todt, er hinterließ das Reich Katherina, die Idee seiner Politik Mentschikoff, seinen Ehrgeiz dem Vaterlande, das halb zerstückelte Persien seinen Generälen. Noch ein großer Mann, ebenso grausam aber kriegerischer als Peter der Große, erschien in Persien und faßte aufs Neue in Eine Hand das zerfaserte Bündel dieser Monarchie zusammen.

Schildern wir in einigen Zügen das Bild dieses Eroberers, mit dem Herz und Geist Timur's von Samarkand nach Ispahan, gewandert zu sein schien.

XVIII.

Seine Biografie, an Ort und Stelle von Mirza-Medhy, seinem Historiografen, und von einem Engländer, der sich im Lager aufhielt, beschrieben, läßt nicht im Unklaren über seinen Charakter.

Der Vater Nadir's, von türkischer Abstammung, gehörte keiner jener turkomanischen Horden an, die sich zur Zeit der großen Völkerwanderung nach Persien warfen. Diese Familie war bisher unbekannt aber edel, denn in Persien nahm Alles, was nicht Sklave war, an dem allgemeinen Adel der Horde Theil. „Der Diamant," sagt Mirza-Medhy bei dieser Gelegenheit „erhält seinen Werth nur von dem Glanze und nicht von dem Felsenblocke, aus dem er hervorging!" Er war ein gewöhnlicher Schneider und fristete sein- und seiner Familie Dasein, indem er Mäntel aus Hammelfellen verfertigte. „Saget von mir," schrieb Nadir an seine Gesandten, die für ihn um die Hand der Prinzessin Mazer-Allah, der Tochter des Mongolen-Kaisers anhielten, „saget, daß ich der Sohn Nadir's, der Sohn und Enkel meines Säbels und so von Vater auf Sohn bis zur sechzigsten Generation bin."

Soldat seit seiner Kindheit, bald Oberhaupt einer Schaar von Abenteurern in Khorasan, die ihre Nachbarn, die Usbek-Tartaren plünderten und niedermetzelten, hatte er seine Verbrecher-Laufbahn mit dem Raube eines Mädchens dieser Horde, das wegen seiner Schönheit berühmt war, begonnen und es von der Leiche seines Vaters entführt. Der König Tahmasp reihte ihn in die Armee, mit der er dem Usurpator Aschraf Persien streitig machte. Seine Thaten und die wachsende Anzahl seiner Soldaten verschafften ihm den Titel eines Statthalters von Khorasan, seiner Heimat. Eine fast königliche Unabhängigkeit und Tyrannei bewirkten, daß man ihn von diesem Posten abberief. Zurückgewiesen von seinen Landsleuten und von Tahmasp aufgegeben, bat er um ein Asyl bei einem Oheim von väterlicher Seite, der selber Oberhaupt einer andern Afghanen-Bande war und über die Festung und das Land von Khelat herrschte. Sein Oheim nahm ihn auf, warb für ihn tausend Mann, versöhnte ihn mit dem Könige Tahmasp, und seine Thaten gegen die Afghanen, die Herren Ispa-

hans, vermehrten den Schreckens seines Namens. Da er die Festung Khelat haben wollte, kehrte er zurück, nahm den Platz und erwürgte mit eigener Hand den Oheim, seinen Beschützer.

XIX.

Durch dies Verbrechen Gebieter einer Hauptstadt, eines Schatzes und einer Armee, eroberte er ganz Khorasan für den legitimen Fürsten. Tahmasp, mit Recht eifersüchtig auf einen General, der sich überall seine eigene Gewalt anmaßte, erklärte ihn als Verräther und Rebellen. Nadir gebrauchte diese offenbare Undankbarkeit seines Souverains als Waffe, um seine Armee gegen Tahmasp aufzuwiegeln; er marschirte gegen den Schah, nahm ihn gefangen, behandelte aber, um seine Anhänglichkeit für die alte Dynastie an den Tag zu legen, die ihn in Persien populär machte, den Schah mit aller Ehrerbietung in seinem Lager.

Nach einem beständig glücklichen Kriege gegen die Afghanen, die durch Waffengewalt aus ihrem Landesgebiete vertrieben wurden, erhielt Nadir von dem Schah als Apanage Khorasan, Mazanderan, Sistan und Kerman, vier Provinzen, deren Ausdehnung fast so groß wie das halbe Königreich war. Seine scheinbare Mässigung sträubte sich nur gegen den Titel eines Sultans; er war nach viel Höherem lüstern. Das Bündniß der Russen und Türken bot ihm bald Gelegenheit, sich noch mächtiger zu entfalten. Sein Vaterland von den Afghanen wiedererobern, seine fremde Dynastie fortjagen, die alte Dynastie der Sophis in der Person des schwachen Tahmasp wiedereinsetzen, im Norden Persiens die Russen und im Süden die Ottomanen bekämpfen, besiegen und vertreiben, und sich endlich selber für so viele Siege über die drei feindlichen Stämme seiner Heimat zu krönen, das war die Bestimmung Nadir's, der jetzt noch Unterthan, bald aber König war.

Verlassen wir ihn jetzt in der aufsteigenden Linie seines Glückes und kehren wir nach Constantinopel zurück, um dem Sturze einer Regierung beizuwohnen, die allein sein Namen zum Falle brachte.

XX.

Die Ereignisse Persiens fanden einen düsteren Nachhall zu Constantinopel in dem Herzen der gutgesinnten Muselmänner. Das unnatürliche Bündniß der Türken mit den ungläubigen Russen (Giaurs), um ein ketzerisches aber muselmännisches Reich zu zerstören, empörte insgeheim das rechtschaffene und religiöse Gemüth der Ottomanen. Es gibt Zeiten, in denen die Völker, die nur durch ihr Gewissen aufgeklärt werden, tiefgründlich politischer als ihre Regierungen sind. Es ist unbekannt, welche profetische Vorahnung sich in der Seele der Türken gegen eine Allianz auflehnte, die das russische Reich nahe rückte und vergrößerte. Mitleid und Unwillen schürten ununterbrochen diesen Unwillen der öffentlichen Meinung gegen einen Souverain und Vizir, welche gleichgiltig bei den tragischen Vorfällen der persischen Dynastie blieben.

Der Usurpator Aschraf, dessen Gesandte, nachdem sie von Achmet III. empfangen waren, noch zu Constantinopel residirten, wurde dreimal von Nadir besiegt. Aschraf hatte auf seiner Flucht, während er von Nadir verfolgt wurde, feiger Weise den alten König Hussein, seinen Gefangenen, den Vater Tahmasp's erwürgt. Das Blut dieses von seinem Kerkermeister gemordeten Greises schrie um Rache gegen Aschraf, der zu voreilig von Achmet anerkannt war. Dieser feige Usurpator flüchtete mit einem Häuflein Afghanen nach Afghanistan, als die Horden des Belutschistan, die von seinen Niederlagen erfuhren und nach seiner Beute lüstern waren, ihn in ihrer Wüste umzingelten und ihm den Kopf abschnitten, den sie als Zeichen ihrer Treue an Tahmasp abschickten.

Dieser junge Fürst, der von Nadir wieder auf den Thron gesetzt ward, zog als König unter dem Beifallsgeschrei seiner Bevölkerung in Ispahan ein. Am Tage seines Einzuges in dem Palaste von Ispahan, trat ein mit Lumpen bedecktes Weib aus den Haremsküchen Aschraf's, entschleierte sich vor dem Könige und gab sich als seine eigene Mutter zu erkennen. Es war die Favorit-Sultanin Hussein's, die Mutter Tahmasp's, die, um der Hinmetzlung der

Familie der Sophis-Könige zu entrinnen, sich als Sklavin verkleidet und so die niedrigsten Dienste im Harem des Usurpators verrichtet hatte. Die Erzählung von diesem unerwarteten Wiederfinden von Mutter und Sohn entlockte dem ganzen Oriente Thränen.

XXI.

Kaum hatte Tahmasp sein Königreich wieder erlangt, so kam auch sein Gesandter in Constantinopel an, um im Namen der Legitimität und der empörten Armee, die Wiederherausgabe der persischen Provinzen zu verlangen, die dem Usurpator von den Türken und Russen entrissen wurden. Der Großvizir antwortete auf diese gerechte Forderung Tahmasp's nur durch eine Kriegserklärung gegen Persien und durch die Einkerkerung des nach Lemnos abgeschickten Gesandten.

Er rüstete sich selber zum Marsche gegen das nach seiner Aussage bedrängte Tauriz und ließ auch factisch am 24. Februar 1730 die heilige Standarte zu Scutari entfalten. Die Armee versammelte sich dort wie herkömmlich um die Roßschweife auf dem Rastplatze an der asiatischen Küste gegenüber dem Seraile. Sultan Achmet III., sollte sich selber sechs Tage später, am 3. August, mit seinem ganzen Militär-Hofstaate dahin begeben. Die Armee mußte sich am 18. September auf der Heerstrasse von Aleppo mit dem Großvizir in Bewegung setzen. Der Sultan wollte während des Feldzuges zu Scutari verbleiben, um dem successiven Abzuge aller Truppen-Contingente, die für diese Expedition aus Europa und Asien aufgerufen waren, beizuwohnen. Nichts deutete die geringste Opposition gegen Plan und Verlauf dieses Feldzuges an. Der Sturm brüllte, wie bei in schweigsamen Gehorsam gehaltenen Staaten stets der Fall ist, unter der ruhigsten Außenseite.

XXII.

Mittlerweile wiegelte dumpfes Murren der Janitscharen, Kanoniere und Spaphis, die in den Zelten von Scutari lagerten, die Armee

auf, ohne daß der Großvizir und die Generäle Etwas davon ahnten. Die Einen sagten, es wäre ein sündhafter Frevel, in Persien einen Khalifen, einem Abkommen des Profeten zu entthronen, um sich in seine Beute mit den barbarischen Giaurs von Moskau zu theilen; die Andern eiferten, es wäre eine Schmach, die Armee einen Monat lang um Scutari verkommen zu lassen, während ein Sklave, Afghan-Nadir, Kulikhan (der Sklave des Khan) die Ottomanen und selbst Kiuperli-Paschah aus Tauriz verjage. Dieses noch heimliche Murren des Aufstandes schlug wie gewöhnlich in eine allgemeine Unzufriedenheit um. Es ist Nichts gefährlicher für eine Regierung, als Leute müssig zu schaaren, die einzeln Nichts wagen, dann aber ihre Gewalt fühlen, wenn sie sich zahlreich finden. Ein zufälliger Umstand, die Ungeduld, mit der an einem sonnigen Tage die Truppen unter Waffen den Sultan zu Scutari erwarteten, brachten plötzlich das dumpfe Murren zum hellen Aufstande.

XXIII.

Die Sultane setzen, wenn sie das Serail verlassen, um nach Scutari zu gehen, gewöhnlich bei frühestem Tagesanbruch über den Bosphorus. Die Sonne stand schon hoch, und die vergoldeten Barken Achmet's III. stießen nicht von der Kanonenküste, die man von Scutari aus sieht. Die Soldaten forschten nach der Ursache dieser Verzögerung; schon waren die Zünfte Constantinopels, die vor ihm ziehen und ihm bei dieser Ueberfahrt folgen, die Roßschweife, Handpferde und Imans der kaiserlichen Moschee seit Langem über dem Canal und erwarteten ihn an der asiatischen Küste.

Achmet zauderte noch im Serail. Geschah es aus Widerwillen, sich gegen einen legitimen Fürsten zu rüsten, der wieder den Thron seiner Väter bestieg, und so selber durch das eigene Beispiel die Völker zur Untreue gegen ihre Dynastie zu ermuthigen, oder wirkten die Vorstellungen des Mufti und des Predigers von St. Sophia, Isperizade (Sohn des Isperi); oder war es Mißtrauen in die Politik des Großvizirs, der durch die öffentliche Meinung beschuldigt wurde, er habe bei der Uebergabe von Tauriz an Nadir-Kulikhan

die Hände im Spiele gehabt; war es Nachgiebigkeit für die Rathschläge seiner Schwester Kadidje, einer Prinzessin, die um alle Staatsgeheimnisse wußte und Energie und Geist eines Vizirs hatte; wie dem auch sei, Achmet weigerte sich, den Palast zu verlassen.

Der Großvizir, in Besorgniß über den Unwillen, der durch diesen ungewohnten Aufschub bei den Truppen zu Scutari ausbrechen konnte, schickte Ismail-Aga in das Lager, um Bericht zu erstatten, was dort vorgehe. Ismail kam zurück und berichtete dem Großvizir in Anwesenheit Achmet's, daß die Janitscharen, die seit Mitternacht unter Waffen und stündlich in ihrer Erwartung getäuscht wären, sich über diese Verachtung zu ärgern begännen, die man durch eine solche Unpünktlichkeit an den Tag lege.

Achmet III. beschloß nun in die Barke zu steigen. Er wurde von den Truppen mit dumpfem Schweigen empfangen. Die Nacht hatte die Bewegung geschürt.

XXIV.

Das Fernsein der Armee, des Sultans und Vizirs gab die Hauptstadt der Willkür der öffentlichen Bewegung preis. Am Morgen des 29. September gab eine Gruppe von siebenzehn Janitscharen, die in der Stadt unter dem Commando eines Albanesen, Namens Patrona-Khalil verblieben war, plötzlich das Signal zur Revolution vor dem Thore der Bajazet-Moschee auf dem sogenannten Löffelmarkte. Von da auf den großen gewölbten Bazar vordringend, da sich dort die Menge einfindet, um ihren Tagesvorrath einzukaufen, durcheilen sie ihn mit dem Geschrei, die Kaufläden zu schließen, was Schrecken veranlaßte und alle gutgedienten Muselmänner bestimmte, ihnen zu folgen.

Auf ihrem Wege anwachsend durch Gruppen ihrer Cameraden und durch einen großen Anhang der Bevölkerung, zogen sie in das Palais Hassan's, des Janischaren-Agas und forderten ihn auf, die Kerker der auf seinen Befehl eingesperrten Verbrecher zu öffnen. Hassan war eingeschüchtert und gehorchte feige Khalil. Die geöffneten Kerker wälzten sofort einen Troß von Leuten in die Straßen, die

durch die Gefangenschaft erbittert, nun berauscht durch die Freiheit und durch die Rache irregeleitet waren. Sie plünderten die Trödler-, Sattler- und Waffenschmied-Märkte und verbreiteten den Tumult und Schrecken in der ganzen Stadt. Während dieser Plünderung nahm Khalil, der in der Janitscharen-Kaserne zu den Waffen griff, den Fleischtopf des fünften Regiments, durch den man dieses Corps gewöhnlich schaarte, setzte ihn auf den Kopf, ging auf den Fleischmarkt und schlug dort das Lager des Aufstandes auf.

XXV.

Constantinopel war nun in den Händen der Emeute. Sie wuchs und organisirte sich auf den Aufruf Khalil's. Der Capitan-Paschah, der die Stadt zu überwachen hatte, war ohne allen Verdacht bei Tagesanbruch ausgegangen, um Tulpen in seinem köstlichen Garten von Tschengelkai am Bosphorus-Canale pflanzen zu lassen. Der Reis-Effendi hatte gleicher Weise seit dem vorigen Tage in seinem Land-Kiosk unter dem Schatten der Süßwasser-Palmen das Ganze verträumt.

Sie eilten zu spät in ihren Barken herbei, landeten im Hafen, unterrichteten sich von der Ursache des Tumultes und befahlen bei ihrem Gange über den Bazar den geschreckten Kaufleuten, ihre Boutiquen wieder aufzumachen. Sie bestiegen eilig wieder ihre Kaiken und ließen sich gegen Scutari rudern, um sich mit dem Großvizir und Janitscharen-Aga über die Unterdrückung der Bewegung zu berathen.

XXVI.

Der Großvizir fuhr in demselben Augenblicke mit den Kuppel-Viziren, dem Mufti und den Generälen über den Canal, um in dem kaiserlichen Kiosk, der an das Ufer stoßt, Rath zu halten. Man kam überein, daß die Bewegung zu mächtig und allgemein sei, um die Rückkehr des Sultans nach Constantinopel nothwendig zu machen und gegen die Aufständischen des Fleischmarktes die grüne Fahne des Propheten zu entfalten.

Bevor Achmet III. in seine Barke stieg, um der Warnung des Rathes nachzukommen, hatte er eine heimliche Unterredung mit seiner Schwester, der Sultanin Kadidje, seinem Geheimrathe, die ihm nach Scuteri gefolgt war. Sie gestand später, sie habe ihm eingerathen, mit sich alle seine ersten Minister zu nehmen und zu seiner Verfügung im Serail zu halten, um im Nothfalle sein Leben dadurch zu erkaufen, daß er seine verantwortlichen Diener den Rebellen auslieferte. Es war finstere Nacht, als der Sultan seine Schwester verließ und voll Schaam, dem Aufstande nachgeben zu müssen, bei dem Kanonenthore an jener Stelle des Meeres, wo es die Kiosk am Ufer bespült, landete. Es wurde dort in seiner Anwesenheit Tag und Nacht eine permanente Berathung gepflogen.

XXVII.

Es eröffneten sich nun die gewöhnlichen Unterhandlungen zwischen dem Fleischmarkte und dem Serail. Sie waren fruchtlos; der Großvizir glaubte noch nicht an die volle Gefahr; Patrona-Khalil fand sich mehr und mehr durch das Volk gehoben.

„Wir haben dem Sultan Nichts vorzuwerfen," erwiederte die Zusammenrottung auf alle Botschaften des Hofes, „wir werden uns aber nicht trennen, bevor man uns nicht vier Köpfe zugestand, welche den Glauben und die Politik des Reiches verderben, die des Großvizirs, Kiayas, des Mufti und Capitän-Paschah."

Achmet versuchte gegen diese Forderungen das letzte Mittel für die gutgesinnten Muselmänner, entfaltete die grüne Fahne, die Oriflamme des Serails, und ließ sie in den Straßen von Constantinopel zunächst dem Palaste herumtragen. Niemand schaarte sich darum; das Volk hielt dafür, sie würde von gottlosen Händen getragen; ein neuer Versuch wurde bei den Aufständischen gemacht. Achmet III. lieferte an die Bostandjis, welche zwischen dem Serail und dem Lager neutral schienen, den Capitan-Paschah und Kiaya ab und ließ Khalil sagen, er stimme in die Absetzung des Großvizirs und Mufti.

„Die Verbannung des Mufti genügt uns nicht," erwiderten die Rebellen, „sondern wir wollen das Leben Ibrahim's."

Die Nacht des 24. auf den 30. September bedeckte mit ihrem Dunkel und Schweigen die über einen Thron verhängte Revolution und den Tod, der so viele Häupter treffen sollte. Nichts war in der Finsterniß zur Erklärung gekommen. Die geheimen Führer oder Jene, die stets behaupten, sie hätten die Revolution angezettelt, um sich in ihre Beute zu theilen, lüfteten nachgerade die Maske, machten sich vom Sultan los unter dem Vorwande, sie wollten zwischen ihm und dem Volke vermitteln. Darunter war der Mufti, ein Greis, der den Empörern mehr Mitleid als Haß einflößte, der Albanese Sulali-Effendi, der Mitschuld mit Khalil verdächtig, und der Prediger von St. Sophia, Isperizade, das Oberhaupt der Imane in der Hauptstadt. Diese drei Vermittler erschienen inmitten der Ulemas, die sich bei Tagesanbruch in der St. Sophien-Moschee versammelt hatten, um über die öffentliche Gefahr zu berathen.

„Ist es denn wahr", rief der Mufti, „daß sich der Zorn des Volkes gegen einen elenden Greis, wie ich bin, erbittert, und daß man meinen weißen Bart mit Blute besudeln will?"

Die Ulemas entgegneten, Niemand unter ihnen und dem Volke denke daran, sich mit einem solchen Verbrechen zu beflecken.

„Wohlan" erwiederte er, „wenn es keinen andern Rettungsausweg als die Absetzung des Sultans gibt, so muß man über diese schreckliche Nothwendigkeit der Umstände berathen?"

Sie sammelten sich, verrichteten ein gemeinschaftliches Gebet und begaben sich prozessionsweise in das Serail und in den Erivan-Kiosk, wo sie der Großvizir selber erwartete, um im Geheimen mit ihnen zu konferiren.

„Ich weiß", sagte er mit dem Tone resignirter Treue, „daß ich schon ein zum Tode reifer Mann bin, aber unsere gemeinsame Pflicht ist es, wenigstens das geheiligte Leben des Sultans zu retten zu versuchen!" — Dann sagte er, zu dem Mufti gewendet; „Der Padischah hat Dich, wie auch den Capitan-Paschah und Kiaya abgesetzt und verbannt!"

Die Bostandjis bemächtigten sich nach diesen Worten des Grei-

ses und führten ihn in ihre Kaserne, um ihn mit dem Kiaya und Capitan-Paschah als Geißeln des Sultans und der Rebellen zu bewachen. Mustafa Effendi, der Richter von Medina, wurde mit dem Titel und Costum des Mufti bekleidet. Die Ulemas zogen sich darauf mit dem neuen Mufti aus dem Erivan-Kiosk zurück, gingen wieder in die St. Sophia-Moschee, ernannten Abgeordnete, die sie unter den ehrwürdigsten Mitgliedern des Clerus wählten, um sich mit den Rebellen zu verständigen und ihnen vorzuschlagen, selber populäre Candidaten für die bedeutendsten Aemter zu bezeichnen.

XXVIII.

Auf dem Fleischmarkte angelangt fanden sie schon die Wahlen erledigt. Die Janitscharen, deren Offiziere nicht die Disciplinlosigkeit theilen wollten, hatten zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten den alten Fechtmeister Suleiman, zum Janitscharen-Aga den Sattlermeister dieses Corps, zum Großrichter von Constantinopel einen Possenreißer Namens Ibrahim und zum Großrichter von Asien den Albanesen Sulali-Effendi, ihren geheimen Aufwiegler, ernannt.

Suleiman-Aga und Sulali-Effendi begaben sich als Ueberbringer des Ultimatums des Lagers im Namen der Armee in das Serail. Dies Ultimatum forderte die vier Köpfe der Minister, die Bestättigung der durch die Emeute besetzten Würden und einen authentischen Act der Schuldloserklärung, signirt von dem Sultan und den Ulemas.

Achmet III., der nun schon von seinen Feinden umringt war, trat seufzend das Haupt seines Dieners und Freundes ab, um das eigene Leben zu retten. Der Großvizir wurde in die Wohnung des Henkers abgeführt, die unter dem Mittelthore des zweiten Serailhofes lag, wo der Mufti, Capitan-Paschah und Kiaya schon seit dem vorigen Tage die Stunde der Hinrichtung erwarteten. Der neue Divan, der sich in dieser zweiten Nacht um den Sultan versammelte, gestand nur das Eine zu, den Rebellen nur die Leichen ihrer Opfer zu überlassen, anstatt sie lebend den Martern des Pöbels preiszugeben. Die

Henker verheimlichten Achmet aus Mitleid die Stunde dieser düstern Hinrichtung.

Der Sultan trug sich noch mit der Hoffnung auf eine Rückkehr zum Mitleid in der Seele der Rebellen, als man auf ein falsches Gerücht von einer angeblichen Colonne Soldaten, welche zur Belagerung des Serails heranrückten, die Hinrichtung beschleunigte und die drei leblosen Leichen auf einen mit zwei Ochsen bespannten Karren warf, der diese sterblichen Ueberreste auf den Fleischmarkt führte. Sie gelangten nicht dahin; der wilde Pöbel riß sie von dem Karren und schleuderte sie auf den Weg, um gleichsam der Stadt ein Schauspiel mit dieser blutigen Beute ihres Triumpfes zu geben.

Der Leichnahm Ibrahim's wurde an dem schönen Springbrunnen, den er auf dem Hauptplatze des Serails erbaut hatte, unter die Räder geschleift; der des Capitan-Paschas an dem Khorkhor-Brunnen, der des Kiaya auf dem Fleischmarkte.

Diese wilde Genugthuung besänftigte nicht den Pöbel, sie zeigte ihm nur, was Alles er wagen könne. Man war unwillig darüber, daß der Sultan der Volksjustiz Leichen statt lebenden Opfern preisgegeben habe. Auf Treue und Glaube der Leichenschänder, welche den Körper des Großvizirs seiner Gewänder entkleideten, verbreitete sich in der Menge und bei der Armee das Gerücht, der Fürst habe, um seinen Feind zu retten, die Rache des Volkes getäuscht; der Leichnahm des angeblichen Ibrahim sei der eines armenischen Ruderknechtes vom Bosphorus, Namens Manoli, der eine Aehnlichkeit in den Gesichtszügen mit Ibrahim hatte.

Dies Gerücht wurde wahrscheinlich, da sich zum Erstaunen der Zuschauer herausstellte, daß es der Leichnahm eines Unbeschnittenen war. Der französische Gesandte, der von diesem Vorfalle an seinen Hof Bericht erstattet, bestättigt dies Gerücht. Er schreibt: „Der Großvizir war von Abstammung ein armenischer Christ, der sich, als er in die Türkei kam, nicht beschneiden ließ und damit begnügte, den Mohametanismus äußerlich anzunehmen; er hatte eigentlich gar keine Religion."

XXIX.

Wüthend über diese muthmaßliche Verwechslung eines Opfers forderten nun mit Einem Male die Rebellen mit lautem Geschrei Achmet's III. Absetzung. Isperizade wagt es ihm ins Angesicht zu erklären, daß ihn die Armee nicht mehr als Padischah wolle. Achmet unterhandelt nicht weiter um den Thron, sondern um sein- und seiner Kinder Leben. Isperizade und Sulali, die nunmehr seine Herren als seine Minister sind, markten im Lager des Fleischmarktes um die Bedingungen seiner Absetzung. Sie kehren nach drei Stunden zurück und bringen für Achmet und seine Familie die Begnadigung die von den Rebellen unter der Bedingung auf den Koran beschworen war, daß er auf den Thron zu Gunsten seines Neffen Mahmud, des Sohnes Mustapha's II. entsage. Dieser Prinz wird aus seinem Gefängnisse geholt und erscheint vor seinem Oheim, der ihn anfänglich auf die Stirne als Sultan und dann seine Hand als Unterthan küßt.

XXX.

So endigte nach siebenundzwanzig Regierungsjahren das politische Leben des Sultans Achmet III., der ein Friedens-Genius für ein durch den Krieg erschöpftes Volk war. Kein Fürst hatte besser sein Volk, kein Volk weniger seinen Fürsten verstanden. Der Unwillen über den Frieden bei seinen Unterthanen, die wohl kriegslustig aber nicht fähig dazu waren, war die eigentliche Ursache seines Verderbens. Er mußte vom Throne steigen, weil er zu tugendhaft war. Sein Minister büßte wegen eines gerechteren Anlasses. Das einzige politische Verbrechen, das ihm die Geschichte vorwerfen kann, war die ungerechte Theilung Persiens mit Rußland, die das Vorspiel und Muster der Theilung Polens war.

XXXI.

Aber Mahmud I. war nicht Souverain, so lange Patrona-Khalil, der Chef und die Seele des Aufstandes, auf dem Fleischmarkte, umringt von den Janitscharen und dem Volke, lagerte. Die Verstellung, das Laster der Sklaven, war den Sultanen, die von der Empörung sklavisch abhängig waren, nothwendig geboten. Mahmud wurde dazu von Kindheit an eingeübt. Er that, als ob er sich ganz in die Hände des Populärsten der Aufständischen begäbe.

Khalil wurde in das Serail berufen und erschien vor seinem neuen Gebieter. Kühnheit und Verstand leuchteten aus seinen Zügen. Jung, gewandt, von martialer Stellung, schönen Antlitzes, die Lippen von einem schwarzen Schnurbarte beschattet, die Beine muskulös und nackt, mit einem einfachen Janitscharen-Kaftan aus groben Tuche bekleidet, beredt, mit einem beherrschenden Blick, mit einem solchen Aeußeren erkannte man in diesem Albanesen schon nicht mehr den früheren Trödler, der noch vor einigen Tagen seine Lappen in den Straßen von Constantinopel verkaufte. Er hatte seine Rolle eines Volksrächers mit derselben Leichtigkeit wie den Säbel der Empörung erfaßt. Kein Mann war mehr dazu gemacht, einen militärischen Aufstand zu personifiziren.

„Was wünschest Du von mir dafür, daß Du mich auf den Thron gebracht hast?“ fragte ihn Mahmud mit scheinbarer Nachgibigkeit.

„Erhabener Kaiser,“ erwiederte dieser Rebellen-Chef, „meine Wünsche sind erfüllt, die Feinde des Reiches sind gezüchtigt, und Deine Hoheit sitzt auf dem Throne seiner Ahnen. Ich habe, als ich den edlen Plan faßte, Dich darauf zu setzen, recht wohl gewußt, daß Jene, welche Sultane machen, nie in ihren Betten sterben.“

„Sei ruhig,“ entgegnete der Fürst, „ich schwöre Dir bei den abgeschiedenen Seelen meiner Väter, daß ich nicht an Dein Leben tasten, daß ich Dich vielmehr belohnen will.“

„Wenn dies die Absicht Deiner Hoheit ist,“ sagte Patrona, „so gib davon einen schlagenden Beweis; stelle sofort den Malikiane

ab, der den Tod des Vizirs Ibrahim und die Absetzung Deines Bruders Achmet verursacht hat."

„Du sollst zufrieden sein," sagte Mahmud zu ihm; und gab augenblicklich den Befehl, diese unpopuläre Steuer zu unterdrücken.

Diese anscheinliche Uneigennützigkeit des Rebellen-Chefs befestigte für einige Tage seinen Einfluß auf die Truppen. Er unterhielt ihn auf Kosten des Staatsschatzes und befriedigte die Aufständischen durch Stellen und Belohnungen. Als der Kiaya der Janitscharen eine Bemerkung über die rasche Erschöpfung des Schatzes gegen ihn wagte, wenn er nicht seine Forderungen und Verschwendungen einstelle, hieb ihm Khalil, der absolut wie ein Rebelle und grausam wie ein Emporkömmling war, statt aller Antwort den Kopf ab. Von diesem Tage an regierte er unter dem Namen Mahmud I. und seiner Minister. Er führte den Sultan beritten zur Aiub-Moschee, um dort den Säbel Othman's umzugürten, allein bewaffnet inmitten der unbewaffneten Soldaten und mit vollen Händen Goldzechinen unter die Menge ausstreuend.

Da er in der Menge einen ehemaligen griechischen Fleischer, Namens Jannaschi betraf, der ihm früher Fleisch auf Credit verkauft hatte, sagte er lachend zu ihm: „Jannaschi, bist Du entschlossen nicht länger als ich zu leben?" Der Grieche begegnete ihm nur mit aller Eherbietung. „Nun," sagte Patrona, „was kann ich für Dich thun? Du brauchst nur zu reden." Der Fleischer Jannaschi verlangte sofort, daß man ihn zum Fürsten der Moldau mache. Gregor Ghika, damals Hospodar und Bruder des Drogmans der Pforte, war bei dem ottomanischen Hofe beliebt. Der Großvizir gab fürs Erste eine abschlägige Antwort, als Jannaschi auf Empfehlung Patrona's einen Thron forderte.

„Man könne dem Hospodar keine Vorwürfe machen," sagte er, „und sein ruhmvoller Namen kontrastirte zu sehr mit dem niedrigen Gewerbe des Schützlings, der sich vorstellte, um ihn zu entsetzen." — „Was kümmert das mich," sagte Patrona unverschämt, „ist Gregor Ghika nicht ein Giaur? Jannaschi ist es auch; er ist mein Freund, ich will, daß er bevorzugt werde." Er beauftragte Musli, seinen Griechen zur Audienz bei dem Vizir zu

begleiten, und der Fleischer Jannaschi kam als Hospodar der Moldau zurück.

Was Alles die drei Chefs wagten, ist kaum zu glauben. Patrona, Musli und Ali kamen stets bewaffnet wie ihre Mitschuldigen gegen die Verbote des Sultans und des Großvizirs mit langen Säbeln in den Divan, der Premier-Minister mußte vor ihnen verstummen, und dies Schrecken-Triumvirat vertheilte die Aemter und schlichtete die Prozesse.

XXXII.

Solche Uebergriffe, die der Menge einen Augenblick als Proben seiner Allgewalt willkommen waren, wurden bald als Skandale verhaßt, welche an ihren Günstlingen das eigene Ebenbild unehren. Die Soldaten, die auf den Aufruf ihrer Offiziere in die Kasernen zurückkehrten, beließen Khalil nur eine undisziplinirte Bande von einigen Tausend Rebellen, den Auswurf der Armee und der Stadt. Als Einer dieser Helfershelfer Khalil's in einem Streithandel einen Janitscharen erschlagen hatte, kamen die Kasernen in Aufruhr und auf dem Almeidan zur Rache ihres Kameraden zusammen. Khalil wagte es in dieser Versammlung zu erscheinen und die Janitscharen im Namen der zwölftausend Albanesen, seiner Landsleute, herauszufordern, die nach seinem Ausspruche bereit wären, zu seiner Sache zu stehen.

„Und wenn Du auch alle Banditen aus Albanien, die Dir gleichen, nach Constantinopel kommen läßt, wir werden ihnen Troß bieten," entgegnete der allgemeine Aufschrei. Er stimmte den Ton herab wie alle Tribunen, die nur durch ihre Unverschämtheit stark sind und durch Angeberei um den letzten Rest von Popularität betteln, die ihnen schon entweicht.

„Mische Dich also nicht mehr in die Staatsangelegenheiten," sagten die früheren Gefährten des Aufstandes zu ihm; „Musli, Dein Seide, mag nicht mehr wie ein Staatsminister sprechen; er zeige sich nicht mehr alle Tage an dem Divansthore mit dem Gepränge und der Unverschämtheit eines Kiaya. Glaubst Du, der

Sultan und sein Großvizir hätten Euren Verstand zu ihrer Leitung nöthig?"

„Aber," sagte Patrona mit Mäßigung, „wenn ich einen Augenblick nachlasse, den Sultan und den Divan zu überwachen, so werdet ihr bald wieder ebenso verhaßte Minister, wie wir gezüchtigt haben, an Ort und Stelle finden; ich habe nur die öffentliche Wohlfahrt im Auge."

Sofort ließen sich viele unwillige Ausrufungen vernehmen. „Das Wohl der Völker kann nicht von einem Menschen wie Du abhängig sein," sagten die Janitscharen. Unser erhabener Kaiser zeigt sich genug gerecht und erleuchtet, daß Du ihm immerhin die Sorge überlassen kannst, seine Unterthanen glücklich zu machen. Wir werden es nicht weiter dulden, daß ein Mensch wie Du Seiner Hoheit Gesetze dictirt und sich anmaßt, Theil zu nehmen an der souverainen Machtherrlichkeit. Wir gestatten Dir nur drei Tage, um Deine Banditen, die Du besoldest, zu verabschieden; ist diese Frist um, werden wir sie vernichten, wo immer wir sie betreffen."

XXXIII.

Gebeugt, aber doch verharrend in seinem Stolze und Ehrgeize eines Parteiführers, wollte Khalil durch Bestechung an sich reißen, was er durch Drohung nicht erlangen konnte. Es gelang ihm, mittels Goldes und Versprechungen, mit denen er gegenüber den Janitscharen nicht sparsam war, die Ernennung Musli's, seines Hauptmitschuldigen zum Posten eines Kiaya oder Premir-General-Lieutenants dieser Miliz zu erkaufen. Er behielt sich selber den Posten des Capitan-Paschah vor. Djanüm-Paschah, ein unerschrockener und getreuer Seemann, für den der Großvizir diesen Posten bestimmt hatte, und der damals zu Chio war, wurde heimlich zu Hofe beschieden. Er verabredete es mit dem Großvizir, dem Tartaren-Khan und einem kleinen Häuflein entschlossener Männer im Serail, das Reich von dem Triumvirate zu säubern, das da im Namen der Kasernen und Cafés der Hauptstadt herrschen wolle.

Die Triumviren Khalil, Musli und Ali wähnten sich noch unverletzlich durch ihre bewaffnete Popularität: scheinbare Zugeständnisse verdeckten geschickt die Falle, in die sie die Rache Mahmud's lockte. Unerwartet unter dem Vorwande, daß man einer Aufklärung von ihrer Seite bedürfe, in den Divan berufen, begaben sie sich dahin ohne Mißtrauen und ließen im ersten Serailshofe die Bedeckung, mit der sie gewöhnlich auszogen. Der Divan, dem der Großvizir präsidirte, und in dem der Sultan selber anwesend war, war zahlreich und imposant. Djanüm-Paschah nahm daran Theil in seiner Eigenschaft als zweiter Befehlshaber der Flotte; ein Stabsoffizier der Janitscharen, mit dem Beinamen: Pehliwan oder der Kämpfer, wegen seiner mächtigen Statur und Kraft seiner Arme, wurde heimlich in das Serail geführt, um die Triumviren hinzurichten, und erwartete, hinter einem Vorhange versteckt, das Signal oder den Vorwand, unter dem er im Saale zur Hinrichtung erscheinen könnte.

Die Berathung wurde mit einer Debatte über Frieden oder Krieg eröffnet. Patrona-Khalil bestand darauf, der Divan solle den Russen als Verbündeten der Perser den Krieg erklären und verwechselte so in seiner Unkenntniß die beiden den Muselmännern antipatischen Nationen, die damals noch gegenseitig im Kriege begriffen waren. Man that, als ob man seine patriotischen Rede-Abschweifungen ganz besonderes beachte und damit vollkommen einverstanden sei. Der Redner wollte sich mit seinen beiden Genossen zurückziehen, als der Großvizir, der greise Mahommed-Paschah, der Mahumed als Mann bezeichnet wurde, der bereit wäre ihm den Rest seines Lebens zu opfern, sich erhob und dem Parteichef ankündigte, daß der Padischah, um ihm seine Dienste zu vergelten, ihn zum Beglerbeg von Europa ernannt, und unter Einem den diensthuenden Kämmerern befahl, ihn mit dem Ehrenpelze, dem Abzeichen seiner Investitur zu bekleiden; er ernannte auch Musli und Ali, die zwei anderen Glieder des Triumvirats, zu hohen Reichswürden. In der ottomanischen Gesetzgebung waren solche Ernennungen wahrscheinlich nothwendig zur Hinrichtung von Strafbaren, um sie so durch den politischen Charakter, den man ihnen beilegte, den gewöhnlichen Gerichtsbarkeiten zu entziehen und sie in die Reihe derjenigen zu

bringen, die vor dem Richterstuhle der Staatsrücksicht vernichtet werden mußten.

„Ich will keinen Posten, der mich aus der Hauptstadt verbannt," erwiderte unverschämt Patrona-Khalil; „ich nehme nur den Posten eines General-Befehlhabers der Janitscharen an, die mich freiwillig zu ihren Anführer ernannten, um die Revolution zu Ende zu bringen." Diese Beschimpfung des Sultans und dieser Trotz gegen seinen Großvizir erregte ein unwilliges Murren im Divan.

Der Pehliwan, der im Porcellain-Cabinette versteckt war, konnte sich nicht länger mäßigen und stürzte mit dem Säbel in der Faust in den Saal. „Wer ist," sagte er zu Khalil, „der Elende, der so vermessen ist, Janitscharen-Aga werden zu wollen?" Dann forderte er Khalil ehrlich zur Vertheidigung auf, um ihn wie ein braver Soldat und nicht wie ein Mörder zu tödten, kreuzte den Säbel mit ihm, stieß ihm den Säbel bis an den Griff in die Brust und streckte ihn zu den Füßen des Sultans hin. „So mögen alle Feinde des Sultans und des Reiches zu Grunde gehen!"

Musli und Ali, welche sich erhoben hatten, um ihren Anführer zu vertheidigen, fielen über seinem Leichnam durch den Dolch des Seemannes Djanüm. Man übergab die Leichen den Bostandjis, um sie durch die Fenster des Kanonen-Kioskes in das Meer zu schleudern.

XXXIV.

Nichts verrieth nach Außen diese Tragödie des Divans. Man verbreitete im Gegentheil in den Höfen das Gerücht von hohen Würden, zu denen Khalil und seine Freunde befördert worden wären. Man führte nachgerade alle Offiziere und Soldaten ihrer Bedeckung in das Serail unter dem Vorwande, an sie Belohnungen, Ehrenstellen und Pelze zu vertheilen. Henker, die hinter dem Thore lauerten, erdrosselten sie bis auf den Letzten, ohne daß man nur trotz so vielen Leichen einen Verdacht hatte.

Bevor der Tod der Triumviren in der Hauptstadt ruchbar war, wurden die Haupt-Mitschuldigen, die man schon voraus den

Tschauschs bezeichnet hatte, erwürgt, und ihre Leichen trieben unter den sieben Thürmen auf dem Marmora-Meere.

So triumphirte die Revolution und so gingen die Werkzeuge der Revolution zu Grunde. So gehen alle Jene zu Grunde, die, nachdem sie der Arm einer Palast,- Kasernen- oder Partei-Revolution gewesen, im Interesse ihrer Popularität oder ihres persönlichen Ehrgeizes, eine Bewegung fortsetzen wollen, die manchmal eine Nothwendigkeit, nie aber der permamente Zustand von Gesellschaften, Monarchien der Republicken sein kann. Patrona-Khalil, eine Art Masaniello der Türken, war ein fähiger, politischer und beklagenswerther Parteimann und hatte sein Schicksal verdient und vorausgesehen. Hätte er gehandelt und wäre er dann in der Menge verschwunden, so würde man sich seiner als eines uneigennützigen Volkskämpfers erinnert haben, man dachte aber jetzt nur an ihn als einen Soldateska-Parteimann, was eben die ärgste Raçe von Rebellen ist. Er war nach Höherem lüstern, als er erreichen konnte. Die Kühnheit reicht aus für einen Tribun, aber nur die Erziehung macht einen Staatsmann. Masaniello und Khalil gingen an dem Tage zu Grunde, da sie herrschen wollten.

XXXV.

Der alte Mohammed, fähig für den zuletzt geleisteten Dienst, doch unfähig, die Aufstände zu bändigen, zu denen der Erfolg aufs Neue verleitete, wurde mit allen Ehren entfernt und zum Statthalter von Aleppo ernannt. Kabakulak-Paschah oder der schwerhörige Paschah, der die ganze Serails-Tragödie gegen die Triumviren angezettelt und geleitet hatte, erhielt das Siegel. Das war ein Asiate aus Kara-Hissar, der Sohn eines Bauern, lange Zeit Diener im Hause seines Landsmannes, des dritten Kiuperli, dann Kiaya, später Paschah von Bosnien, endlich Paschah von Egypten, wo er die wilden tscherkessischen Mameluken, die Janitscharen des Nils besiegt und gebändigt hatte. Seine brutale Strenge wußte sich nicht maaßvoll in die neue Stellung zu finden, er brachte keinen Ausgleich zwischen der Zügellosigkeit und dem obersten Ansehen zuwege.

Die Absetzung und Hinrichtung des Fleischers Jannaschi, des Günstlings Khalil's, der Fürst von der Moldau geworden war, empörte die Janitscharen gegen den Großvizir. Sie lagerten aufs Neue auf dem Marktplatze. Die heilige Standarte, die diesmal rechtzeitig von dem Sultan entfaltet wurde, schaarte die Thronvertheidiger um den Großvizir. Die Janitscharen, die in ihrem Lager angegriffen und geschlagen waren, wurden einzeln in sechs Monaten nächtlicher Weile hingerichtet. Die Anzahl von Leichen, die jeden Morgen das Uferland des Bosphorus bedeckte, regte nachgerade das Volk auf. Mahmud I. fürchtete, das Mitleid könnte sich in Empörung verwandeln, und er opferte lieber den Vizir und schickte ihn als Statthalter nach Negropont. Ein Mann, der einen großen Namen in der Geschichte des Orients und Europas hinterlassen hat, Topal-Osman oder Othman der Hinkende wurde aus Albanien an das Staatsruder berufen.

XXXVI.

Osman der Hinkende, ein geborner Grieche, war Page in dem Serail; in der Folge zum Baumwächter der Gärten ernannt, dann Gärtner en chef hatte er den Krieg der Muße der Kioske und Springbrunnen vorgezogen. Zwei Paschah-Roßschweife belohnten seine Thaten in der Schlacht von Peterwardein, wo er furchtlos den Tod an der Seite des Großvizirs, der im Gemetzel fiel, suchte. Nach der Revolution nach Albanien und Bosnien entsendet, um dort die letzten Funken des Militär-Aufstandes auszutilgen, hatten seine Mäßigung und Standhaftigkeit Mahmud auf ihn aufmerksam gemacht; seine Privattugenden und besonders die Milde seines Characters und sein Dankgefühl machten ihn ganz besonders den Franzosen achtenswerth.

Als er in seiner Jugend zur See von einem spanischen Corsaren gefangen genommen wurde, fuhr der Schiffskapitän, unter dem er verwundet und gefesselt war, um sich mit Mundvorrath zu versehen, im Hafen von Malta ein. Ein Seemann aus Marseille, Namens Arnaud, der an Bord des spanischen Schiffes kam, um den Befehlshaber,

seinen Freund zu beglückwünschen, war gerührt durch das Unglück und die Physiognomie des jungen Muselmannes; er bezeigte ihm durch einige Worte und Hilfsleistungen seine Theilnahme. Topal-Osman, ergriffen durch diese Großmuth, wagte an den Christen die Bitte, er möge ihn als Sklaven kaufen. „Du wirst es nicht bereuen," sagte er zu ihm; „was man auch immer für mich fordern wird, ich werde es Dir mit Zinsen heimzahlen."

Der Marseiller glaubte der Miene und dem Ausdrucke des jungen Gefangenen. Er kaufte ihn für sechshundert Zechinen, führte ihn nach Marseille, pflegte ihn in seiner eigenen Familie, heilte ihn von seinen Wunden, und schickte ihn ohne Lösegeld auf sein Wort allein hin nach Egypten. Topal-Osman belud das Fahrzeug, das ihn nach Damiette gebracht hatte, mit reichem Lösegeld und mit sonstigen Gegenständen, die er seinem Befreier als freiwilliges Geschenk anbot. Er erneuerte alljährig für seine Befreiung diese Geschenke für den Marseiller und seine Familie. Kaum war er zum Großvizirs-Range erhoben, so erinnerte er sich aufs Neue seines französischen Gastfreundes, lud ihn durch den Gesandten von Frankreich ein, bei ihm zu Constantinopel die Gastfreundschaft eines zweiten Sohnes anzunehmen. „Sage ihm vor Allem," fügte er in seiner Empfehlung um die rascheste Eile gegen den Gesandten hinzu, „er möge sich sputen, weil ein Vizir nicht auf seinem Posten alt wird."

Arnaud langte mit seinen Söhnen auf einem mit Geschenken für Topal-Osman beladenen Fahrzeuge an. Diese Geschenke, erzählen die anecdotischen Annalen der Zeit, bestanden in Orangenbäumen aus der Provence, bedeckt mit Blüthen und Blättern, in Singvögeln von den canarischen Inseln und in zwölf muselmännischen Sklaven, welche der Marseiller auf seiner Reise nach Malta gekauft hatte, um sie dem Vizir anzubieten. Topal-Osman versammelte in seinem Palaste viele Verwandte und Freunde, um seinen Wirth zu ehren.

„Ihr sehet," sagte er, indem er den Greis umarmte und mit einer Geberde auf die befreiten Türken zeigte, „Ihr sehet hier Eure Brüder, welche die Freiheit genießen, nachdem sie lange in

der Sklaverei geschmachtet hatten; dieser Franzose ist ihr Befreier. Ich war Sklave wie sie, ich war mit Ketten belastet und mit Wunden bedeckt: er hat mich gekauft, gepflegt und gerettet. Er hat mein Lösegeld gezahlt, ohne mich zu kennen, er hat mich auf mein Wort entlassen und vertraute mir sein eigenes Fahrzeug an: welcher Muselmann wäre einer so hohen Großmuth fähig gewesen!"

Da die fast partheiische Toleranz Topal-Osman's für die Christen der verschiedenen Gemeinden, welche das Reich bedeckten, die neidischen Muselmänner und zwar den Clerus, den der Glaubensfanatismus bei allen Culten zur Unterdrückung der Andersgläubigen drängt, ärgerte, war der tugendhafte Vizir in die Nothwendigkeit versetzt, dem Murren der Menge nachzugeben und die Herrschaft an Ali-Paschah abzutreten, und ging selber als Befehlshaber der ottomanischen Armee ab, die vor Bagdad durch Nadir oder Thamas Kulikhan, den Dictator von Persien, bedroht war.

Nehmen wir wieder den Bericht von den Thaten und Verbrechen Nadir's auf.

XXXVII.

Tahmasp, sein rechtmäßiger König, der, wie wir sahen, in Ispahan wieder eingesetzt war, hatte anfänglich die Türken besiegt, bald wurde er von ihnen in einer zweiten Schlacht besiegt und hatte ihnen durch einen Friedensvertrag alle Provinzen der Monarchie jenseits des Araxes abgetreten. Nadir, der entweder in Wahrheit eine edle Entrüstung über einen durch die Zerstücklung seiner Heimat erkauften Frieden äußerte oder doch mindestens eine solche heuchelte, glaubte in der Erniedrigung Persiens einen patriotischen Vorwand für seinen Thron-Ehrgeiz, der sich bisher geduldig in Schranken hielt, zu finden.

„Ein solcher Vertrag," schrieb er in einer Proclamation an Persien, „ist ein Attentat gegen den Willen des Himmels, denn die Engel, welche das Grab des göttlichen Ali, unseres Propheten bewachen, rufen uns laut zur Befreiung seiner Anhänger, die von den ketzerischen Ottomanen gefangen sind. Dieser Frieden mit den

Türken wird von keiner Dauer sein. Verhaltet Euch ruhig, bis ich Euch aufsuchen werde. Mit dem Schutze des Allerhöchsten will ich an der Spitze einer Armee ausziehen, die stark durch ihre ersten Erfolge, gewohnt an Belagerungen, zahlreich wie die Ameisen, muthig wie die Löwen ist und mit dem jugendlichen Feuer die Klugheit des reifen Alters vereiniget. Der Mundschenk," sagte er mit einer Anspielung auf ein Volkslied, „möge unseren Feind, den Feueranbeter warnen, sein Haupt mit Staub zu bedecken; denn das Wasser, das er abgelenkt, ist in sein Bett zurückgetreten."

Dieser mystische Aufruf zum Patriotismus und Glauben des alten Persiens fachte den Fanatismus und Nationalstolz an. Die öffentliche Meinung Ispahans kam Nadir entgegen.

XXXVIII.

Er langte noch stets mit dem Charakter der Zweideutigkeit vor den Mauern dieser Hauptstadt an, war jetzt der gehorsame Diener und dann der unverschämte Beschützer von Tahmasp. Nachdem er endlich diesen Fürsten hinlänglich durch Versicherungen seiner Treue kirre gemacht, lud er ihn ein oder zwang ihn vielmehr, in seinem Lager außer den Mauern, einem militärischen Feste zu seinen Ehren beizuwohnen. Tahmasp wurde verrätherischer Weise mit seinem ganzen Hofstaate inmitten des Festes festgenommen, auf ein Pferd geworfen und als Gefangener mit seinen Kindern und Frauen nach Khorasan gebracht.

Selbst, nach dem Verbrechen noch zurückschreckend vor dem heiligen Königstitel, den er nicht anzunehmen und an sich zu reißen wagte, behielt er zu Ispahan bei sich das jüngste Kind von Tahmasp, das acht Monate alt war und Abbas III. hieß. Er schien sich damit zu begnügen, im Namen dieses Königs in Windeln mit der absoluten Machtvollkommenheit eines Dictators oder Regenten von Persien zu herrschen. Er zog mit einer zahlreichen, fanatischen und im Kriege geschulten Armee in dem Momente gegen Bagdad, als Topal-Osman, der Großvizir, der Generalissimus geworden war, selber vorrückte, um dieser Hauptstadt der Kalifen zur Hilfe zu kommen.

XXXIX.

Topal-Osman, dessen militärisches Genie, das allen Albanesen eingeboren ist, fähig war, sich mit dem Rufe Nadir's von gestern zu messen, trug über die Perser unter den Mauern von Bagdad den blutigsten Sieg davon, der jemals die Waffen der Türken in Asien verherrlicht hatte. Sein Arm nahm daran nicht weniger Theil als sein sicheres Auge. Während er an der Spitze seines Fußvolkes, ohne zu weichen, den Ansturm von hundertzwanzigtausend Reitern Nadir's aushielt, während drei Pferde unter ihm blieben, während er sich dreimal erhub und seine Wunden vergaß, um noch zu kämpfen, stürmte die arabische Reiterei seiner Verbündeten aus der Wüste, die von dem Beglerbeg hinter Sanddämmen postirt war, wie der Simun auf den linken Flügel Nadir's und verjagte wie eine Staubwolke seine Armee, die schon müde von einem achtstündigen Handgemenge war.

Der flüchtige Nadir konnte seine versprengten Streiter erst auf hundert Stunden vom Schlachtfelde schaaren, doch, ebenso würdig des Oberbefehls nach der Niederlage wie bei dem Erfolge, belohnte er wie die Römer seine Soldaten, anstatt sie zu bestrafen, und er führte sie mit der Zuversicht, mit ihnen siegen zu können, zum Siege zurück. Eine zweite Schlacht in den Ebenen von Bagdad rechtfertigte sein Vertrauen. Topal-Osman, dessen Wunden noch nicht vernarbt waren, mußte sich in einer Sänfte auf den Kampfplatz tragen lassen; es fehlten sein Ruf, seine Geberde, sein Blick für die Truppen: sie wichen vor dem Ungestüme der Perser, welche die Schmach ihrer Niederlage zur Rache aufstachelte. Im Momente der erklärten Niederlage hoben ihn die Diener des Beglerbeg aufs Pferd, auf daß er Nadir entrinne; er wurde aber von den Persern eingeholt, an der Pracht seiner Gewänder erkannt, und fiel von einem Lanzenstoße getroffen durch die Hand eines Soldaten, der ihm den Kopf abhieb und diesen Nadir überbrachte. Der persische Held achtete an dem ottomanischen Helden den Muth und das Unglück. Er schickte den Türken das einbalsamirte Haupt ihres Generals, damit Topal-Osman durch Freundeshände die letzte Ehre des Begräbnisses erwiesen werde.

Abdallah, Paschah von Kars, bedrohte Persien im Norden mit einer zweiten Armee, die noch mächtiger als jene war, welche Nadir bei Bagdad vernichtete. Nadir maschirte ihm ohne Verzug, um die Hauptstadt der Khalifen zu besetzen, entgegen; er schlug eine Brücke über den Araxes.

„Die Türken," sagte er zu seiner Armee, „sind acht gegen Einen; ein um so triftigerer Grund, eine rühmliche Anstrengung zu versuchen. Ich träumte die letzte Nacht, daß ein wüthendes Thier in mein Zelt stürzte, daß ich aber nach einem langen Kampfe es dennoch tödtete. Mit einer solchen Vorbedeutung," rief er, „ist der Erfolg für Jene sicher, welche unter dem Schutze jenes mächtigen Armes kämpfen, der die Schwachen zum Ruhme erhebt und die übermüthigen Unterdrücker erniedrigt."

Wenn schon solche Worte geeignet waren, die Truppen anzufeuern, so war sein Beispiel nicht minder wirksam. Nachdem er Alles geordnet und geschickte Dispositionen für seine Armee getroffen hatte, stürzte er sich an der Spitze seiner waghalsigsten Streiter auf den Feind; überall, wo er sich hinstürzte, waren die Perser unüberwindlich. In Einem dieser Anstürme ward Abdallah von einem Soldaten getödtet und dessen Kopf zu Nadir gebracht. Der Kampf war im Stadium der höchsten Wuth; Nadir ließ diesen Kopf auf eine Lanze stecken und befahl, daß man sie dort aufpflanze, wo sie zumeist von dem Feinde gesehen würde.

Was er voraussah, traf ein; der Tod ihres Generals war der Abgang der Seele der Ottomanen. Sie flüchteten und ließen Nadir das von Persien schon eroberte Gebiet. Die ganze Monarchie, welche durch das Bündniß der Russen und Ottomanen zerstückelt war, wurde durch zwei Siege wieder hergestellt.

XL.

Bevor wir die Wirkung dieser Niederlagen auf Constantinopel in Erwägung ziehen, wollen wir mit Einem Ueberblicke das weitere Geschick Nadir-Schah's überschauen. Die Nation, auf seinen Aufruf

geschaart in der ungeheuren und fruchtbaren Ebene von Ardebil, die eine Menge fassen und nähren konnte, die so zahlreich wie die Horden Timur's war, wurde eingeladen, einen König zu wählen, der würdig sei, den Zepter und das Schwert zu führen.

„Alle Führer Eurer großen Horden sind vor uns," sagte er zu den Vertretern von Persien, „wählet frei unter Euch denjenigen, der am würdigsten ist, Euch zu beherrschen; mir genügt es, mein Land von den Afghanen, Türken und Russen zu befreien."

Dreimal trug man ihm die Krone an, dreimal stellte er sich wie Cäsar, als ob er sie von seinem Haupte abwehren wolle. Er nahm sie zuletzt unter der Bedingung an, daß Persien das Schisma Ali's abschwöre, das, wie er sagte, dem Lande Unglück gebracht habe, und unter dem Iman Djafar und Sadik eine neue Sekte im Islamismus bilden würde, eine Sekte, die sich in einer gemeinsamen Orthodoxie mit den Muselmännern, den Anhängern Omar's zur Einheit und Kraft des Glaubens aussöhne.

Er unterrichtete durch Proklamationen und Gesandte die ottomanische Pforte und die mahomedanischen Souveraine Indiens von dieser religiösen Revolution Persiens, die ihm vorwegs die Völkerschaften gewann, auf deren Eroberung er dachte. Die Einen schrieben diese nationale Bekehrung der Frömmigkeit Nadir's, die Anderen seinem Ehrgeize zu; diese beiden Beweggründe wirkten aber zusammen. Die Religion, die Seele der Menschen des Orients, liegt jedem Dinge, selbst dem Verbrechen in jenen Ländern des Enthusiasmus und der Verehrung zu Grunde.

XLI.

Kaum gekrönt schlug er im entgegengesetzten Sinne die einst von Timur betretene Bahn gegen Indien ein. Er baute bei Candahar die Stadt Nadirabad (Nadir's Stadt) nach dem Vorbilde Alexander's, der seine Marschreisen durch Städtebauten bezeichnete. Mohammed-Schah, ein durch den Thron verweichlichter Fürst, regirte damals zu Delhi. Das indische Sprichwort sagte von ihm, daß er nie ohne ein Glas in der Hand oder ohne eine Geliebte im Arme war. Besiegt und

gefangen in seiner Hauptstadt erhielt Mohammed-Schah von dem Sieger Verzeihung und den Scepter mit der Bedingung, daß er Nadir die bevölkertsten Provinzen und fabelhaften Schätze des Reiches abtrat. Ein Gemetzel von hundertzwanzigtausend Einwohnern von Delhi, die sich gegen Nadir empörten, während er die Stadt besetzte, befestigte durch den Schrecken die Unterwerfung Indiens.

Seine Rückkehr nach Persien mit einer Armee, beladen mit Milliarden von Beutestücken und gefolgt von einer Million Sclaven. erinnert an die Triumphe Sapor's, Timur's und Akbar's. Unzählige Elefanten begleiteten den Eroberer und brachten die Wunder Indiens nach Ispahan. Der goldene Thron der Mongolen, der sogenannte Pfau, weil er die Gestalt dieses Vogels hatte, dessen Schweif von Edelsteinen schimmerte, wurde von Nadir vor der tartarischen Bevölkerung entfaltet, die er bei seiner Rückkehr zu verblenden und einzuschüchtern suchte.

Er kehrte über Khelat nach Persien zurück und ruhte drei Monate zu Mesched aus, das er zur neuen Hauptstadt des Königreiches machte. Als er gegen die Lesghier, eine nicht unterworfene Völkerschaft der Afghanen, marschirte, tödtete ein Mörder, der unter den Waldbäumen lauerte, sein Pferd und verwundete ihn an der Hand. Sein Sohn Riza-Kuli, der an seiner Seite war, warf sich mit seinem Pferde in den Wald, um den flüchtigen Afghanen zu züchtigen; er konnte ihn nicht erreichen. Der mißtrauische Nadir sah in diesem Meuchelmords-Versuche und in dem scheinbaren Eifer Riza-Kuli's die Absicht eines Vatermordes; der Ruhm und die Popularität dieses jungen Helden verdunkelten seinen Vater. Er ließ ihm unbarmherzig die Augen ausstechen. „Ihr habet mir nicht meine- sondern die Augen Persiens ausgeglüht,“ sagte der junge Prinz.

Die Reue versetzte ihn in eine Raserei, die das Blut rebellisch machte. Jede Rast seiner Armee war durch unzählige Leichen von Leuten bezeichnet, die auf seinen Befehl hingerichtet wurden. Seine eigenen Feldherrn verschworen sich zuletzt gegen sein Leben, um ihr Leben zu sichern. Während er schlief, kamen vier seiner Offiziere, unter denen sich der Capitän seiner Garden Saleh-Beg befand,

in sein Zelt mit dem Vorwande, sie hätten dem Schah eine dringende Meldung zu machen. Durch ihre Stimme geweckt erhob sich Nadir, der ganz bewaffnet schlief, vertheidigte sich wie ein Löwe gegen die vier Mörder, streckte zwei davon zu seinen Füßen nieder und fiel endlich durch den Dolch Saleh-Beg's.

XLII.

Seine großen Eroberungspläne im Norden, die beabsichtigte Schifffahrt des kaspischen Meeres, die Verschmelzung aller indischen, persischen und türkischen Culten in eine einzige allgemeine Religion, geläutert und basirt auf das allgemeine Sittengesetz, gingen mit ihm zu Grunde. Timur hatte die nämliche Idee, die aber seiner Zeit schon voraus war. Nadir ließ nach dem Vorbilde Timur's die Evangelien als Tugendgesetzbücher übersetzen, und verwarf davon nur die Wunder als Fabeln. Die Christen wurden von ihm mit demselben Wohlwollen wie die Muselmänner behandelt; seine Absicht ging dahin, eine Natur-Theologie zu stiften; doch der Säbel, der die Tempel zerstört, gründet keine Ideen.

Vor seiner Geisteszerrüttung, veranlaßt durch die Hinrichtung seines Sohnes, gab sich Nadir weder für ein überirdisches Wesen noch für einen Stifter des Reiches, sondern für einen blinden Diener des Verhängnisses. Eines Tages flog in sein Lager ein Pfeil, an dem eine Schrift mit folgenden Worten befestiget war: „Wenn Du ein König bist, beschütze und mache glücklich Dein Volk; bist Du ein Profet, so weise uns den Weg des Heiles; bist Du ein Gott, so habe Mitleid in Deiner Barmherzigkeit mit allen Jenen, die Du erschaffen hast."

Er ließ fruchtlose Nachforschungen anstellen, um den Verfasser dieser Schrift ausfindig zu machen, und im ganzen Lager Abschriften davon mit folgender Antwort vertheilen: „Ich bin weder ein König, der seine Unterthanen beschützen soll, noch ein Profet, der den Weg

des Heiles zu weisen hat, noch ein Gott, der Barmherzigkeit üben muß; ich bin Jener, den der Allmächtige in seinem Zorne geschickt hat, um eine sündige Welt zu züchtigen."

Kehren wir zu Mahmud I. zurück, den ein mit Persien zwangsweise abgeschlossener Frieden dem Ehrgeize einer neuen Macht preisgab, die für das Reich noch andauernd furchtbarer war, als die flüchtige Erscheinung eines persischen Helden. Das war Rußland.

Zweiunddreißigstes Buch.

I.

Wenn je die Sühnung wie im antiken Drama sichtbar dem Verbrechen auf dem Fuße folgte, so war dies in der Geschichte des ottomanischen Reiches zu der Zeit, die wir eben schildern müssen, der Fall. Von dem Tage an, da die Türken unter Achmet III. in Folge eines unsittlichen und unnatürlichen Ehrgeizes auf die Theilung Persiens bedacht waren, und sich so im Osten des schwarzen Meeres der Nation näherten, die sie früher zu Mitschuldigen als zu Opfern machte, hatten sie keine Verbündeten in Asien, und mit Ausnahme Frankreichs auch nur mehr Feinde in Europa. Die Rache ihres, den Russen preisgegebenen Stammes und ihrer durch den Ehrgeiz verrathenen Religion scheint auf ihnen wie eine Züchtigung des Himmels zu lasten. Sie reißen mit eigenen Händen in der Tartarei, im kaspischen Meere und in dem Kaukasus die providentiellen Grenzen ein, die sie von der russischen Macht trennen, und durch eine Uebervölkerung der beiden Reiche bereiten sie unkluger Weise die Reibungen, Conflicte und Stöße vor, die das Eine zu vergrößern und das andere zu verderben drohen.

Wenn man so spurkräftig sich zur ersten Ursache der Niederlagen und der Zerstückelung eines großen Volkes zurückarbeitet, findet man fast immer als Quelle dieser nationalen Unglücksfälle einen moralischen Fehler, der nachgerade in die Politik überging. Man kann nicht oft genug den Individuen wie den Regierungen wiederholen, daß ein gutes Gewissen die beste Politik ist, und daß im Privat- wie im öffentlichen Haushalte die Individuen ihr Loos und die Völker ihr Schicksal gestalten.

II.

Peter der Große hat nie, wie man dies in der letzten Zeit fälschlich behauptet hat, jenes apocryphe Testament verfaßt, in dem man ihn profetisch die Gelüste und Fortschritte seines noch in der Kindheit liegenden Reiches in Betreff des Orients weissagen läßt. Dies Testament ist ein Document, das nachgerade unter Katherina II. oder Alexander I. von einem grübelnden Kanzlei-Publicisten abgefaßt wurde, um der Phantasie einer Czarin oder eines Czaren zu schmeicheln und um den Ehrgeiz einer Nation zu stacheln, die gleich allen Eroberer-Nationen ihre künftige Größe an die dunkeln Anfänge einer geheimnißvollen Tradition knüpfen will. Das Testament Peter's des Großen ist das geistreiche Spiel eines Diplomaten, der den Gedanken eines Staatsmannes vorgreift.

Wenn aber Peter der Große, der so heftig von dem Holzspalter nach dem Norden zurückgeworfen und so mächtig in Persien von Nadir-Schah überholt wurde, noch nicht ohne Raserei die Türkei und Persien seinen Nachkommen verbinden konnte, so nahm doch sein Reich bald nach seinem Tode in so riesigen Verhältnissen zu, daß jeder Traum zu Moskau, Ispahan und Constantinopel erzittern machen konnte.

Schildern wir in kurzen Worten das wunderbare Wachsthum dieses Reiches; es schien sich der Zeit zu entschlagen.

III.

Nach dem Tode Katherina's, der Witwe Peters des Großen, hatten die Fürsten Dolgoruki aus dem souverainen Stamme, die Führer der altrussischen Parthei und deßhalb die Feinde der Fremden und Günstlinge, mit denen Peter I. und Katherina den Hof und die Armee überschwemmten, auf dem Wege der Revolution die Kaiserin Anna, Peter's Nichte auf den Thron gebracht, die damals in das kleine Fürstenthum Kurland verbannt war. Die Dolgoruki stellten ihr als Bedingung die Verbannung oder Hinrichtung aller Fremden, durch

deren Glücksstand die Nation erniedrigt wurde, und unterwarfen sie einer Art aristokratischer in ihrer Familie koncentrirter Controle.

Anna nahm das Joch mit dem Vorsatze auf, es zu zerbrechen, wenn sie nur erst der Sympathie des Volkes sicher wäre; eine nationale Emeute gegen die Dolgoruki, ihre Kerkerwächter, verschaffte ihr bald die Herrschaft. Neun Mitglieder dieser ehrgeizigen Familie, Väter, Enkel, Söhne und Neffen bestiegen dasselbe Schaffot und gingen, sich gegenseitig zu einem muthigen Sterben ermuthigend, unter Martern zu Grunde.

Ein junger Kurländer, Namens Biren, beherrschte damals ebenso despotisch das Reich als das Herz seiner Gebieterin. Er dachte daran, sich zum unabhängigen Herren von Kurland zu machen. Um von dem Churfürsten von Sachsen, August III., die Investitur Kurlands zu erlangen, stützte Biren mit einer russischen Armee die Candidatur dieses Fürsten um den polnischen Thron, die von Carl XII. und dem polnischen Landtage Stanislaus Leczinski verliehen war.

Oesterreich, das Schlesien besaß und seinerseits die künftige Zerstückelung dieser Republik anstrebte, hatte sich mit Rußland verbündet, um so doppelgewichtig auf die Polen zu drücken. Diese beiden Reiche, Oesterreich kraft seines Titels als König von Ungarn, und Rußland kraft seiner Intervention vom Jahre 1717, durch die es nach Polen berufen war, beanspruchten nicht mit Unrecht das Recht bei der Wahl dieser Könige zu vermitteln, die bald von dem Einen und bald von dem andern Hofe gestützt wurden.

Die schwache polnische Armee, die an der Weichsel durch sechzigtausend Russen besiegt war, hatte sich zerstreut und auf der Flucht in einer Schenke im Walde Stanislaus zum Könige ausgerufen. Stanislaus dankte für den Ersatz von Lothringen ab, das an Frankreich abgetreten und für diesen entthronten Polen-König als Fürstenthum konstituirt war. Polen erhielt zwangsweise als König August von Sachsen, einen Fremden, der ihm von Fremden aufgedrungen war, und votirte wie herkömmlich die Schmach und Schande und den Tod jedes Polen, der in Hinkunft einen fremden König annehmen würde: müssige Schwüre einer Nation, deren einzelne Parteien un-

aufhörlich den Fremden als Mittelsperson in ihre Verschwörungen gegen die Gegenpartei aufnahmen.

Die unsichere Allianz der Türken mit Peter dem Großen, um Persien zu zerstückeln, hinderte den Divan, sich, wie er es nach dem Pruth-Vertrage eigentlich mußte, der Invasion der Russen in Polen zu widersetzen. Kaum war aber Polen durch das Bündniß Oesterreichs und Rußlands unterworfen, so warf die Kaiserin Anna, die sich diesmal mit dem persischen Helden Nadir-Schah verband, auf Einrathen ihres Günstlings Biren, sechszigtausend Russen nach Bessarabien, um die ottomanische Grenze Polens hinauszurücken und jede Berührung zwischen den unterworfenen Polen und den Türken, den Beschützern ihrer Unabhängigkeit, zu verhindern.

Ein geschickter und wilder Kriegsmann, der Marschall Munich, wie gemacht, um Barbaren zu befehligen, weil er noch barbarischer als sie war, begrub Oczakof und seine zwanzigtausend Vertheidiger unter den Flammen und Trümmern dieser Stadt, des Bollwerkes des Reiches; er drang dann in die Krim vor, indem er die unüberwindlichen Linien von Perecop und Orcapi umging, die sich durch die Naturanlage um vierzig Fuß über die künstlich angelegten Brustwehren einer befestigten Ebene erheben und durch eine schmale Landzunge die Halbinsel Krim vor den Invasionen des Festlandes schützen. Nachdem er raschen Zuges die Krim verheert und geplündert hatte, belagerten die Russen, welche die Tartaren jetzt nur verblüffen und schrecken wollten, Azof. Der Divan bat zu spät um die Vermittlung Frankreichs.

„Ihr habt uns gedrängt,“ sagte der Großvizir Ismail-Pascha zu dem Marquis Villeneuve, dem französischen Gesandten, „die Waffen zu ergreifen, um die unabhängigen Polen zu stützen, und nun rathet Ihr uns zu einem erniedrigenden Frieden unter dem Eindrucke der Invasion der Moskowiter?“

„Wir haben Euch zum Kriege vor einigen Monaten gerathen,“ erwiderte mit gesundem Verstande der Gesandte, „zum Heile Eures Reiches, Polens und selbst Frankreichs; heute, da die Zeit verstrichen ist, Polen zu Hilfe zu kommen und Frankreich zu stützen, rathen wir Euch zum Frieden um Euer selbst willen.“

IV.

Oesterreich, das, wie man sah, mit Rußland eine gleiche Begehrlichkeit nach Polen hatte, ließ vier Armee-Corps auf ottomanisches Gebiet marschiren, um die russische Invasion zu unterstützen und den Großvizir Ismail-Paschah heranzulocken, der bisher mit seiner Armee unbeweglich zu Bender stand. Die Muselmänner ärgerten sich zu Constantinopel über diese Unthätigkeit, während die Krim verheert, die Tartaren gewürgt, Oczakof vernichtet und Azof belagert wurde. Mahmud schickte, um seinen Großvizir die Unpopularität büßen zu lassen, die sich bis in das Serail verbreitete, seinen Silihdar mit dem Befehle nach Bender, ihm den Kopf des Kiaya zu bringen und Ismail abzusetzen.

Yegen, Paschah von drei Roßschweifen, wurde zum Großvizir ernannt. Sein Namen allein brachte einen Glückswechsel zuwege. Yegen, früher Kiaya und General unter Achmed Kiuperli, hatte unter ihm das Kriegshandwerk, und durch sich selber die Politik erlernt. Rasch und abenteuerlich auf dem Schlachtfelde, geschmeidig und klug im Serail, hatte er sich in den Sonnenschein des Glückes des alten Kislar-Aga gestellt, der mit der Sultanin Valide Mahmud beherrschte, er wußte, daß die eigentliche Herrschaft im Harem und nicht im Divan war; das Alter des Kislar-Aga gab ihm die Anwartschaft, er werde, wie er durch seinen Einfluß groß geworden war, nachgerade nach seinem Tode dessen Einfluß erringen.

„Ein hochmüthiger und wilder Mann," schrieb der Gesandte Contarini an seine Republik, indem er von Yegen sprach, „ein erbitterter Feind der Venezianer, gewohnt nur seinen Aufwallungen zu folgen, aber selbst dabei durch ein richtiges Urtheil und einen versteckten Scharfblick beherrscht, der Alles und selbst den Zorn nach seiner Absicht lenkt."

Er wendete sich auch wirklich mit Blitzesschnelle gegen die österreichische Armee des Marschalls Seckendorf, der Nissa überrumpelte und Widdin belagerte, und der Silihdar-Aga, der ihm das Siegel überbrachte, hatte noch nicht die Armee verlassen, als er schon Secken-

dorf besiegte, Nissa wiedernahm, sechstausend Oesterreicher vor den Mauern der Stadt tödtete, Widdin entsetzte, den Prinzen von Sachsen-Hilburghausen in seinen Verschanzungen angriff und die Trümmer dieser drei Armeen über die Donau zurückwarf. Seine Rückkehr nach Constantinopel nach diesem vernichtenden Feldzuge gegen die Deutschen, brachte auch den Sieg und das Vertrauen in das Serail zurück.

V.

Nach einigen Wochen der Ruhe ging er mit einer zweiten Armee an die Donau ab, eroberte Orsova und Semendria und sann auf einen nächsten Feldzug, um Belgrad den Oesterreichern wegzunehmen, die jetzt nur mehr durch die Erinnerung an den Prinzen Eugen von Savoyen geschützt waren. Sein Erfolg war sicher, aber selbst die Uebergriffe seines Erfolges flößten nachgerade der Sultanin Valide und seinem Beschützer, dem Kislar-Aga Bedenklichkeiten wegen ihres eigenen Einflusses ein. Ein Vizir, der zu populär durch den Sieg und so für das Reich zu unentbehrlich wurde, konnte sich ihrem Bunde entziehen.

Im Augenblicke, da er nach Adrianopel mit der Armee abging, mit der er Belgrad wiedererobern wollte, brachte ihm der Chef der Serail-Capidjis den Befehl, unter den Inseln des Archipels jene zu wählen, die er als Exil für wünschenswerth halte. Er wählte Rhodus, schiffte sich ein und beklagte das Schicksal einer Regierung, wo die zu aufopfernde Dienstleistung für sein Vaterland gleichbedeutend war mit dem Verbrechen des Verrathes. Ein in seiner Schule gebildeter Soldat, der aber mehr dem Kislar-Aga zu Willen war, Elias-Paschah, erhielt den Oberbefehl der Armee.

VI.

Sie bemerkte es nicht, daß ein Generals-Wechsel stattfand. Der Sieg hatte den Türken die moralische Ueberlegenheit wieder gegeben. Nach zwei Schlachten, in denen die Kaiserlichen nur wenig Stand hielten, warf sie Elias-Paschah über die Donau und belagerte Bel-

grad. Diese Stadt war wie immer der Preis des Feldzuges. Die eröffneten Friedens-Conferenzen waren nur über die Frage hartnäckig, ob Belgrad geschleift oder mit seinen Befestigungen und Geschützen den Ottomanen ausgeliefert werden sollte.

„Wie es wahr ist, daß ich nur Einen Gott verehre," sagte der Großvizir, „so wird auch Belgrad befestigt meinem erhabenen Kaiser übergeben werden; ich lasse mich nur unter dieser Bedingung zum Frieden herbei."

Der französische Gesandte Villeneuve, der bei den Conferenzen anwesend war, versöhnte die beiden Mächte, indem er feststellen ließ, daß Belgrad in dem Zustande, in dem sich die Stadt im Jahre 1717 befand, zurückgegeben werden sollte.

Servien und die österreichische Walachei hatten das Schicksal Belgrads. Mit Ausnahme von Temeswar wurde Alles, was im Passarowitzer-Vertrage losgerissen war, der Pforte wieder einverleibt; die Siege des Prinzen Eugen wurden durch einen Federzug vernichtet. Rußland zeichnete fast zur selben Zeit durch Vermittlung des französischen Gesandten einen Frieden, der ebenso gebieterisch der Kaiserin Anna wie dem Kaiser Carl VI. dictirt war. Azof mußte von den Russen geschleift werden; es ward ihnen verboten, irgend ein Kriegsschiff oder das eines Kauffahrers auf dem schwarzen Meere, das nun den Ottomanen gehörte, auszurüsten; die Czaren gewannen um den Preis von hunderttausend Veteranen, die ohne Ruhm im letzten Kriege gefallen waren, nur das Eine, daß die Pforte ihren Kaiser anerkannte.

Elias-Paschah, der Eroberer von Belgrad und eines doppelten Friedens, erhielt nach seiner Rückkehr wie sein Vorgänger Yegen nur das Exil als Belohnung. Jeder Ruhm verdunkelte das Serail. Dieser ruhmvolle Vizir wurde durch den Caimakam ersetzt.

VII.

Die Ehrlichkeit des ottomanischen Charakters unter Mahmud I. tilgte die Unehrlichkeit Achmet's III. bei der Theilung Persiens. Der Tod des österreichischen Kaisers, Carl VI., des letzten männlichen

Erben aus dem Hause Habsburg, beließ Maria Theresia, seine Tochter nur in bestrittenen Rechten. Der große Friedrich, dieser heroische Machiavel Preußens, verband sich mit den deutschen Fürsten Sachsens und Spaniens, um zu seinen Gunsten das Reich zu zerstückeln, mit Sardinien, um sich Mailands zu bemächtigen; und selbst mit Frankreich, um das stolze Haus Oesterreich, das durch eine schwache Frau repräsentirt wurde, vollends zu vernichten. Aber diese Frau war ein Held. Mahmud, der fruchtlos von Rußland und Persien bestürmt wurde, um diesen Bund zu vergrößern und durch die Zertrümmerung Oesterreichs Nutzen zu ziehen, antwortete mit Worten, würdig eines Philosofen auf dem Throne der Sultane.

„Ein schweigsamer Vertrag," äußerte sich dieses Manifest Mahmud's I. an die Mächte, „bringt alle Menschen nahe; dieser brüderliche Instinct ist nach einem gemeinsamen Ursprunge dem Gewissen angeboren. Die verschiedenen Staaten sind nur Glieder Einer und derselben menschlichen Familie; und wenn Harmonie das Erhaltungs-Gesetz der Nationen, so ist der Frieden ihre religiöse Verpflichtung. Der Krieg ist ein heftiges Mittel, zu dem man nur in der äußersten Nothwendigkeit greifen muß, um die Gesellschaft auf ihr naturnothwendiges System und zum Frieden zurück zu führen. Der Frieden ist die Quelle öffentlicher Wohlfahrt, der Frieden ist Gott wohlgefällig; der Frieden ist den Menschen nützlich und ist nach dem ewigen Leben das einzige Ziel, das sich die Fürsten, welche die Gerechtigkeit lieben, vorstecken müssen.

Und welche empfindsame Seele, welches Menschengeschöpf erbebt nicht vor all den Uebeln, welche das Gefolge des Krieges bilden? Blutbäche tränken die Felder, die Sieger wie die Besiegten bleiben nicht verschont von dem Engel des Todes; die gräßlichen ansteckenden Krankheiten treten in die Fußtapfen der Streiter, überfallen, treffen, verschlingen sie selbst in den Armen des Sieges und schleudern sie in ein niedriges Grab, wo der Tod sie mit den Thieren in Berührung bringt und ihnen gleichstellt, und so züchtigt er die würdelosen Menschen, die in ihrer wahnsinnigen Wuth der Wildheit der Thiere nachgeahmt haben.

Der schreckliche Genius des Bösen zerhaut, indem er das Kriegs-

geschrei ausstößt, mit dem Flammenschwerte die Bande der Nationen: nunmehr kein Handelsverkehr zwischen den Brüdern; die Gewalt des Stärkeren wird das Rechtsbuch der Kinder Adam's; das Blut und die Thränen beweisen auf ehernen Tafeln, daß jede Tugend gelästert wird, daß die Schwäche ihren Henker, die Unschuld ihren Unterdrücker, und die Scham ihre Schändung fand. Um die Rückkehr so vieler Verbrechen und Unglücksfälle zu verhindern, um die Absichten Gottes zu erfüllen, fordert mein erhabener Kaiser, welcher der Stellvertreter Gottes auf Erden ist, die christlichen Fürsten zur Versöhnung auf, und bietet ihnen seine mächtige Vermittlung an."

VIII.

Der Mann, der nach fünf Siegen und gegenüber einer jungen Herrscherin, deren Thron er mit einem Worte stürzen konnte, solche Maximen dem Großvizir Elias dictirte, war der Kislar-Aga, der Vertraute und Rathgeber des friedfertigen Mahmud's I. Zum Unglücke für das Reich starb dieser Weise in einem Alter von neunzig Jahren, wenige Tage nachdem er den Ausdruck seiner Seele also an Europa vermacht hatte. Er empfahl Mahmud sterbend, sich nach ihm des Rathes eines jungen schwarzen Sklaven aus Borneo, seines Schülers zu bedienen. Der Sultan gab aus Achtung für den Sterbenden seine Stelle eines Kislar-Aga diesem Sklaven Namens Bekir. Alle Tugend und Politik des Reiches schien im Serail mit dem Eunuchen gestorben.

Bekir-Aga hatte von seinem Meister nur die Maximen überkommen. Die Laster und Leidenschaften der Sklaverei, die nun in Tyrannei umschlug, wandelten seine Politik. Im Bunde mit einem habsüchtigen Armenier, Namens Yakub, und mit einem schwarzen freigelassenen Sklaven Suleiman-Aga, verkaufte er im Aufstrich alle Würden des Reiches, entfaltete einen asiatischen Luxus und häufte Schätze an, die er in Ethyopien nach dem Tode seines Gebieters genießen zu können glaubte.

Als Einer seiner Tschauschs auf seinen Befehl bei offener Divansversammlung einen Molla oder Richter von Constantinopel

peitschte, der Einen seiner Günstlinge verurtheilt hatte, appellirten die entrüsteten Ulemas an den Großvizir: der Großvizir, der eben so sehr in Verlegenheit, einen absoluten Günstling Mahmud's zu züchtigen, als eine solche Beschimpfung der Ulemas ungestraft zu lassen war, wollte die Beschimpfung beschönigen. Aber der Molla war zugleich Ankläger und unabweislicher Zeuge. Der Günstling ließ, um ihn verschwinden zu lassen, ihn in der Nacht in seinem Hause mit seiner Tochter und seinen Sklaven erdrosseln und das Gerücht verbreiten, sie wären von einer Feuersbrunnst überrascht und in ihren Betten verbrannt worden. Das benannte Haus war wirklich über den Opfern des Günstlings zusammen gestürzt, aber der Leichnam des Molla und seiner Tochter bewiesen, daß sie vor dem Brande erdrosselt wurden.

Ein lauter Fluch erhob sich in der ganzen Hauptstadt, Racketen wurden in der Nacht von unbekannten Händen auf die Serails-Terassen geschleudert; diese Brandbriefe sollen bei den sklavischen Völkern des Orients den schlechten Fürsten beweisen, daß der Himmel gegen sie erbittert sei.

IX.

Mahmud I., beunruhigt über diese räthselhaften Symptome der Volksunzufriedenheit vermuthete, daß man auf diese Weise die Absetzung des Großvizirs verlange. Er opferte ihn; die Feuerbrände schwirrten noch am nächsten Tage durch die Luft; der Mufti eröffnete ihm endlich die Ursache der öffentlichen Erbitterung. Mahmud, der seinen Günstling durch Darlegung seiner Ungnade zu retten hoffte, ging anderen Tages wie zu einer Promenade auf der asiatischen Küste aus dem Serail. Bekir begleitete wie üblich seinen Gebieter; doch im Momente, da der Sultan den Fuß an das Ufer setzte und bevor noch sein Günstling hinter ihm ausgestiegen war, stießen die Ruderer vom Ufer ab, fuhren auf Befehl des Silihdars gegen den Leander-Thurm und setzten dort den gefangenen Eunuchen ab.

Mahmud hatte Befehl gegeben, für ihn ein Fahrzeug auszurüsten und ihn mit seinen ihm zugehörigen Schätzen nach Egypten

zu bringen. Doch die Rache des Volkes beanspruchte eine blutigere Genugthuung. Der Sultan wollte in seinem Mitgefühle selber seiner Hinrichtung beiwohnen, um die Martern der Henker zu verbieten. Der Schwarze, verzweifelt und ohne Ehrerbietung für den anwesenden Padischah, ergoß sich in Verwünschungen gegen seinen Gebieter, zog seinen Dolch aus dem Gürtel, warf sich auf die Henker und machte den Divansaal zum Schauplatze eines blutigen Gemetzels, bevor er unter den Streichen seiner Mörder fiel. Sein Leichnahm, der drei Tage auf der Plattform des Serails ausgestellt blieb, schien die Atmosphäre Constantinopels gereinigt zu haben.

X.

Mahmud I. beschloß friedlich sein Leben, beweint und geachtet von seinen Völkern. Einige Eingriffe der Russen über dem Dnieper in den Wüsten, die zwischen den beiden Grenzen lagen, und die religiöse Reform der Araber-Mohabiten tief in der Wüste beunruhigten allein seine letzten Lebenstage.

Eine fromme Handlung verkürzte sie noch. Seine frühzeitige Gebrechlichkeit bewirkte, daß er nur unter den heftigsten Schmerzen zu Pferde steigen konnte. Er überwand sie am Freitag des 13. Septembers 1754, um sich in die St. Sophien-Moschee zu begeben; bei seiner Rückkehr übermannt vom Schmerze und auf dem Pferde durch die gestreckten Arme seiner Diener erhalten, hob man am Serailsthore nur eine Leiche vom Pferde. Sein Leben war in Gebeten entflogen.

Europa bedauerte ihn als einen Friedensfürsten, der umso achtbarer war, da er den Frieden liebte, obgleich er stets zum Kriege durch den Sieg ermuthigt war. Die Türkei verehrte ihn wie einen Heiligen. Er blieb sein ganzes Leben der demüthigen Vorschrift des Korans treu, die jedem lebenden Menschen, sei er nun Fürst oder Unterthan, befiehlt, von seiner Arbeit zu leben. Als geschickter Goldschmied und erfahrener Drechsler verbrachte er jeden Tag nach dem Gebete damit, in Gold und Silber zu ciseliren oder Zahnstocher aus Ebenholz und Elfenbein zu drehen. Der Erlös von seinen Handarbeiten, die auf dem Bazar

verkauft wurden, diente zu seinem Lebensunterhalte. Die Natur hatte ihm einen Erben seines Geblütes und seiner Vorzüge versagt.

XI.

Sein Bruder Othman III., ein Sohn Mustapha's II., ein dreiundfünfzigjähriger Prinz, den seine lange Abgeschlossenheit im alten Serail in einer vorhaltenden Kindheit alt werden ließ, bestieg von keinem Mitbewerber behelligt, den Thron. Der unentschlossene Beginn seiner Regierung war nur die Verblendung eines Gefangenen, der nach langer Finsterniß das Licht erblickt und bei jedem Schritte strauchelt. Nachdem sieben oder acht Vizire in Verlauf weniger Tage auf gut Glück gewählt und verworfen waren, bekam ein junger Günstling, Ali-Paschah-Oghli, sein Silihdar-Aga, der frühzeitig Großvizir geworden war, die oberste Gewalt.

Man beschuldigt Othman III. ohne alle Beweisführung, er habe seine Neffen der Staatsrücksicht geopfert. Er hatte keine Kinder, und diese finstere Vorsichtsmaßregel war für ihn in Hinkunft grundlos. Man schrieb den wahrscheinlich natürlichen Tod von drei Kindern Achmet's III., die im Serail erzogen wurden, dem Gifte zu. Mustapha, der vierte dieser Waisen, erhielt, wie man sagt, gleicher Weise von dem Arzte eine Giftschaale, die er zu leeren sich weigerte und den Arzt, ihm den Dolch an die Kehle setzend, statt seiner auszutrinken zwang. Der Arzt starb einige Zeit darauf an der Schwindsucht, und Mustapha war gerettet.

Diese Volkssagen haben keine Gewißheit und Wahrscheinlichkeit. Hatte Othman den Tod seiner Neffen befohlen, so hätte Mustapha diesen Befehl nicht überlebt, um nach seinem Onkel zu regieren. Der Verdacht steigert sich überall zum Verbrechen; doch die Gerechtigkeit und Frömmigkeit Othman's III. streiten gegen diese verruchte Grausamkeit, die nach ihm seinen Stamm vernichtet hätte.

XII.

Zwei Erben blieben dem Reiche, Mustapha und sein jüngster Bruder Abdulhamid. Der junge Großvizir Ali-Paschah Oghli wurde verdächtigt, im geheimen Einverständnisse mit diesen Prinzen zu stehen, um den Sultan, ihren Onkel, der an Leib und Seele schwach war, vorwegs aus dem Leben zu schaffen. Man glaubte, nach einem Serails-Gerüchte, den Großvizir in der Nacht aus den Gemächern dieser Prinzen gehen gesehen zu haben. Othman III., den man davon benachrichtigte, berief den Mufti, um seiner Rache durch einen Fetwa Rechtskraft geben zu lassen. Seine Unwissenheit machte Othman mit Unrecht glauben, ein derartiger Fetwa sei für sein Gewissen unerläßlich; ein grundloses Bedenken, da der Großvizir in der Zahl jener Männer der Politik inbegriffen ist, die außer dem gewöhnlichen Rechtsverfahren stehen und die ohne jeden anderen Richter als das Gewissen des Padischah getödtet werden können.

Beim Erscheinen seines treulosen Günstlings im Divansaale konnte der Sultan seinen durch den Anblick des Schuldigen entflammten Zorn nicht bändigen. „Entferne Dich!“ rief er und ergriff eine Streitaxt und schwang sie über dem Haupte des Großvizirs. Der Mufti wendete den Streich ab, indem er seinem Gebieter die Vorstellung machte, der Padischah dürfe sich nicht durch die Rolle des Henkers erniedrigen.

Der Günstling traf bei seinen Rückzuge zwischen beiden Thüren die Henker, die ihm den Kopf abhieben und ihn in einem silbernen Becken an dem Serailsthore mit dieser Schrift ausstellten: „So gehen die Verräther zu Grunde, welche die Freundschaft des Padischah täuschen!“

XIII.

Mehemet-Raghib-Paschah (oder Mehemet der Fleißige) wurde nicht in Folge einer eitlen Gunstbezeugung sondern durch die Bezeichnung der öffentlichen Meinung zum Großvizirs-Posten berufen. Serails-Page im Alter von zehn Jahren, aufmerksam den Unterricht

geschickter Meister anhörend, alle Sprachen Europas und Asiens sprechend, ein tüchtiger Dichter und Schriftsteller seiner Zeit, von seinen Rivalen der Fleißige genannt, Sekretär bei mehren Congressen, in den Geschäften gewiegt, siegbar im Kampfe, von Stufe zu Stufe bis zum Statthalter des unruhigen Cairo erhoben, wo seine Politik und Tapferkeit die tscherkessischen Mameluken friedlich gemacht und gebändigt hatte, die Geißel des Nils, religiös und gewissenstreu in seinen Pflichten gegen den Sultan, schien Raghib-Paschah ein Geschenk der Vorsehung für eine Regierung, die in ihrem Padischah nur ein altes Kind betraf.

Doch verdüsterte eine Vorbedeutung, welche der Aberglauben als verderblich auslegen konnte, die ersten Tage seines Ministeriums. Eine jener Feuerbrünste, welche in wenigen Stunden die Holzstädte der Tartaren von der Oberfläche der Erde vertilgen, brach im Frühling des Jahres 1756 zu Constantinopel aus.

XIV.

„Das Feuer brach in der Morgendämmerung", erzählen die Annalen dieses denkwürdigen Jahres, „in dem nieder gelegenen Theile der Stadt, der gegenüber den Vorstädten Pera und Galata ist, in einem Hause neben den Serailmauern und den Schiffshäusern des Großherrn aus. Die Wache auf dem Palastthurme des Janitscharen-Aga gab das Signal von dem Unglück, indem er auf die großen Trommeln schlug, mit denen das Volk gewarnt wurde. Die Wachen der Stadtviertel eilten rasch durch die Straßen und stießen mit eisenbeschlagenen Stöcken auf das Pflaster, und es erscholl nun der lärmende Schrei: Yangen var (eine Feuersbrunst). Man muß das erlebt haben, um sich eine Vorstellung von der Verwirrung zu machen, welche sich aller Welt bemächtigte, als dieser finstere Ruf das Schweigen der Nacht durchtönte und den Schlaf der Leute störte. Die Feuersbrunnst machte rasche Fortschritte, da ein Polizeigesetz verbietet, das Feuer vor Ankunft der Janitscharen, Bostandjis und ihrer Offiziere zu löschen; eine durch die menschliche Schlechtigkeit gebotene Vorsicht, weil nämlich die Plünderung bei einem öffentlichen Unglücke

stets von der Verwirrung Nutzen zu ziehen sucht. Das aber ist ein Mittel, das einem Uebel nur vorbeugt, um ein desto größeres zu verursachen.

Und so war es auch, der Brand, der nicht im Entstehen erstickt war, wurde eine ungeheure Feuersbrunst. Ein Nordwind trieb das Feuer längs den Serailmauern hin; es ergriff den Palast des Großvizirs; alle Stabsoffiziere der Pforte waren aus Diensteifer mitten unter den Arbeitern. Der Sultan begab sich in Person dahin; und das ist eine Verpflichtung, der er sich nur in unruhigen Zeiten dann entzieht, wenn er für seine eigene Sicherheit fürchtet. Doch weder seine Anwesenheit, noch sein Zuruf und seine Versprechungen konnten dem Unglücke Einhalt thun. Die ungeheure Masse der St. Sophia schien ein Damm in einem Feuerstrome zu sein. Das Blei, das die Kuppel dieses Steinberges bedeckt, schmolz unter einer glühenden Atmosphäre; das flüssige Blei rieselte auf die Menge der Wachen und Arbeiter, und man mußte im Schrecken dies Gebäude seinem Schicksale überlassen.

Alle Anstrengungen gingen dahin, die Feuersbrunst auf die Umfangslinie von Ruinen, die durch Hammer und Beil bewerkstelligt waren, zu beschränken. Das Unglück schien nun doch bestimmte Grenzen zu haben; plötzlich aber sprang der Wind von Nord nach West um und die Feuersäule nahm eine andere Richtung auf mehr denn zwölfhundert Klafter. Dreizehn Lavaströme bildeten und vereinigten sich, überschwemmten selbst den Mittelpunct der Stadt, und ganz Constantinopel war nunmehr ein Feuermeer. Jede Mühe vergrößerte nur das Unglück. Man denke sich ein ganzes Corps von Janitscharen, die Opfer ihrer Aufopferung, gefaßt von zwei Flammenströmen, während sie Häuser abtrugen, die an der Ausgangsspitze einer Zweiglinie des Brandes lagen, und das Geschrei dieser Unglücklichen, die von dem Schlunde dieser Vulkane verschlungen wurden; dies Geschrei ward noch übertäubt von dem schrillen Verzweiflungs- und Entsetzensschrei, den die Weiber, Kinder und Familienväter ausstießen, die in Einem Momente durch dies schreckliche Unglück zu Grunde gerichtet waren; man stelle sich den donnernden Einsturz der Gebäude und brennenden Balken vor, die wie von Wogen verschlungen wurden; endlich um den großartigen Schrecken eines solchen Bildes zu vollenden, das Tages-

licht gebräunt von dem Brande, in seinen düsteren Glanzabstufungen hier das von Feuerbüschen überschwemmte und weiters im höhnischen Contraste das ruhige Meer und die vor Anker liegenden Schiffe enthüllend.

Das war die schreckliche Feuersbrunnst, die im Jahre 1756 zwei Dritttheile der ungeheuren Hauptstadt der Ottomanen, achtzigtausend Häuser und unter andern Gebäuden das ganze Magazin der Armeezelte verheerte."

XV.

Der Tod Othman's III. folgte bald nach diesem Unglücke seiner Hauptstadt. Kindisch bis zu seinem Tode ließ er sich schon im Verscheiden in seinen Kiosk an der vom Meere bespülten Serailspitze tragen, um desto besser den Gruß der salutirenden Flotte, die vom Archipel einfuhr, zu vernehmen. Der Donner der Schiffsgeschütze, der die Fenster des Kiosk erschütterte, zerriß die schwachen Fäden seines Lebens. Er starb unter dem Beifallsrufe, der ihm das lange Leben seiner Väter wünschte.

Raghib-Paschah, der schon durch die unbeständige Laune seines Gebieters mit der Absetzung bedroht war, suchte in dem Vogelkäfig den Prinzen Mustapha auf, der seit drei Jahren zwischen dem Throne und dem Grabe in der Schwebe war. Er brachte diesem Prinzen in seiner Person das Glück seiner Regierung, einen großen und tugendhaften Minister. Mustapha III., der erstgeborne Sohn Achmet's III. hatte einundvierzig Jahre eine durch die lang anhaltende Beängstigung seines Lebens entnervte Seele, einen für eigene Hingebungen unfähigen aber den guten Eindrücken eines bevorzugten Mannes zugänglichen Geist.

XVI.

Am eilften Tage nach dem Tode Othman's umgürtete sich Mustapha III. in der Aiub-Mosche mit dem Säbel Othman's mit einem Gepränge, das an die heroischen Zeiten der Monarchie erinnerte. Volk

und Armee, müde der unsicheren Regierungen, die verstrichen waren, hatte um so größeres Vertrauen auf den neuen Padischah, als die Erhaltung seines Lebens unter zwei Oheimen, seinen Vorgängern, wie ein wunderbarer Schutz der Vorsehung erschien.

Der Großvizir und Mufti ritten vor seiner Bedeckung. „Hinter ihnen", sagte das Ceremonien-Buch, „kamen zweiunddreißig reich geschirrte dem Sultan gehörige Handpferde, von denen zwölf mit Edelsteinen geschmückte Schilder an ihren Weichen trugen. Der Sultan, umringt von seinem Leibwachen, Peiks und Solaks, deren Erstere schimmernde Helme, letztere prächtige Reiherbüsche trugen, erschien nun, er hatte an seinem linken Steigbügel den Stallmeister, an seinem rechten den Oberstkämmerer. Der zweite Stallmeister hielt den linken Zügel seines Pferdes und der Träger der heiligen Standarte des Profeten den rechten. Rings um das Pferd des Sultans marschirten die neun anderen Herren des Steigbügels, nämlich die beiden Chefs der Jägerei, die vier ältesten Kämmerer und der Oberst-Mundschenk.

Im Momente, da der Sultan vom Pferde stieg, machten die eilf Herren des Steigbügels den acht Schulter-Herren Platz, deren Vorrecht darin bestand, den Sultan unter dem Arme zu nehmen und zu führen. Bei dieser Gelegenheit half ihm der Janitscharen-Aga gemäß dem Ceremoniel, als er vom Pferde stieg, während ihn der Großvizir und Kislar-Aga unter den Achseln stützten. Hinter dem Sultan trugen zwei Pagen der inneren Kammer auf reichgestickten Kissen zwei Turbane des Souverains als Symbol der Herrschaft über zwei Welttheile und über zwei Meere, wie auch seines Schutzrechtes auf die zwei heiligen Städte Mekka und Medina.

Um dem Sultan die Mühe der Begrüßung des Volkes zu ersparen, neigten die Träger der Turbans diese beständig nach Rechts und Links. Ein Page der inneren Kammer trug das Tabouret, dessen sich der Großherr bedient, um zu Pferde zu steigen; ein Anderer das Wasserbecken für die Waschungen. Auf dem ganzen Wege, den der Sultan einschlug, warf der Khazinedar Geld unter die Menge aus. Der Zug bewegte sich so zwischen zwei Reihen von Janitscharen, die Mustapha III. persönlich grüßte, eine Ehre, die man dem Volke nicht erwies. Die Truppen erwiederten den Gruß, indem sie den Kopf

gegen die linke Schulter neigten, wodurch sie anzeigten, daß sie auf das erste Zeichen des Gebieters bereit wären, ihr Haupt auf den Block zu legen.

Als der Großvizir vor den alten Kasernen der Janitscharen ankam, hielt er an, um aus den Händen des Obristen von dem sechzigsten Regiment eine Schale Sorbet zu nehmen, die er dann mit Goldstücken gefüllt zurückgab. Zur Erinnerung dieses glücklichen Tages opferte der Obrist drei Hammel zur Sühne dem Ewigen. Weiter ziehend besuchte Mustapha III. die Gruft des Eroberers neben der von ihm erbauten Moschee, und verrichtete sein Gebet in der Gruft Aiub's, des Fahnenträgers des Profeten." Seine eingefallenen Wangen, sein blasser Teint, die in seinen Zügen ausgedrückte Melancholie mahnten die Muselmänner an die dumpfe Abgeschiedenheit des Serails, wo er den Tod oder die Herrschaft erwartete, und interessirten alle Gemüther für sein Schicksal.

XVII.

Die ersten Regierungsjahre dieses Fürsten entsprachen diesen Hoffnungen. Alle Handlungen des Sultans waren Wohlthaten gegen seine Völker, Friedensbürgschaften für die fremden Mächte. Raghib-Paschah schmeichelte geschickt seinem Regierungsehrgeize, indem er sich selber in den Hintergrund stellte und stets den Sultan als Handelnden vorschob. Der Padischah durcheilte bald in niedriger Verkleidung, bald zu Pferde im Throngepränge Tag und Nacht die Quartiere seiner Hauptstadt, um die Vollstreckung seiner religiösen und anderen Maßregeln und der aus dem Divan ergangenen Polizei-Erlässe zu überwachen.

XVIII.

Der Sultan wollte seinen Minister vor Allen auszeichnen und gab dem Großvizir Raghib Eine seiner Schwestern die Sultanin Saliha zur Gemahlin.

Die Erzählung dieser Hochzeitsfeierlichkeit schildert zu lebhaft die ottomanischen Gebräuche, als daß sie von der Geschichte übersehen

werden dürfte. Das Hochzeitsbuch, das der gelehrte Orientalist Hammer einsah, beschreibt die Hochzeit Raghib's auf folgende Weise:

„Die Verlobung fand vor dem Mufti in dem Palaste der Sultanin, der in der Nähe der Vorstadt Aiub lag, statt. Die Sultanin war dort durch den Kislar-Aga des Serails und Raghib durch den Minister des Innern repräsentirt. Am nächsten Tage schickte der Großvizir der Braut den Kapidjilerbulukbaschi oder Chef der Serailschar-Wachen, um sich über ihre Gesundheit zu erkundigen und um ihr sechs Silberschüsseln mit Deckeln, einen Tisch von demselben Metalle, eine Tasse mit Zuckerwerk, dreißig andere mit Milch und fünfzig mit Früchten zu überbringen. Fünfzehn Tage später begab sich die Sultanin im Wagen ohne Gepränge und Musik (denn sie war Witwe) in Begleitung ihrer Eunuchen, die ganz gewöhnliche Turbans hatten, in den Palast des Großvizirs. Raghib-Paschah begrüßte seine hohe Braut, als sie unter dem Harems-Portale anlangte, und kehrte unverzüglich in den Audienzsaal zurück.

Nach Sonnenuntergang kam der Kislar-Aga, gemäß einem alten Brauche, um die Sultanin in die Arme ihres Gemahls zu führen. Die Hof-Etiquette verlangt, daß die Prinzessin ihren Bräutigam mit erheucheltem Stolze und Abneigung empfängt und sich selbst weigert, ihn anzublicken. Nachdem diese stumme Scene eine Zeit lang gedauert hat, erhebt sie sich plötzlich, äußert scheinbar große Unzufriedenheit und zieht sich in ihre Gemächer zurück. Die Eunuchen ergreifen diese Gelegenheit, um dem Bräutigam die Pantoffeln abzuziehen, die sie an der Thürschwelle lassen.

Diese Ceremonie wird als sehr wichtig betrachtet, weil sie anzeigt, daß der Bräutigam von dem Harem Besitz ergriffen hat, den nur der Gemahl allein zu besuchen das Recht hat. Die Eunuchen ziehen sich sofort zurück, während der Bräutigam sich allein in die Wohnung begibt, wo die Prinzessin, auf dem Sofa sitzend den Ehrenplatz einnimmt. Er wirft sich zu ihren Füssen und bleibt in knieender Stellung, die Arme über der Brust gekreuzt, und wartet mit dem tiefsten Schweigen, bis ein Wort der milden Schönheit ihn von dieser Stellung befreit. Endlich sagt sie zu ihm: Bringe mir Wasser! Er reicht ihr dann knieend das Becken und bittet sie um die

Huld, ihren Schleier lüften zu wollen; dieser Schleier ist mit Blumen geschmückt und flimmert von Edelsteinen. Die Haare der Braut, die sieben Flechten bilden, sind mit Gold und Perlen durchschlungen. Kaum hat die Sultanin vom Wasser genippt, so bringen die Sklaven zwei Schüsseln, deren Eine zwei gebratene Tauben, die andere Zuckerwerk enthält, und setzen sie auf niederen Tischen inmitten des Gemaches nieder. .Der Bräutigam bittet seine Braut mit den zärtlichsten Worten, sie möge davon kosten; sie aber, erwiedert mit Würde und verschämtem Stolze: „Ich will nicht!"

Der Neuvermählte, der schon verzweifelt, hat aber noch andere Mittel, um die unversöhnliche Schönheit zu beugen. Er ruft die Eunuchen, die zu ihren Füssen reiche Geschenke hinlegen. Erweicht durch den Anblick dieser Pracht, erlaubt die hohe Braut ihrem Gemahl, ihr den Arm zu geben und sie nach der Hof-Etiquette zu Tische zu führen. Der Bräutigam bietet ihr ein Stück der gebratenen Taube an, während seine Braut ihm ein Stückchen Zuckerwerk in den Mund steckt. Sofort schafft man den Tisch fort; die Sultanin nimmt wieder auf dem Sofa Platz; die Eunuchen ziehen sich zurück und die Brautleute bleiben eine Stunde allein, in der ihnen die Etiquette nur eine ceremoniöse Unterhaltung gestattet. Jetzt verläßt der Sultan den Harem und begibt sich in den Audienzsaal, wo er die Glückwünsche der Vizire und übrigen Hof- und Staatswürdenträger hinnimmt; bei der Rückkehr in den Harem wird er auch von den Sultaninnen beglückwünscht. Die ganze Nacht hindurch wechseln Musik, Tanz und ein chinesisches Schattenspiel ab, um die Gäste zu erlustigen."

XIX.

Raghib, ausschließlich der Administration aller Theile des Reiches ergeben, das unter seinen Gesetzen glücklich war, legte über jede Angelegenheit dem Sultan eine Auseinandersetzung und Vorstellung vor, die mit der vollen Genauigkeit eines Staatsmannes abgefaßt war. Bei feierlichen Gelegenheiten erinnerte sich der Großvizir, daß er Talent zum Dichter und Schriftsteller habe, und richtete an seinen Gebieter im blühenden Style Glückwünsche und Empfehlungen, die

noch in den ottomannischen Archiven aufbewahrt werden. Der Beginn jeder Jahreszeit, der Residenzwechsel in den verschiedenen Palästen, die Einweihung einer Wasserleitung oder eines Springbrunnens, die Ausrüstung eines Kriegsschiffes waren die gewöhnlichen Stoffe seiner mehr literarischen als politischen Schriften. Hier der Aufsatz, den Raghib am ersten Frühlingstage des Jahres 1757 an seinen Gebieter richtete:

„Gott der Allmächtige, von dem kein Gedanke sich eine Vorstellung machen kann, durch dessen Willen der Frühling beginnt, und der mit neuem Grün die von Wintereise befreiten Gärten und Bäume bedeckt, zum höchsten Glanzpuncte die leuchtende mit dem Diadem einer kaiserlichen Majestät geschmückte Stirne erhebt, der die Finsterniß wie eine Flamme und gleich der Sonne das Reich mit seinem wohlthätigen Lichte durchdringt und die Welt in ihrem Laufe erhält, über die er herrscht! Gott unterstütze Seine Majestät in alle Ewigkeit und umringe sie mit den Strahlen seiner Größe; er erhalte die Tage Seiner Majestät in der Sonnenwende eines dauernden Sommers, auf daß sie wachen über die Angelegenheiten ihrer Unterthanen und die Kräfte ihres Volkes gegen das höchste Ziel lenken könne! er bewahre Eure erhabene Person, die sein Stellvertreter auf Erden ist! er segne durch die Fortsetzung des Khalifats Eurer Majestät die Ernte der Hoffnungen der Welt! er verleihe neuen Glanz und neues Leben den Blumen des Ruhmes und Glückes, auf daß Eure erhabene Regierung wohlthätig sei wie die Tage des Frühlings und das Fest der Sommersonnenwende übertreffe an Glanz und Segen! Amen, im Namen des Profeten.“

Diese Wünsche Raghib's waren erfüllt durch die wachsende und unwandelbare Wohlfahrt des ganzen Reiches während der glücklichen Jahre dieser Regierung, die zwischen ihm und Mustapha III. getheilt war durch die Geburt einer zweiten Tochter Mustapha's, der Schah-Sultanin und seines erstgebornen Sohnes, des Prinzen Selim. Beleuchtungen, die aus Constantinopel und seinen Hügeln ein Feuerland machten, feierten diese Geburtsfeste. Mustapha und sein Minister begingen sie durch dauernde Freudendenkmale, durch die Befreiung ohne Lösegeld der christlichen Gefangenen.

Das Schicksal beeinträchtigte dieses Glück des Reiches durch das Hinscheiden des Tugendhaftesten und Aufgeklärtesten aller Staatsmänner, die seit Langem das Loos der Ottomanen bestimmten. Raghib starb in einem Alter von fünfundsechzig Jahren in der vollen Kraft seines Geistes, beweint von seinem Gebieter und gesegnet von dem ganzen Reiche. Man begrub ihn unter seinen Werken, nämlich im Hofraume der öffentlichen Bibliothek, die von diesem fleißigen Minister gegründet wurde, der aus dem Studium die Kenntnisse und Weisheit geschöpft hatte, deren Quellen er den Ottomanen öffnen wollte. Er vermachte seine Bücher dieser Bibliothek und stiftete dort vierzig unentgeltliche Noviziate für junge Leute, die sich den Wissenschaften widmeten. Ein schöner Springbrunnen ergißt sein Wasser auf die Steine des Hofraumes, um, wie die von ihm dictirte Innschrift lautet, den Durst wißbegieriger Menschen zu stillen.

Fromme, philosofische und poetische Inschriften an den Wänden sprechen zu den Studierenden und Besuchern. Raghib ruht an der Seite zweier Frauen seines Harems, die vor ihm gestorben waren, bei dem Brunnen, dessen Murmeln seinen Gründer in Schlummer zu lullen scheint. Marmorruinen, in denen duftige Pflanzen wuchern, mahnen die religiösen Leute an den Duft seiner Vorzüge.

Durch einen bizarren Contrast, und der die Vorsehung zu rechtfertigen scheint, die oft räthselhaft in ihren Beschlüssen ist, wurde, während man so den Weisesten und Religiösesten aller Staatsmänner des Islamismus unter seinen Wohlthaten bestattete, der Leichnahm Nadir-Schah's, der von seinen Generälen ermordet und wie das Aas eines unreinen Thieres im Staube liegen gelassen war, in der Nacht von einem einzigen Sklaven geraubt, quer auf ein Kameel gelegt und nach Kurdistan, seiner Heimat gebracht. Aber die Verwesung der Leiche, welche stärker war als die fromme Handlung seines letzten Freundes, nöthigte den Sklaven, flüchtig den Körper des persischen Königs in einen Sandhügel am Wege zu verscharren und den Sand mit der Hand zu ebnen, auf daß man nicht sein letztes Asyl entdeckte. So war das Grab des Tyrannen von Persien der Vergessenheit wie seine Wiege verfallen.

XX.

Die liberale Administration Raghib's war vortheilhaft für die Friedenskünste in der Türkei. Herr von Hammer, der verläßlichste Geschichtschreiber für arabische und türkische Literatur, zählt die Mystiker, Philosofen, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrten und Dichter auf, die von der geistigen Civilisation des Reiches zu jener Epoche zeugen.

Die wichtigsten Werke, die auf das bürgerliche Leben der Muselmänner Bezug haben, sind die Fetwas-Sammlungen und Rechtsformeln, die den Richtern zur Richtschnur dienen, die Inschas, Sammlungen von Briefmustern, deren sich die Schatzsekretäre, die Beamten der Staatskanzlei und Provinz-Statthalter bedienen. Man muß hier auch das Werk mit dem Titel: Schatz der Kunst Briefe zu schreiben erwähnen.

Neben diesen Werken stehen die Uebersetzungen mehrer sehr geschätzter arabischer philosofischer Werke, unter andern: Die Sitzungen des Hariri und Hamadani, das Sendschreiben unter dem Titel: Die Ruhe des gehorsamen Menschen, die witzigen Einfälle Obeid Sakani's, die philologischen Prolegomena Schamakhschari's; Sammlungen von Schwänken, Erzählungen und Anecdoten; die Werke, mit dem Titel: Frucht nächtlicher Unterredungen für den Rath der Könige, geistige Streiflichter beredter Männer, das Adelsrecht (Vorzug des Menschen vor den Thieren); ein Auszug aus dem berühmten arabischen Buche, betitelt: Lob der Schulwissenschaften oder: Führer bei dem Studium der Schulwissenschaften, und ein anderes Werk: Rathschläge für Könige. Aber von allen philologischen Werken dieser Epoche ist das Schiff der Wissenschaften von Raghib-Paschah unbestritten Eines der werthvollsten.

Die Arbeiten der Grammatiker jener Zeit beschränkten sich auf die Auslegung und Erklärung der Hauptwerke, die von der arabischen Syntax handeln. Die persische Rhetorik und Grammatik war nur durch einige Schriftsteller vertreten. Einige wenige Werke wurden über Astronomie, Arithmetik, Logik und Medizin geschrieben;

Uebersetzungen und Commentare der mystischen persischen Dichter Saib, Urfi und Schewket.

Die Bücher über die Einheit, die Pferde, Ereignisse, von der Nachtigall, dem Mundschenk, das Sendschreiben, das goldene Buch und das Glücksbuch sind didactische Gedichte, so auch das persische Werk unter dem Titel: Das Buch des Rathes, von dem in jener Zeit nicht weniger als fünf Uebersetzungen erschienen. Das: die Centifolie betitelte Gedicht besingt die Sagen über den Profeten und jenes mit dem Titel: der Vertraute der Liebenden behandelt die Erzählung verliebter Abenteuer.

Noch erschienen um diese Zeit einige biografische und topografische Werke: unter andern die Biografien der Dichter, Muftis, Vizire, Capitan-Paschahs, Kalligrafen und Sänger; die Reiseberichte der Pilger-Caravane, die Beschreibungen von Mekka, Medina, Damaskus, Jerusalem, Tebriz oder Tauris.

Die Werke einiger Polygrafen wurden in einem einzigen Werke unter dem Titel: Külliat, nämlich: gesammelte Werke vereinigt. Wir citiren noch die Quellen der Wissenschaften und ein Compendium der Literargeschichte unter dem Titel: Philosofische Betrachtungen über die verschiedenen Völker-Classen, nämlich über die Araber, Perser und Türken. Dies Werk ist ebenso werthvoll für die Literar-Geschichte dieser Völker, wie für die ottomanische Bibliografie das neue Monument. Dies Werk enthält die Titel von fünfhundert Werken, deren Verfasser in diesem Jahrhundert geschrieben haben. Letzteres bibliografisches Denkmal der ottomanischen Literatur wurde im Todesjahre des berühmten Großvizirs Raghib-Paschah beendigt. Er selber verdiente den Namen: Sultan der Dichter, der ihm in der gelehrten Welt seiner Heimat geblieben ist; außer seinen historischen und diplomatischen Werken hinterließ er einen Divan oder eine Sammlung von Ghazelen, philosofischen Dichtungen und eine andere Sammlung träumerischer Gedichte unter dem Titel: das Schiff, weil in dieser Sammlung die Reichthümer seiner Seele enthalten sind. Die Ottomanen, sagt der türkische Geschichtschreiber Wassif, stellen diesen großen

Mann Kiuperli als Staatsmann, Iben-Ayas als Geschichtsschreiber, Hafiz als Dichter, Plato als Philosofen gleich.

Als Mann der Politik hatte er zuerst geahnt, daß Friedrich II. mit der neuen preußischen Monarchie im Norden Deutschlands ein Gegengewicht gegen Oesterreich und eine mächtige feindliche Herrschaft des ottomanischen Reiches begründe. Der große Friedrich, dessen wissenschaftliches und militärisches Genie er bewunderte und mit dem er eine Allianz anzuknüpfen hoffte, konnte nach seinem Dafürhalten bald der Schiedsrichter und Vermittler zwischen Russen, Oesterreichern und Ottomanen sein. Diese richtige Idee ging nicht vollends mit Raghib zu Grunde. Sie wäre das Friedensunterpfand und die Rettung des Reiches geworden, wenn Friedrich II., ein Nebenbuhler Raghib's als Dichter und Schriftsteller, ihm an Offenheit, Unpartheilichkeit und Tugend geglichen hätte. Aber der große Mann Preußens war nur ein Politiker, der des ottomanischen Reiches war ein Mann, der unter jeder Bedingung das Gute anstrebte.

Wir werden bald im Verlaufe der Erzählung sehen, wie die Theilungsbeute Polens Friedrich und seine Nachfolger von der ehrlichen und wohlthätigen Politik abwendig machte, die Raghib diesem Souverain in seinem Gedanken zutheilte.

XXI.

Hamid-Hamza folgte ihm in der Regierung des Reiches. Er war der Sohn eines Kaufmannes aus einen asiatischen Marktflecken, Namens Dewel-Hissar. Lange Zeit Geheimsekretär Raghib's, dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten und betraut mit den Reichsgeschäften während der langen Krankheit dieses großen Mannes, erhielt Hamid-Hamza, der dem Sultan von dem Sterbenden bezeichnet wurde, das Siegel als Vermächtniß. Der Sultan hoffte das Genie Raghib's in seinem Schüler zu betreffen; er fand nur dessen Traditionen ohne seinen Geist.

„Er war Einer jener Männer,“ sagt Wassif, „welche über

die Erde hingehen, ohne irgendeine Spur des Guten oder Bösen zurückzulassen." Während seines kurzen sechsmonatlichen Ministeriums und während des Ministeriums seiner zahlreichen und unsicheren Nachfolger, schmeichelte der Divan beständig Preußen, von dem schließlich ein permanenter Botschafter zu Constantinopel residirte. Frankreich, bot in Folge der sinnlichen Unthätigkeit seines Königs Ludwigs's XV. und seiner schwachen Nachgibigkeit gegen Oesterreich der Türkei weiters kein Gegengewicht und nicht jene Stütze, die das ottomanische Reich bisher in dieser Nation gefunden hatte; Oesterreich wurde hochmüthiger, Polen schwankender, Rußland drohender.

Der Abfall Frankreichs von der innigen Allianz mit der Pforte, der Ehrgeiz Friedrich's II., der Druck Rußlands auf Warschau, das Einverständniß des Wiener-Cabinettes bei den noch schwankenden aber schon abgekarteten Plänen einer Zerstückelung Polens, endlich die preußischen Intriguen in der Krim mit dem Tartaren Khan, veranlaßten im Westen eine Verwirrung von Interessen, Hin- und Widerreden, Allianzen und Gefahren, in der die ottomanische Offenheit kaum ihre Freunde von den Feinden unterscheiden konnte. Besonders hatte Rußland in vierzig Jahren um drei Jahrhunderte zugenommen. Das Verschwinden Frankreichs und zwei Großmächte, Preußen und Rußland, die plötzlich im Norden als Phänomene emporstiegen, waren derart, um lange Zeit die Diplomatie der Ottomanen aus dem Geleise zu bringen. Troß den Rathschlägen zweier französischer Abenteurer, die von dem Divan konsultirt wurden, des Grafen von Bonneval, der Paschah geworden war, und des Barons von Tott, der bei der Fortification der Dardanellen und in sonstigen Geschäften in Verwendung stand, hatten die Türken nicht mehr das Genie Raghib's, um sie in der Finsterniß aufzuklären.

Versuchen wir, sie mit einem flüchtigen Blicke auf die Vorgänge im Norden seit dem Tode der Kaiserin Anna von Rußland, der Nichte Peter's des Großen, und von der Thronbesteigung Friedrich's des Großen in Preußen zu durchdringen. Man wird finden, daß die Gebräuche, Revolutionen und Verbrechen an den Höfen im Norden Europas, obgleich sie sich den Anschein der Civilisation gaben, barbarischer als die angebliche Barbarei des Orients waren. Man

glaubt in den Thronwechseln Rußlands und in den tragischen Auftritten des Hofes von Berlin die Annalen zweier souverainer Stämme Babylons zu lesen.

XXII.

Anna, die über die Leichen aller Fremden und durch die heftige Absetzung der legitimen Erben auf den Thron gestiegen war, hatte vor ihrem letzten Seufzer den Thron einem wenige Monate alten Kinde, dem Sohne ihrer Nichte, der Herzogin von Mecklenburg vermacht. Dies Kind, Namens Ivan, erhielt in der Wiege die Eidesleistung des Reiches.

Biren, dieser wilde Günstling der verstorbenen Kaiserin, glaubte nach ihr im Namen dieses Kindes durch den Schrecken herrschen zu können. Der aus der Krim zurückgekehrte Truppengeneral, der ehrgeizige und grausame Munich, empört seine Soldaten gegen den Regenten, überfällt den Palast in der Nacht, dringt in das Gemach des Regenten vor, weckt ihn mit dem Degen an der Kehle auf, knebelt ihn in seinen Bettdecken, läßt seine durch die Soldaten geschändete Frau entführen und tief nach Siberien, in diese Eishölle der Staatsverbrecher bringen, und dort in einen Holzkäfig sperren, den er dazu bestimmte, um seine Frau langsam zu martern. Die Mutter Ivan's wird als Regentin ausgerufen, usurpirt für ihren Sohn den Thron und herrscht durch Munich einige Tage. Aber vier aufeinanderfolgende Verschwörungen hatten den Prätendenten und Palast-Prätorianern gezeigt, wie man in Einer Nacht über die Leichen von Kindern, Frauen und Günstlingen zur Herrschaft emporklimmen könne.

XXIII.

Eine zweite Tochter Peter's des Großen, Elisabeth, die mit Entrüstung sah, wie der Thron der Romanof geplündert war, um eine Beute des Hauses Braunschweig zu werden, macht gleichfalls mit sechzig Grenadieren, unerschrockenen Veteranen aus der Armee ihres Bruders eine Verschwörung, besticht oder schläfert mit Brandwein die

Wachen ein, bestürmt den Palast, eilt zur Wiege Ivan's, nimmt ihn in ihre Arme, um ihn gleichsam auf die blanken Bajonette der Soldaten zu schleudern, die unter den Fenstern warten, als die Amme des Kindes sich zu Füßen Elisabeth's hinwirft, sie beschwört, das unschuldige Kind zu verschonen, und ein Kissen auf den Estrich legt, um seinen Fall zu schwächen.

Elisabeth, besiegt durch das Geschrei der Amme und durch das Lächeln des Kindes, das seiner Mörderin die Arme entgegenstreckt, bereut das Verbrechen, ehe sie es noch vollzieht, legt das Kind auf das Kissen und erlaubt der Amme, es zu säugen. Mutter, Vater und Kind werden von Gefängniß zu Gefängniß an den Grenzen und im Innern Rußlands geschleppt und sind endlich von dem Reiche vergessen. Die Fremden, die ein zweites Mal der alten soldatischen und nationalen Partei zum Opfer fallen, werden durch die Grenadiere, welche den Thron überfallen und erobert hatten, hingemetzelt und verbannt. Lasci, Löwendahl, Keit, Mansfeld und Golofkine sterben oder entkommen mit Jenen, welche nicht von altrussischem Geblüte stammen. Munich, der in Einem und demselben Jahre Aechter und geächtet war, wird nach Siberien geschickt und in den Käfig gesperrt, den er für Biren hatte bauen lassen. Die beiden Feinde, der Eine dahingehend, der andere zurückkehrend, begegnen sich auf einer Straße Siberiens und messen sich noch mit den Augen. Tausende Fremde gehen in allen Städten Rußlands zu Grunde, man rechnet ihnen zur Schuld, daß sie einem Volke, das sich seiner Unwissenheit rühmte, die Disciplin, Gesetze und Künste gebracht hatten.

Ein Russe, gebildet in der Schule dieser Fremden, Bestuschef, beherrschte die Politik als Premier-Minister; ein anderer Russe, der Page Schuvalof, beherrschte als Günstling das Herz seiner Gebieterin. Da der König von Sachsen und Polen, August III., der zu Dresden residirte, abwesend war, gewöhnte sich der Hof von Rußland unter Bestuschef daran, fast despotisch über Polen von Warschau aus zu herrschen. Tausend Intriguen bildeten sich insgeheim, um sich auf den Thron dieser Republik nach dem Tode August's zu schwingen. Die mächtigste dieser Intriguen war die der Fürsten Czartoryski, der Abkömmlinge der Jagellonen, die des Thrones durch ihre Erinnerun-

gen und noch mehr durch das Talent, den Patriotismus und den Reichthum ihrer Familienglieder würdig waren. England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen hatten gleichfalls ihren ränkevollen Anhang in der Republik.

England machte dem Hofe von Rußland den Vorschlag, hunderttausend Russen zu besolden, um mit bewaffneter Hand bei nächster Wahl ein s Königs von Polen zu interveniren. Es zog die moskowitische Herrschaft in Warschau der österreichischen Herrschaft oder jener der preußischen vor, welche so eine zu starke Stütze Deutschlands bilden würden. Frankreich, das damals aller Politik und jedes weitgreifenden Gedankens als Monarchie entbehrte, theilte anscheinlich die Gedanken von London. Insgeheim aber schickte es nach Warschau den Grafen von Broglie, als vertraute Mittelsperson Ludwig's XV., um Rußland zu Hindernissen aufzustacheln. Eine patriotische Partei schaarte sich unter so bewandten Umständen und stützte sich auf den Beistand Frankreichs und Preußens. In der entscheidenden Stunde der Gefahr verzögerte Frankreich unschlüssig die bewaffnete Hilfeleistung. Die beiden Parteien des Hauses Sachsens und der Czartorysky bekämpften sich bei der Conföderation und auf dem Landtage. Jede Partei war auf das Einverständniß und den Schutz der Fremde angewiesen.

XIV.

Ein junger Pole, Neffe und Emissär der Fürsten Chartoryski ging auf das Einrathen seiner Oheime nach Petersburg, um die Vorliebe der Kaiserin Elisabeth für die Sache des Hauses Sachsen zu bekämpfen, und wurde bald selber unwillkührlich die verhängnißvolle Ursache der Vernichtung seiner Heimat. Dieser Agent war der Graf Stanislaus Poniatowski, der Sohn einer Schwester Czartoryski's. Man kennt nicht genau den Familien-Aberglauben, der sich auf eine Weissagung eines vertrauten Italieners dieses Hauses stützte und einen Thron Stanislaus Poniatowski versprach. Diese Prophezeihung hatte, wie dies bei der lebhaften Phantasie des Nordens zu geschehen pflegt, über das Schicksal dieses jungen Mannes entschieden; er träumte von seiner Jugend an von der Krone seines Landes. Die Natur hatte ihn

mit einer Gestalt und einem Zauber ausgestattet, die geeignet waren, diesen Traum zu verwirklichen, wenn die Krone der Sarmaten von der Liebe eines Weibes abhängig war.

Diese Frau lebte zu Petersburg; sie war jene, die nachgerade Katherina II., die Semiramis des Nordens wurde. Sie hatte in einem Alter von vierzehn Jahren den Großherzog Peter von Holstein geheiratet, der in sich das Geblüt Carl's XII. und Peter des Großen vereinigte, und den die Kaiserin Elisabeth nach Petersburg als Thronerben nach ihrem Ableben berufen hatte. Diese Prinzessin war Katharina von Anhalt, die Tochter eines kleinen deutschen Fürsten im Dienste des Königs von Preußens. Sie trug, so sagen alle Jene, welche damals den Hof Rußlands besuchten, schon vorwegs auf ihrer Stirne alle Merkmale der Verführung, Majestät umd genialen Befähigung. Die Natur hatte ihr die Krone aufgesetzt, bevor es noch das Glück that. Hohen Wuchses, eleganter Haltung, graziösen Ganges, einen griechischen Kopf auf einem schlanken Schwanen- oder Adlerhalse wiegend, die Stirne breit, die Augen braun oder blau je nach dem Reflex des Lichtes, eine Adlernase, die Lippen halb geöffnet, die Zähne weiß, ein ovales Antlitz, der Teint geröthet durch die Kälte des Nordens, der Klang der Stimme silberglockenrein, ihre Rede stets rasch und passend, die Leidenschaft zu gefallen in ihrer Physiognomie den Ehrgeiz zu befehlen überwiegend: so ist das Portrait, das die unbefangensten Schriftsteller im Jahre 1756 von dieser Prinzessin entwarfen. Ihre Feinde schildern sie ebenso vollendet wie ihre Schmeichler, oder man konnte ihr vielmehr nicht schmeicheln, da die Natur ihr schon geschmeichelt hatte, da sie sie schuf.

XXV.

Der Großherzog, den man ihr als Gemahl gegeben hatte, war der Contrast der Reize und Geistesfrische dieser Frau. Häßlich in seinen Zügen, von einem bizarren Character, kalten Herzens, brutal in seinen Bewegungen, unsinnig in seiner Geschmacksrichtung, kindisch in seinen Gewohnheiten, nicht so sehr militärisch als soldatisch in seinen Anforderungen, erinnerte an Peter den Großen, seinen Großvater

nur durch die rohe äußere Schale des Barbaren aber ohne jene Geisteskraft, die den Stamm seiner Raçe belebt hatte. Er prahlte mit einer fanatischen aber unverständigen Bewunderung für Friedrich den Großen von Preußen, diesen vollendeten Soldaten des modernen Deutschlands, und glaubte sich das soldatische Genie des Veteranen unter den Königen anzueignen, wenn er nach seinem Muster eine Armee disciplinirter Automaten einrichtete. Die Uniformirung, Abrichtung, das Maneuvriren, die sklavische Pünktlichkeit der Kaserne waren seine einzige Beschäftigung. Diese Beschäftigung ließ ihn die Großherzogin vernachläßigen, welche aber zu hoch über ihm stand, als daß sie nicht einen solchen Gemahl in den Schatten stellen sollte. Er zog ihr gemeine Liebschaften vor, welche mit der Wollust, aber nicht mit der Liebe zu schaffen hatten.

Eine öffentliche Geliebte war die Gräfin Woronzof, eine hochmüthige Frau, die mit ihrer Schande prahlte. Nach achtjähriger Heirat, hatte noch kein Kind das Erbe der Dynastie gesichert. Die regierende Kaiserin Elisabeth beunruhigte sich ihrer selbst und um des Thrones willen über diese Unfruchtbarkeit, welche die Russen ihrem Souverain abtrünnig machen und eine neue Thronpredentenz vorbereiten konnte. Man behauptet, daß eine geheime und politische Liebschaft, die von dem Kanzler Bestuschef Katherina mehr geboten als eingeflüstert wurde, dem regierenden Hause einen unrechtmässigen Erben gab. Die junge Prinzessin, der eine Clausel ihres Heirats-Cantractes die Herrschaft in dem Falle sicherte, als sie ihren Gatten überlebte, ohne ein Kind gehabt zu haben, betrübte sie mehr als sie sich über eine Fruchtbarkeit erfreute, die einen Sohn zwischen ihren Ehrgeiz und den Thron setzte. Die Liebe griff in ihrem Herzen erst beim Erscheinen des schönen Poniatowski am Hofe von Rußland Platz. Die Czartoryski, unterrichtet von der wachsenden Leidenschaft Katherina's für ihren Neffen, und in dieser Gunst der künftigen russischen Kaiserin die Vorbedeutung eines Thrones in Polen für ihre Familie voraussehend, setzten es durch, Poniatowski zum polnischen Gesandten zu Petersburg ernennen zu lassen. Dieser Posten fesselte in an den Hof Elisabeth's.

XXVI.

Poniatowski ward in einer Nacht in den Gärten eines Landhauses des Großherzogs, im Momente überascht, da er auf ein flüchtiges Stelldichein mit Katherina wartete, dann von dem beschimpften Gemahl in den Kerker geworfen, ohne Aufsehen von dem Großherzog in Freiheit gesetzt, auf Ansuchen Elisabeth's nach Polen zurückberufen und auf das Strengste von dem Hofe Rußlands verbannt, so hinterließ er Katherina während seiner langen Abwesenheit in Einsamkeit und Thränen. In dieser Ungnade und Einsamkeit brütete die Großherzogin, die einigen vertrauten Günstlingen ihren Schmerz und Ehrgeiz mittheilte, über die großen Entwürfe und Verbrechen, die bald ihren Charakter an das Licht der Welt stellen sollten.

XXVII.

Elisabeth hatte auf ihrem Todtenbette eine offene Versöhnung des Großherzogs mit seiner sträflichen Frau gefordert. Die Kaiserin hatte aber kaum den letzen Seufzer ausgehaucht, als Peter III., der unbestrittene Thronbesitzer, seine Frau zu verstossen und die Unrechtmäßigkeit seines Sohnes zu erklären drohte. Katherina wurde auf ein Landhaus in der Nähe der Hauptstadt verbannt und wartet mit ängstlicher Ungewißheit des Schicksales, das ihr der Czar, ihr Gemahl bereiten würde.

Aber schon nach einer sechsmonatlichen launenhaften Regierung, in der er nicht so sehr herrschte als seiner Raserei die Zügel schießen ließ, hatte Peter III., durch seine Copie Preußens die altrussische Partei verstimmt, den Clerus abwendig gemacht, das Volk skandalisirt, die Armee ermüdet, die Großen über ihre Existenz in Schrecken versetzt, Petersburg in eine Caserne und den Palast in den Schauplatz von Orgien verwandelte. Er rüstete sich, um hunderttausend Russen nach Holstein zu führen, sich seiner Heimat im kriegerischen Gepränge des Gebieters eines Großreiches zu zeigen und Dänemark zu demüthigen, das bisher Holstein gedemüthigt hatte. Er ließ den Fürsten

Soltikof nach Petersburg kommen, den öffentliche Gerüchte als Vater des Sohnes der Katherina bezeichneten; er drängte ihn, sagt man, seine strafbaren Beziehungen mit der Prinzessin einzugestehen, er wollte nämlich seine Frau des Ehebruch-Verbrechens anklagen, sie verstoßen und seine Maitresse heiraten.

Katherina hatte keine Stütze mehr am Hofe; das Mitleid und die allgemeine Unzufriedenheit aber schufen ihr einen ungeheuren Anhang im Volke und bei dem Clerus. Eine heimliche Liebe, die ihr Herz nach den reichlichen Thränen für Poniatowski bewältigte, bereitete ihr noch einen wirksameren in der Armee vor. Der Gegenstand dieser Liebe war der Graf Orlof, der Schönste von sechs Brüdern einer Familie von armen Edelleuten aus dem Norden Deutschlands, wo die Taille, Kraft und Anmuth die gewöhnlichen Verhältnisse der menschlichen Gestalt weitaus übertreffen. Orlof that wie seine fünf Brüder bei den Garde-Regimentern Dienste. Als Adjutant des Großmeisters der Artillerie, dann als Schatz-Capitain seines Corps hatte er die Augen der Großherzogin gefesselt, durch Vermittlung Einer ihrer Vertrauten und in einem Hause, wo Niemand ihren Rang errathen konnte, hatte Katherina unter einer ärmlichen Verkleidung und einem angenommenen Namen Zusammenkünfte mit Orlof und ihm eine Leidenschaft eingeflößt, die sie selber für ihn fühlte.

Nichts hatte während eines langen Geheimnisses dieser Zusammenkünfte Orlof den anonymen Gegenstand seiner Liebe verrathen; er hatte nie die Prinzessin gesehen, die ihre Ungnade mehre Jahre vom Hofe entfernte. Er erkannte sie zum ersten Male, auf dem Throne bei den Ceremonieen, die nach dem Tode Elisabeth's folgten. Stumm vor Erstaunen und Schrecken, wuchs seine Liebe mit der Ehrerbietung; er sah noch fort und fort insgeheim die Kaiserin, die er als Frau verehrt hatte. Die Gefahren Katherina's, seine eigenen Gefahren, wenn er entdeckt würde, befestigten seine Verschwiegenheit. Mit den Beschimpfungen vertraut, welche die Kaiserin bedrohten, hatte er mit ihr eine Verschwörung angezettelt, die Katherina den Thron oder den Tod verschaffen sollte. Der Militär-Schatz, über den er verfügte, das Einverständniß seiner fünf Brüder, der Offiziere und populären Unteroffiziere bei den Garden, endlich die Rasereien des Kaisers und die

Unzufriedenheit der Truppen erkauften und warben ihm vorwegs Mitschuldige. Die Kühnheit Katherina's und die Verführung ihrer Thränen vollendete eine durch die Liebe begonnene Revolution.

XXVIII.

Ein gemeiner Kosake Rozamuski, der unter Elisabeth Hetman seiner Nation geworden war, der Günstling des Kaisers und Liebling des Volkes, wurde von Orlof ausgeforscht und versprach, auf ein verabredetes Zeichen das Vertrauen zu verrathen, das Peter III. in ihn setzte. Die junge Prinzessin Dachkof, eine unruhige Frau, die wie alle Slaven Talent für Verschwörungen hatte, nahm es auf sich, die Oberhäupter des Clerus und den Erzbischof von Novogorod, der eine große Gewalt über das Volk hatte, ins Complott zu ziehen. Der Graf Panin, ein in der Intrigue gewiegter Politiker, Gouverneur des jungen Großherzogs und verliebt in die Prinzessin Dachkof, nachdem er es in ihre Mutter war, nahm an der Verschwörung aus Liebe Theil.

Düstere Gerüchte, die geschickt über angebliche Erhebungen in den entfernten Provinzen des Reiches verbreitet wurden, alarmirten vor der Empörung die öffentliche Meinung. Die Unruhe des Volkes ist überall die erste Verbündete der Verschwörer und das sicherste Vorspiel der Revolution. Wenn der Mord des Kaisers nothwendig, so waren die Mörder selbst dazu bereit; schon hatten zwei Garde-Offiziere, Passek und Bachekakof ihren Dolch der Kaiserin zur Verfügung gestellt, die aber einen so häßlichen Beistand zurückwies. Dessenungeachtet lauerten aber diese beiden Mörder auf Peter III. auf einer kleinen Newa-Insel, wo er Abends mit seiner Geliebten spazieren ging. Der Graf Panin hatte selber eine Truppe von Verschwörern während des Kaisers Abwesenheit in dessen Wohnung geführt, um ihnen die Zugänge, das Gemach und Bett zu bezeichnen, wo sie ihr Opfer zu suchen hatten. Es war Gefahr im Verzug, so viele Eingeweihte konnten den Schlag, bevor er traf, ruchbar machen. Eine Indiscretion Passek's, der seinen ungeduldigen Haß vor den Soldaten nicht zügeln konnte, unterrichtete Peter über die Verschwörung. Er war damals auf zwölf Werste von

Petersburg in Einem seiner Lusthäuser; die Kaiserin wartete, um ihre Mitschuld zu bemänteln, selber auf sechs Werste in einem anderen kaiserlichen Schlosse.

Die Verhaftung Passek's, die sofort der Prinzessin Dachkof bekannt gegeben war, ließ sie in Männerkleidern nach Petersburg eilen, um durch einen plötzlichen Ausbruch der Rückkehr des Kaisers und der Hinrichtung der Verschwornen zuvorzukommen. Sie drängt Panin, sie spricht in einem Kasernen-Zimmer zu den bedeutendsten Verschwörern, sie schickt in die Residenz der Kaiserin einen Bruder Orlof's, mit dem Beinamen der „Benarbte," mit einem Billet, das nur diese Worte enthielt: „Kommen Sie, Madame, oder Alles ist verloren!"

Orlof der Benarbte kommt durch die Gärten ungesehen in den einsamen von der Kaiserin bewohnten Pavillon, weckt sie auf, sagt ihr nur ein einziges Wort und sprengt im Galop nach der Stadt zurück. Katherina wirft sich in einen Bauernwagen, den die Prinzessin Dachkof seit einigen Tagen in einer Hütte nahe vom Schlosse fertig hielt, damit sie je nach dem Schicksal entweder flüchten oder regieren konnte. Die Pferde bringen die Kaiserin im Gefolge einer einzigen Dienstfrau nach Petersburg. Ihr Wagen durchrollt im Galop die Stadt, bevor die Einwohner noch wach waren. Sie steigt auf dem Waffenplatze vor den Kasernen aus; die Soldaten schaaren sich voll Erstaunen und kaum gerüstet um sie; sie nennt ihren Namen; sie fallen ihr zu Füßen; sie spricht zu ihnen; sie schwören für sie zu sterben; der treulose Hetman Razamuski schließt sich mit seinen Kosaken und Volkonski, Schuvalof, Bruce und Strogonof an sie, die sämmtlich in das Complott eingeweiht sind und nur eine Hoffnung auf Rettung im Ausbruche der Empörung haben. Sie wollen Katherina als Regentin proklamiren.

„Nein, nein!" rief Orlof, dessen geheime Intrigue mit seiner Souverainin noch keiner ahnte; „hüten wir uns die Sachen halb zu thun und die letzte Hinrichtung zu wagen, um Eines Tages aufs Neue beginnen zu müssen. Ich würde den mit eigener Hand erdolchen, der von Regentschaft sprechen wollte."

Die Hurras für die Kaiserin brechen nach diesen Worten in den Reihen der Soldaten aus; sie ergreifen die Waffen, und von Einer

Kaserne zur andern ziehend, verstricken sie noch vor Sonnenaufgang alle Truppen und das ganze Volk in den allgemeinen Strom der Revolution. Katherina steigt unter der Eskorte einer Armee in ihren Landwagen begibt sich in die Kirche, wo der Clerus sie segnet, nimmt den Palast in Besitz, zeigt ihren Sohn vom Balkone dem Volke und läßt die Regimenter mit Geschützen an allen Zugängen bivouakiren, um die Hauptstadt dem Kaiser zu versperren. Dann wirft sie ihre Frauenkleider ab, hüllt sich in die Uniform ihrer Garde, steigt zu Pferde und rückt an der Spitze der Armee dem Czar entgegen.

XXIX.

Aehnlich den römischen Kaisern, die außer der Stadt von einem Lager-Aufstande und durch die Absetzung, das Vorspiel ihres Todes, überrascht wurden, schwankte Peter III. im Schlosse von Oranienbaum zwischen widerstreitenden Entschlüssen, die selbst Napoleon zu Fontainebleau bestürmten, und die in ihrer Unentschiedenheit die rechte Stunde verstreichen lassen, das Reich und oft selbst das Leben gefährden. Es tritt immer ein Moment ein, wo das Geschick stärker als der Mensch ist.

Peter III., der anfänglich nicht an das Gerücht der Empörung glaubte, das von Petersburg einlief, hatte dies Gerücht für einen panischen Schrecken seiner Anhänger genommen; er war in seinen offenen Spazierfahrt-Wagen mit seiner Gemahlin und den Frauen seines liederlichen Hofstaates, einigen Vertrauten und dem Gesandten von Preußen gestiegen, um dieses müssige Gerücht durch seine Anwesenheit in der Hauptstadt zu zerstreuen. Auf der Fahrt kam ein Adjutant zu ihm, der ihm eiligst die Revolution ankündigt, er erblaßt, steigt mit seinen Frauen aus den Wagen, und wieder allein hinein, kehrt rasch in das Schloß zurück, durchrast die verödeten Gemächer, ergießt sich in Verwünschungen über die Kaiserin, klagt sich laut an, daß er ihr nicht durch die Gefangenschaft oder den Tod zuvorgekommen sei, läßt die Regimenter von Holstein vorrufen, deren Soldaten, weil seine Landsleute, ihm zuverlässiger als die Russen scheinen, dictirt unzusammenhängende Manifeste seinem Sekretäre, läßt sie durch seine Geliebte

und seine Höflinge kopiren und übergibt endlich dem greisen Marschall Munich, der vor kurzem aus Siberien gekommen war, das Commando der um seine Person versammelten Truppen.

XXX.

Mittlerweile rückte die Kaiserin an, zu der auf ihrem Wege alle Jene stießen, welche sich von Königen, die fallen, losmachen. Munich räth dem Kaiser sich auf zwei Lustfahrzeugen, die an den Gartenmauern vor Anker liegen, einzuschiffen und gegen Kronstadt zu fahren, dessen Mauern und noch treue Besatzung ihm Rache oder eine Zuflucht böten. Er gibt einen Augenblick diesem Rathe nach, schifft sich mit seinem Hofe ein, rudert gegen Kronstadt, und erfährt, bevor er dort landet, daß die noch entschlossenere Kaiserin die Stadt und die Flotte zum Abfalle verleitet hat.

„Es gibt keinen Kaiser mehr," erwiderten die Seeleute von Kronstadt Jenen, die vom Verdecke der Jachten rufen, daß der Kaiser an Bord sei; „lichtet die Anker, oder wir bohren Eure Barken mit unseren Kugeln in Grund! Es lebe die Kaiserin Katherina!"

Auf diesen Ruf weint Peter wie ein Kind und entfernt sich. „Das Complott ist allgemein," sagt er niedergeschlagen, „ich habe dies nur zu gut von meinen ersten Regierungstagen an vorausgesehen."

Resignirend, bevor er noch gekämpft hat, hofft er auf eine Versöhnung mit seiner Frau, läßt sich wieder nach Oranienbaum bringen, entwaffnet die Wälle, öffnet die Thore und schreibt an Katherina, um als letzte Gnade von ihr zu erbitten, ihn nur nach Holstein mit seiner Maitresse Fraila Woronzof zurückkehren zu lassen.

Katherina antwortet ihm und legt ihm vor Allem eine Entsagung auf die Herrschaft auf; er schreibt sie, und signirt sie so feige und demüthig, wie sie ihm nur seine Feinde dictiren konnten. Man entwaffnet seine Holsteiner-Soldaten, läßt ihn mit seiner Maitresse in einen Wagen steigen, und führt ihn als Gefangenen in das Schloß Peterhof. Beim Aussteigen auf der Schloßtreppe, inmitten seiner

früheren Leibwachen, empfängt man ihn mit dem beleidigenden Rufe: es lebe Katherina! zwingt ihn, seine Uniform, seine Dekorationen und Waffen abzulegen; man gibt ihn im Hemde und halbnackt dem Spotte der Soldaten preis; man trennt ihn von seiner Geliebten Woronzof, deren zerissene Kleider und zerraufte Haare von der feigen Beschimpfung der Truppen gegen eine wehrlose Frau zeigen.

So wurde der Enkel Peter's des Großen für eine Rußland fremde Deutsche entthront, die kein anderes Anrecht auf die Herrschaft als das Mitleid, das sie einflößte, den Abfall der Truppen, ihre Kühnheit, ihr Genie und ihre Schönheit hatte. Orlof herrschte schon in ihrem Namen.

XXXI.

Schon aber begann die Reue des Reiches über den erniedrigten Souverain in den Herzen der von der Hauptstadt entfernten Truppen und Seeleute der Flotte, die der ohne sie riesig angewachsenen Revolution fremd waren, zu erwachen. Die Orlofs zitterten, diese Reue könnte vernichten, was der Aufstand vollbracht hatte. Sie blieben nur dann straflos, wenn der Kaiser aus dem Leben geschafft wurde.

Einer dieser Brüder, Orlof der Benarbte, und ein gewisser Tieplof, der in Intriguen aufgewachsen war und dessen Streben dahin ging, durch das Verbrechen noch höher zu klimmen, gehen am sechsten Tage der Revolution zu dem gefangenen Kaiser, gleichsam um ihn zu trösten und freundschaftlich mit ihm zu speisen. Man bringt, wie dies bei den Russen Brauch ist, den Gästen, bevor sie sich zu Tische setzen, Brantwein. Das dem Kaiser angebotene Glas war vergiftet. Er erkannte, daß es Gift war, als er das Glas geleert und schleuderte das zweite Glas weit von sich, das ihm die Mörder aufdringen wollen. Während des Kampfes fällt Peter unter den Händen Orlof's und Tieplof's, die ihn zu erdrosseln suchen, ohne daß man die verrätherischen Zeichen des Verbrechens an ihm merke. Da sie nicht im Stande sind, seinen verzweifelten Widerstand zu bändigen, rufen sie die Wachen, ihre Mitschuldigen, die sich außer der Gefängnißthüre aufhalten. Zwei junge Offiziere von achtzehn Jahren, Potemkin und

der Fürst Baratinski kommen Orlof zu Hilfe, werfen sich auf den Kaiser, stemmen ihre Kniee auf seine Brust und erwürgen ihn mit einer Serviette, die sie um den Hals ihres Kaisers zusammenschnüren. Das war ein barbarischer, aber an einem Hofe, wo die Höflinge zugleich die Henker sind, herkömmlicher Königsmord!

XXXII.

Einige Stunden später trat Orlof, mit Staub und Blut bedeckt, die Haare in Unordnung, die Kleider wie ein Mensch zerrissen, der eben von einem Raufhandel kommt und der noch die Spuren des Kampfes an sich trägt, hastigen und konvulsivischen Schrittes in den Palast der Kaiserin in Petersburg. Katherina erhub sich bei seinem Anblicke von der Tafel und hatte eine kurze Unterredung mit ihm in einem Seiten-Cabinete, dann trat sie mit verwunderter und trauriger Miene heraus und kündigte an, daß der Kaiser plötzlich in seinem Kerker an einem Gedärmkrampfe gestorben sei.

Man weiß nicht, ob sie dieses Verbrechen anbefohlen oder zugelassen habe, sie aber erbte von dem Opfer eine Herrschaft und belohnte die Mörder. Gebieterin Rußlands durch ein Complott, eroberte sie es noch mehr durch das Genie der Civilisation, das bei dieser Frau weitaus die wilde Geistesanlage Peter's des Großen übertraf. Ihre Regierung sollte für Polen und für die Ottomanen verhängnißvoll sein.

XXXIII.

Aber zur selben Zeit als Katherina einen Thron über ihren Gemal durch die Empörung der Truppen errang und ihn durch die Hand ihrer Günstlinge befestigte, erhob sich ein anderer Souverain, der große Friedrich, der zwanzigmal sein Königreich aufs Spiel setzte, um es zu vergrößern, und endlich durch sein militärisches Genie die Coalition von Frankreich, Oesterreich und Rußland beseitigte, in Preußen für das Verderben Polens und zur Rettung des ottomanischen Reiches.

Dieser Mann, obgleich auf den Thronstufen geboren, war doch von Jugend an durch die barbarische Antipathie seines Vaters, in jener tragischen Ungunst und Verzweiflung am Glücke gehärtet, die Helden macht. Dieser Kampf mit dem Schicksale hatte seine Seele gestählt. Obgleich König von Geburt, wurde er es doch erst durch seine Thaten. Er war gleichzeitig der Genius der modernen Kriegsführung; er hatte ein ganzes Volk zur Armee disziplinirt und geschult. Um ganz und gar Philipp von Macedonien ähnlich zu sein, fehlte ihm nur ein Sohn wie Alexander.

XXXIV.

Der siebenjährige Krieg, den dieser Fürst gegen alle Westmächte und selbst gegen Rußland führte, hatte ihn bisher gehindert, seinen Ehrgeiz auf die Vergrößerung durch Polen zu richten. Er wünschte sich vielmehr Glück, zwischen Rußland und Preußen diesen mächtigen Raum von Sarmatien zu haben, der von einem unsicheren aber tüchtigen Volk besetzt war, das sich zwar nicht zu beherrschen aber zu kämpfen verstand, und von dem er Nichts für Preußen zu befürchten, aber viel zu hoffen hatte.

Kaum hatte aber Peter III. den Thron bestiegen, als seine fanatische Bewunderung für Friedrich ihn den Krieg aufheben hieß, den Elisabeth gegen den Helden Deutschlands fortführte, und den ein Friedensvertrag und eine Amnestie mit Preußen signirte. Seine Heere, die bisher mit denen Oesterreichs kämpften, ließen diese Macht im Stiche und verstärkten die Armee Friedrich's.

Der Wechsel der Politik in Petersburg zwang Frankreich, Oesterreich und England zum Frieden vom Jahre 1763 und zur Abtretung Schlesiens an Friedrich den Großen. Während der zehnjährigen Ruhe, die auf diesen langwierigen Krieg folgte, faßten die Höfe von Petersburg und Berlin, begünstigt durch den Ehrgeiz des neuen Kaisers von Oesterreich, Josef's II., das politische Complott der Theilung Polens.

Kein Bedenken konnte einen Fürsten zaudern machen, der nicht an Gott glaubte, nicht eine Kaiserin von Rußland, die über die Leiche

ihres Gemahls auf den Thron gestiegen war, und nicht einen deutschen Kaiser, der Friedrich nur um seinen Ruhm und Katherina um ihr Glück beneidete. Ueberdies führt, man kann dies den Völkern, die sich nicht zu regieren verstehen, nicht genug wiederholen, die ewige Anarchie die Eroberung in Versuchung, und eine Nation, die sich nicht zu beherrschen weiß, scheint endlich für ihren Nachbarn jedes Lebensrecht eingebüßt zu haben.

XXXV.

Dieser Gedanke der Theilung Polens verrieth sich überdieß nicht gleich mit dem ersten Worte. Der Friedensvertrag zwischen Friedrich und Rußland stipulirte nur in Bezug auf Polen, daß man sich nach dem Ableben des Königs von Sachsen verständigen werde, einen Polen auf den Thron von Warschau zu setzen. Das hieß in diesem Augenblicke, dort nur um so gewisser die Anarchie einreißen zu lassen, denn von jedem Joche war das ihrer Landsleute für die edlen Sarmaten das unerträglichste. Die Polen, die nicht ohne Mißtrauen die Clauseln dieses Vertrages und die Coalitions-Entwürfe Rußlands und Preußens gegen ihre Existenz sahen, wurden im Vorgefühle ihres Verderbens unruhig. Der große General Branicki und der General Mokranuski suchten eine Stütze in Frankreich.

Die Marquise von Pompadour, die Geliebte Ludwig's XV., verleitet von der Eitelkeit, die sie antrieb, Politik zu machen, wie sie Gunstbezeugungen ertheilt hatte, ließ sich für eine österreichische Allianz durch den jungen Abbé von Bernis gewinnen, der später Cardinal-Minister und dann der Vertraute einer Maitresse wurde. Sie überließ die Polen ihrem Schicksale, um sich Rußland, Oesterreich und Preußen gefällig zu erweisen. Statt einer Politik zu Warschau unterhielt Frankreich dort nur eine Intrigue. Das Alter des Königs von Sachsen und Polen vermehrte noch die künftigen Bewerber um den Thron, der bald frei sein sollte.

Während Mokranuski einen König von Frankreich verlangte, erfuhr Poniatowski, der Candidat Czartoryski's, der, wie man sah, von Elisabeth aus Petersburg verbannt war, die Revolution von

Peterhof und die Thronerhebung seiner Geliebten. Man zweifelte nicht, Katherina, die nun frei und souverain war, werde ihn nach Petersburg berufen, um ihn gemäß ihren Versprechungen in Warschau krönen zu lassen. Seine Oheime, die Czartoryski's, die viel klüger und unterrichteter über die neuen Liebschaften Katherina's waren, hielten ihn mit Mühe in Polen zurück. Er erfuhr dort bald die Gunst Orlof's. Katherina wollte bei dem Tode August's von Sachsen ihre Liebe für den früheren Günstling und ihren Dank für Orlof dadurch an den Tag legen, daß sie mit ihren Heeren und mit ihrem Golde die Wahl Poniatowski's unterstützte; er wurde König von Polen durch die Gunst einer Czarin. Das war nichts Anderes als eine vorläufige Krönung Rußlands zu Warschau.

Die Bewegungen und Bürgerkriege seiner Regierung, die Conföderationen der Katholiken gegen die Reformirten und dieser gegen jene, die Landtage, Complotte und Mordanschläge sollten ihn grausam seinen Ehrgeiz büßen lassen und das Vorspiel der Zerstücklung seiner Heimat durch die Hand der Parteien bilden.

Wir dürfen von diesem langwierigen Todeskampfe Polens nur das erzählen, was unmittelbar die Ottomanen berührt. Eine geheiligte Vorahnung schien sie zu warnen, daß die unnatürliche Vereinigung Oesterreichs, Rußlands und Preußens gegen Polen nur das Vorspiel einer ebenso ehrgeizigen, aber unpolitischen Coalition gegen das Reich war, dessen Lücke aber nachgerade nur durch das Blut der europeischen Mächte ausgefüllt werden sollte.

Dreiunddreißigstes Buch.

I.

Bevor wir nach einigen Jahren wieder auf die Regierung Mustapha's III. zu sprechen kommen, haben wir eine Reflexion zu machen, die Jedermann beschäftigen muß. Die Natur spielt gleichfalls eine große Rolle bei den menschlichen Angelegenheiten, und dadurch, daß sie in diesem oder jenem Lande der Welt ein großes Genie, einen großen Character, einen großen Ehrgeiz entstehen läßt, verändert sie damit allein den Zustand eines ganzen Landes und das specifische Gewicht der Nationen unter sich. Das ist eben die individuelle Größe der ganzen Menschheit, daß ein einziger Mensch durch sein Auftreten oder Verschwinden in dem so entwickelten Drama der allgemeinen Politik, sofort in einem maaßlosen Verhältniß den Theil der Erde, wo er geboren ist, hebt, oder im umgekehrten Verhältnisse die bis zu seinem Auftreten überwiegende Zone der Erde erniedrigt.

Nun zeigte sich in weniger als einem Jahrhunderte die Natur im Norden Europas fruchtbarer als dies seit Soliman des Großen im Orient der Fall gewesen war. Vier große Menschen (denn die Größe hat kein Geschlecht), Peter der Große in Rußland, Katherina II. in dem nämlichen Reiche, Maria Theresia in Oesterreich und endlich Friedrich der Große in Preußen, standen im Norden fast zu gleicher Zeit gleichsam nach einem vorgefaßten Plane der Vorsehung auf, um vereint in Polen und dem ottomanischen Reiche eine gemeinschaftliche

Beute zu genießen, nachdem sie sich lange unter sich zerfleischt und dann wieder für Ein- und dasselbe Verbrechen versöhnt hatten. Wehe den Nationen, gegen die sich die Natur erklärt, indem sie ihnen nur mittelmäßige Männer gibt und ihnen als Gegner Staatsmänner oder Helden gegenüberstellt.

Das war das Unglück der Türkei seit Anfang bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhundertes. Der Norden war jung, der Orient schien erschöpft.

II.

Katherina, die nun der Theilnahme von Seite des großen Friedrich's und Oesterreichs versichert in der zu gemeinsamem Nutzen abgekarteten Vernichtung vergewissert ward, war nun auch sicher, daß diese beiden Mächte die Augen über die beschlossenen Plünderungen in der Türkei schließen würden. Die stipulirte oder stillschweigende Erlaubniß für diese Kaiserin, das ottomanische Reich überall zu zerstückeln, wo ihr orientalischer Ehrgeiz ihr eine greifbare Beute bieten würde, war für Preußen und Oesterreich die Bedingung ihrer Theilnehmung an Polen. Frankreich, das im entgegengesetzten Sinne seiner Ehre und Politik von den Günstlingen einer Maitresse beherrscht wurde, gab sich mit einem schmachvollen Frieden nach einem Kriege, der reich an Niederlagen war, zufrieden; es sah Nichts oder stellte sich, als ob es Nichts sähe, um nicht aus der wollüstigen Lethargie seines christlichen Sardanapals zu treten.

Mustapha III., beraubt der Erleuchtung Raghib's, wußte Nichts von dem geheimen Einverständnisse Friedrich's II. und Katherina's. Ein leidenschaftlicher Bewunderer dieses kriegerischen Königs, dessen Niederlagen und Siege auch im Orient bekannt waren, wünschte sich Glück, daß ein Held dem wachsenden Gewichte Rußlands im Norden die Wage hielt. Er betrachtete oft das Portrait dieses großes Mannes, das auf seinen Befehl in Einem seiner Serails-Säle aufgehängt war. Zu rechtschaffen, um diesen Heldenmuth im Verdachte der Zweideutigkeit zu halten, war er nicht vor dem schon feststehenden Einverständnisse dieses bis dahin Russenfeindlichen Königs und der

der Kaiserin von Rußland auf der Hut. Obgleich er sich oft über die schwankenden Polen zu beklagen hatte, hielt er es doch für seine Pflicht und Ehre, über die Integrität Polens zu wachen, dessen Verbündete und Beschützer seit Beginn der Monarchie seine Vorfahren waren.

III.

Die Wahl Poniatowski's, der mehr ein Proconsul Katherina's als König eines freien Volkes war, hatte ihn empört. Auf geheimes Anrathen Frankreichs und selbst Preußens, die ein Interesse hatten, den ausschließlichen Einfluß der Czarin auf Warschau zu bestreiten, hatte der Divan gegen diese schlecht verhüllte Unterjochung Polens protestirt. Vierzigtausend Russen vor den Mauern Warschaus hatten dieser Wahl offenen Nachdruck gegeben. Der Sultan forderte von Katherina II. die Räumung Polens. Die Czarin antwortete mit jener griechisch doppelzüngigen Unverschämtheit, sie hätte nur sechstausend Kosaken in Polen, um die Freiheiten zu schützen, deren Ausübung Rußland den Polen selbst durch die Constituirung der Republik gewährleistet habe. Frankreich rieth ihm dann zufolge einer Diplomatie, die ebenso wiedersprechend als seine Politik war, den Krieg ab.

Die Insurrection der Wahabiten in Arabien, diese fanatische Reform des Islamismus, von der wir zu seiner Zeit sprechen werden, lenkte einen Moment seine Blicke von Polen ab. Er setzte selbst den unerschrockenen Khan der Krim-Tartaren, Krim-Gherai ab, der es allein gewagt hatte, sich zum Beistande der polnischen Republikaner gegen die Russen nach Polen zu werfen. Krim-Gherai, der Constantinopel berührte, um sich nach Brussa, seinem Verbannungsort zu begeben, hatte eine geheime Unterredung mit Mustapha und suchte ihm seinen Muth einzuflößen.

„Ihr habet Recht," erwiederte ihm der unglückliche Mustapha, die Augen zum Himmel emporrichtend; „aber, mein Bruder, was kann ich allein unternehmen? Sie sind zu verweichlicht und verderbt; sie kennen und lieben nur ihre Lusthäuser, Musikanten und Harems; ich gebe mir Mühe, die Ordnung herzustellen und mein Volk zur einstigen Gesittung zurückzuführen; doch Niemand will mich unterstützen."

IV.

Der Ausfall von Characteren seit dem Ableben Raghib's war das Vorspiel des Verfalls der Politik. Eine zufällige Rückkehr Polens zur Anarchie veranlaßte unglücklicher Weise den Krieg vom Jahre 1768. Eine Armee der verbündeten Polen, welche die Russen im Namen ihrer politischen Partei schlug, flüchtete sich während der erzwungenen und schmählichen Neutralität ihres Königs, von den Russen verfolgt auf ottomanisches Gebiet unter den Vorwande, ein Asyl auf neutralem Boden zu erbitten. Die Polen wurden in der kleinen Stadt Balta, nahe bei der Festung Choczim aufgenommen und machten einen Ausfall, um eine russische Abtheilung anzufallen und sie durch ihren Rückzug das ottomanische Gebiet verletzen zu lassen.

Die Russen verfolgten in der That die Polen bis über die Grenze, steckten während der Verfolgung die türkische Stadt Balta in Brand, die ihrer Rache durch die Polen preisgegeben war. Diese scheinbare Flucht der verbündeten Polen und diese anlaßlose Brandlegung einer türkischen Stadt entzündete den Krieg mit dem Funken, den sie im vollen Frieden anfachten.

Der Divan schauderte; der Großvizir Hamza-Paschah, ein junger und feuriger Character, der auf Muhsinzade folgte, den man der Parteilichkeit für die Russen verdächtigte, ließ vor sich den Botschafter Katherina's, Obreskof berufen. Gegen alles Herkommen auf einem Divan sitzend, die Beine nachlässig auf dem Teppiche ausgestreckt, ließ Hamza den Gesandten in aufrechter Stellung seine Angriffe und Beleidigung anhören.

„Hier," sagte er, ein Papier aus seinem Busen ziehend, „der Vertrag, durch den sich Deine Souverainin verpflichtet, auf sechstausend Mann die Anzahl der Soldaten, die sie in Polen unterhielt, zu beschränken. Wie viel sind jetzt dort?"

„Dreißigtausend," entgegnete Obreskof.

„Verräther," versetzte der Großvizir, „Meineidiger, gestehst du so nicht Deinen Verrath ein? Erröthest Du nicht vor Gott und den Menschen über die Grausamkeiten, die Deine Landsleute in einem

freien Lande begehen? Haben nicht Eure Geschütze einen Palast des Tartaren-Khans zertrümmert?"

Obreskof wurde als Gefangener in das Schloß der sieben Thürme abgeführt. Der vor Kurzem in Ungnade gefallene kriegerische Krim-Gherai wurde wieder in seine Würde eingesetzt. Der Sultan berief ihn von Brussa, ließ ihn aufs Neue mit dem Säbel, Bogen und Köcher umgürten, schmückte ihn mit dem Reiherbusche und gab ihm ein Schlachtroß, die Insignien seiner Oberherrlichkeit. Vierzig abgeschnittene Köpfe der rebellischen Montenegriner, die an die Pforte geschickt waren, wurden als Siegeszeichen vor den Roßschweifen aufgehäuft.

War Uebergriff oder Mangel an Energie bei Hamza-Paschah Schuld, er wurde durch Mohammed-Emin mit dem Beinamen: der Sohn des Tücherkaufmanns ersetzt, welcher der Schwiegersohn des Sultans war. Der walachische Fürst Alexander Ghika, bestochen von Rußland, wurde abgesetzt und Gregor Ghika, welcher der Pforte ergeben war, statt seiner installirt.

V.

Eine ungeheure und einstimmige militärische Bewegung schien das Reich aus seiner langen Unthätigkeit zu reißen und weckte in wenigen Tagen den alten Patriotismus. Alles war Aufregung und marschirte gegen Adrianopel, wo der Sultan die Armee vor ihrem Abzuge die Revue passiren lassen sollte. Die Besitzer großer und kleiner Lehen, die nomadischen Yuruks, die Kinder der Eroberer, vierzehn Ortas der Janitschaaren, dreißig der Djebedjis, vier der Kanoniere, zwei der Toparabadjis, Tausende von Freiwilligen schienen unaufgefordert an die Grenzen Polens zu eilen. Hundertfünfzig Geschütze wurden vor dem Sultan auf dem schwarzen Meere eingeschifft, viertausend Spahis aus den asiatischen Provinzen setzten über den Bosphorus zu Scutari, vierzigtausend Mann schaarten sich als Vorhut in der Moldau, zehntausend mit Munition und Vorrath beladene Maulthiere zogen über die Gebirge; das See-Arsenal ließ zwei Kriegsschiffe mit dem glücklichen Namen: der Sieg und die Eroberung vom Stapel;

der von Raghib gefüllte Schatz lieferte und verschwendete Millionen Golddukaten für den Bedarf des Feldzuges; Schreiben wurden an die verbündeten Polen abgefaßt, um ihnen anzukündigen, daß sich das Reich auf ihren Anruf erhebe, und Friedensversicherungen wurden allen übrigen Mächten geleistet.

Der französische Gesandte, Herr von Saint-Priest, schickte den Baron von Tott in die Krim, um durch die Hände dieses Abenteurers, den man je nach Umständen anerkennen und verleugnen konnte, die Vorbereitungen des Tartaren-Khans, Krim-Gherai's zu lenken. Die verdächtigen Vermittlungs-Anerbietungen Preußens und Englands wurden von dem Großvizir höflich zurückgewiesen. Endlich, am 27. Jänner 1769 wurden die Roßschweife im Serail aufgepflanzt und die heilige Standarte am 20. März entfaltet, um unter ihrer Aegide den Sieg der Armee zuzuwenden. Der Vaterlands- und Glaubens-Fanatismus, entzündet durch die Beschimpfung der Russen zu Balta und durch den heiligen Eifer, den der Großvizir in den Muselmännern wieder erweckt hatte, gährte schon wie rasend in der Bevölkerung beim Anblicke der grünen Standarte des Profeten.

Der österreichische Gesandte (Internuntius), Herr von Brognard, der neugierig war, den Zug des Sangiak-Sherif zu sehen, hatte sich Tags zuvor mit den Offizieren seiner Gesandschaft, mit seiner Frau, seinen Töchtern und einigen Europäern in ein Haus an dem Kanonenthore begeben, wo der Zug vorüber sollte. Der Iman des Viertels, benachrichtigt, daß die ungläubigen Giaurs mit ihren Blicken die heilige Reliquie entweihen wollten, versuchte den Gesandten und das Gefolge aus dem Hause zu verjagen. Der Pöbel, der sich hinter ihm am Thore versammelt hatte, überhäufte mit Schimpf und Schande die Familie des christlichen Botschafters; die Soldateska, die sich unter den Pöbel mischte, bedrohte die Männer und Frauen und zwang sie, sich, wenn sie dem Tode entrinnen wollten, in die Behausung eines Armeniers, nahe am Friedhofe zu flüchten.

Der Gesandte und seine Familie verbrachten dort die Nacht, sie bestanden aber trotz der Gefahr darauf, dies religiöse und nationale Gepränge zu betrachten, traten vor Tagesanbruch in eine Barbierstube und glaubten sich dort hinter dem Gitter eines ebenerdigen Fensters

gegen die Blicke des Volkes gesichert. Der mißtrauische von dem Clerus aufgehetzte Pöbel sah und überfiel sie mit Spott und Beschimpfung. Ein fanatischer Emir mit grünem Turban, ein angeblicher Nachkomme Mahomet's, steigerte noch die Wuth der Menge, indem er mit Geberden des Schreckens vor der Bude hielt und schrie, daß die Giaurs durch ihre Blicke die Fahne des Profeten entweihten, und auf sie die Rache der gutgesinnten Muselmänner herabbeschwor.

Nach diesen Worten sprengt die Menge die Hausthüre, um diesen Frevel zu züchtigen, stürzt sich auf die Christen, die sich in die verstecktesten Winkel flüchten, reißt sie hervor, zerreißt ihre Kleider, schleift die Töchter und die schwangere Frau des Gesandten bei den Haaren, welche letztere wenige Tage nach dieser Schreckenscene stirbt; die Buden werden geplündert; mehr als hundert christliche Frauen werden geschändet und erwürgt und bedecken mit ihren Leichen die Umgegend des Kanonenthores. Die Janitscharen langen zu spät an, um den fanatischen Emiren ihre zahlreichen Opfer zu entreißen und die bestürzten Griechen vor dem Volksgemetzel zu retten. Die Wuth der von dem Aberglauben berauschten Emire war derart, sagt selbst der ottomanische Annalist, daß Mehre dieser Rasenden mit den Zähnen in die eisernen Gitterbarren bissen, die sie noch von anderen Opfern trennten; so gefährlich ist es, den schlummernden Fanatismus zu wecken, und so schrecklich sind seine Ausbrüche, wenn sich der Patriotismus hineinmengt.

Der österreichische Botschafter, ein Augenzeuge der Bemühung des Großvizirs und Sultans, den Pöbel und die Soldateska zurückzudrängen, klagte nicht die Regierung eines Unglücks an, an dem nur der Fanatismus die Schuld trug, und brachte bald darauf mit dem Bedauern Mohammend-Emin's die Zusicherung eines dauernden Friedens nach Wien. Der Baron von Thugut, der eine so zweideutige Rolle bei den Verhandlungen des Wiener-Hofes mit der Pforte spielen sollte, wurde von dem Fürsten Kaunitz nach Constantinopel geschickt, um dort den beschimpften Minister zu ersetzen.

VI.

Während dieser allgemeinen Erhebung der europeischen und asiatischen Türkei gegen die Russen zu Gunsten der verbündeten Polen ging der Khan der Krim, Krim-Gherai, mit hunderttausend Tartaren nach Balta, zog längs den Ufern des Dnieper hinan und überschwemmte das neue Serbien. Die südlichen Provinzen Rußlands geriethen darüber in Feuer und Flammen. Der Baron von Tott, ein aufgeklärter Militär und romantischer Schriftsteller, schildert in seinen Memoiren die Sitten und Gebräuche dieser Feuerbesen-Horden, der Abkömmlinge Timur's und Tschengis-Khan's:

„Die Nahrung" sagt er, „bestand in unter dem Sattel gar gerittenem Fleische wie das der Tartaren und des Khan, in einem gährenden Getränke aus Stutenmilch, der Hauptspeise der Tartaren, aus geräucherten Pferdeschinken, Kaviar, Butarga u. s. w. In seiner Eigenschaft als Gast trank aber Gherai das flüchtige Gold des Tokaiers in Tassen aus diesem kostbaren Metalle. Er hatte als Gewand Pelze aus weißen Wolfsfellen von Lappland, die mit Kaninchenfellen aus Siberien gefüttert waren, und wohnte unter einem Zelte, das er scherzweise ein Tartarenhaus nannte. Das des Fürsten, das mit Karmesin-Stoff ausgeschlagen war, faßte mehr als sechzig Personen; es war von zwölf anderen kleinen umgeben, wo seine Hausoffiziere wohnten, und diese dreizehn Zelte waren durch eine fünf Fuß hohe Mauer geschützt. Von der Höhe eines Erdhügels konnte der Khan mit Einem Blicke seine ganze Armee überschauen, die in zwanzig Colonnen marschirte und in deren Mitte sein Zelt war; vierzig Schwadronen zogen voraus, deren jede aus vierhundert Reitern bestand, vier Mann hoch und in zwei Reihen vertheilt war; an der Spitze jeder einzelnen sah man zwanzig Fahnen. Die große Fahne des Khan und die zwei grünen Standarten flatterten im Verein mit den Fahnen der Inad-Kosaken, die seit der Regierung Peter's des Großen aus dem russischen Reiche unter der Führung des Kosaken Ignaz desertirt waren, und von da an den Namen Ygnad oder Inad, nämlich: die Störrischen, erhalten hatten. Der Einfluß der

Letzteren bestimmte dann die Zaporogen-Kosaken, das Joch des Commandanten der Elisabeth-Festung abzuschütteln.

Die Tartaren entfalteten im Verlaufe dieser Expedition ihr unglaubliches Talent, um die Beute zu erhalten und zu überwachen, deren sie sich bemächtigt hatten. Ein Halbdutzend Sklaven, zwei Dutzend Ochsen, fünf oder sechs Dutzend Hammel wurden oft die Beute eines einzigen Mannes. Am Sattelbogen hängende Säcke enthielten Kinder, von denen man nur die Köpfe sah; ein Mädchen saß vor-, die Mutter hinter dem Reiter, der Vater und Sohn auf Handpferden, die Ochsen und Hammel trabten voraus; ein unermüdliches Auge wachte über dieser Beute und vernachlässigte sie nie. Uebrigens herrschte in dem Heere die strengste Mannszucht. Die Noghais hatten ein Kreuzbild gelästert und erhielten hundert Stockstreiche vor der Kirchenthüre, wo der Frevel verübt worden war; Andere, die ohne seine Erlanbniß ein polnisches Dorf geplündert hatten, wurden an den Schweif ihrer Pferde gebunden und zu Tode geschleift."

Einen Monat nach seiner Rückkehr von dieser Expedition starb Krim-Gherai an einer Vergiftung durch den griechischen Arzt Siropulo, den Agenten des Fürsten der Walachei. Vergebens hatte ihn Tott gegen den Vergifter geschützt; als er fühlte, daß sein Ende nahe sei, befahl er seinen Musikanten aufzuspielen und starb, umrauscht von den Melodieen eines Trauergesanges. Der Großvizir erhielt die Nachricht von seinem Tode zu Selymbria, dem zweiten Lagerplatze der türkischen Armee hinter Constantinopel. Sein Sohn, der schwächliche und blöde Dewlet-Gherai, wurde statt seiner durch den Divan zum Khan der Krim ausgerufen. Ein eisigkalter Winter, wie der, durch den die zahlreiche Armee Napoleon's bei dem Rückzuge von Moskau erstarrte, legte Eis und Schnee zwischen die Russen und Tartaren; doch die Provinzen des neuen Serviens waren nur mehr eine Wüste ohne Bewohner; vierzigtausend berittene Sklavenweiber folgten den Tartaren-Horden, die langsam in ihre Steppen zurückkehrten. Die Jüngsten und Schönsten wurden als Geschenke für die Großen nach Constantinopel, gleichsam als Sühnopfer für die Brandlegung und Plünderung Baltas geschickt.

Der Großvizir Mohammed-Emir, der diese Hilfstruppen zu

Bender erwartete, hatte für sie eine Schiffbrücke zum Uebergang über den Dniester schlagen lassen, um ihre Vereinigung mit ihm zu bewerkstelligen. Sie verachteten diesen künstlichen Weg der verweichlichten Völker des Occidents. „Seht", riefen sie, „wie die Tartaren über die Flüsse setzen," und, ihre Pferde in den Dniester hetzend, wo noch die Eisschollen des rauhen Winters trieben, erreichten sie schwimmend das jenseitige Ufer.

VII.

Die Invasion und das rasche Vorrücken dieser Landplage überraschte Katherina. Das entblößte Moskau zitterte bei dem Berichte von den dreihunderttausend Türken und Tartaren, die sich am Dniester in der Rache vereinigt hatten und auf dem Puncte standen, in der Moldau zu sengen und zu brennen.

Die Armee des Fürsten Galitzin, die nur aus fünfundzwanzigtausend Mann bestand, beeilte sich, nachdem sie fruchtlos versucht hatte, sich Choczims durch Bestechung des Paschahs, der in dieser Festung befehligte, zu bemächtigen, über den Fluß zurückzugehen und sich im Innern Polens zu befestigen. Diese Flucht der Russen erschien dem Großvizir als eine genügende Satisfaction für das Reich; er hörte schon auf die Friedensvorschläge Katherina's, als der Großherr über sein Zögern in Zorn gerathend, ihm den Befehl zuschickte, in Polen einzurücken. Hunderttausend verbündete Polen erwarteten ihn dort zur Befreiung ihrer unglücklichen Heimat; die dreihunderttausend Türken, die ohne General, ohne Verwaltung und ohne Mundvorrath waren, rückten in die Moldau ein, um sie zu verheeren und dort selber in großer Anzahl durch Hunger und Krankheit in Folge der Unerfahrenheit des Großvizirs zu Grunde zu gehen.

Während er persönlich im Lager zu Bender unentschlossen über die Richtung, die er seinen Armeeen geben sollte, blieb, bat der Graf Potocki, der Gesandte der verbündeten Polen, um das Einrücken eines Hilfscorps in Polen. Mohammed-Emir, ein besserer Redner als Soldat, erwiederte in voller Divansversammlung mit einer heroischen Ansprache die feierliche Anrede des polnischen Sprechers.

Nachdem er, zufolge dem Geschichtschreiber Wassif, Polen seine Wankelmüthigkeit, seine abwechselnde Demüthigung vor seinen Nachbarn und seine Langsamkeit in der Vertreibung der Russen vorgeworfen hatte, sagte er:

„Was mich betrifft, so werde ich getreu meiner Mission weder jetzt, noch später, weder Sommer noch Winter, nachlassen, den Feind überall zu verfolgen, wo ich ihn betreffen kann, um ihn mit meinem sieghaften Säbel zu vernichten; ich bin der Schwiegersohn und Sohn Seiner Majestät, des Herren der Welt, deren Harmonie durch ihn festgehalten wird; ich bin sein Serdar und sein anderes Ich; ich bin in meinen Expeditionen ein zweiter Alexander, der Meister des Krieges; mein Marsch ist rascher als der Blitz; wenn Eure Freundschaft rein und von aller Ungewißheit frei ist, so lasset Eure Republik wissen, daß sie als Auserwählte alle Polen bei Seite stelle, welche den Feind nicht verfolgen. Was Dich betrifft, so halte Dich mit den Deinigen fertig, dem Mohammed-Paschah von Rumelien, dem ernannten Seraskier in Polen über den Dniester zu folgen."

„Fürchtet Nichts", fuhr er zu seinen Paschahs gewendet fort, die sich über die Hungersnoth und über die Krankheiten, die durch die Miasmen des Flusses entstanden, beklagten, „mein Namen ist Emin! nämlich der Namen des Engels Gabriel, der Ueberbringer guter Nachrichten, und das Gestirn des Padischah wird nicht über seinem Haupte erbleichen."

Er ließ dann unter Einflußnahme der verbündeten Polen, die ihn die Geißel des Krieges ihrer Heimat nannten, ein Manifest gegen Polen an den König und an den Landtag abfassen. Man kam überein, daß sechzigtausend Türken Polen überschwemmen sollten, um sich mit den Verbündeten gegen Poniatowski und die Russen zu vereinigen.

VIII.

Mittlerweile hatte sich Fürst Galitzin durch dreißigtausend Mann verstärkt, war aufs Neue gegen Choczim vorgerückt und hatte es bei Annäherung einer Abtheilung der Armee des Großvizirs aufgegeben. Stolz über diesen Rückzug der Russen und lüstern, sich die Ehre da-

von zu vindiziren, wagte der Paschah von Choczim, Kahreman-Paschah im Lager von Bender zu erscheinen, um den Glückswunsch des Serdars darüber hinzunehmen.

Als dieser Verräther vor dem Zelte vom Pferde stieg, wurde er mit anscheinlicher Achtung von den Offizieren des Großvizirs umringt, entwaffnet und geknebelt. Sein Stallmeister, der seinen Herrn vertheidigen wollte, schoß mit einer Pistole den Mattenwächter nieder; tausend Dolchstöße durchbohrten alsogleich den Diener und den Herrn, und die Schätze des Paschahs von Choczim wurden unter die Opfer seiner plündernden Habsucht vertheilt.

Kaum hatte Mohammed-Emin so ein Verbrechen gerichtet, so richtete auch der Sultan seine Unthätigkeit. Eine allgemeine Anklage der Armee beschuldigte ihn eines unfruchtbaren Feldzuges, dessen ganze Ehre bisher auf Rechnung eines einzigen Mannes, Moldovandji-Paschah's gebracht werden müsse. Mustapha III. schickte seinen zweiten Stallmeister Feizibeg mit dem Befehle in das Lager, den Großvizir abzusetzen und ihn mit dem Moldau-Fürsten Callimachi und dem Dolmetsch der Pforte Drako nach Adrianopel zu bringen. Sie wurden dort bei ihrer Ankunft enthauptet. Der nach Constantinopel geschickte Kopf des Großvizirs wurde auf einem silbernen Becken vor dem Serailsthore mit einer Schrift ausgestellt, auf dem die Menge mit Befriedigung seine angeblichen Verbrechen las:

„Hier ist der Kopf des früheren Großvizirs Mohammed-Emin, dessen Hochmuth daran Schuld war, daß er den Feind nicht angriff, der seine Zeit in müssigem Hin- und Hergehen verloren hat, der die Armee um die Lebensmittel beeinträchtigt und dem Tartaren-Khan vor Choczim den nöthigen Beistand verweigert hat; der zu viel Vertrauen auf den Dolmetsch der Pforte, der vor Kurzem enthauptet wurde, setzte, und der enthauptet worden ist, wie er es verdiente.“

Zur Seite des Kopfes des Moldau-Fürsten, der neben seinem Leichnam und zwischen seinen Beinen lag, las man Folgendes:

„Dieser Kopf gehörte dem verworfenen Gligori Callimachi, Woiwoden der Moldau an, der sich hundert Beutel zugeeignet hat, die zur Beischaffung von Lebensmitteln bestimmt waren, und der das Reich verrieth.“

Neben dem Kopfe des Dolmetsches der Pforte, der hinter seinem Leichnam lag, las man:

„Das ist der Kopf des Dolmetsches und Rayas Nicolaus Drako, der wegen Verrathes und geheimen Einverständnisses mit dem Woiwoden der Moldau enthauptet wurde."

Das einzige Verbrechen des unglücklichen Mohammed-Emin war seine Unfähigkeit, eine so furchtbare Armee, die er mit einer des ehemaligen Patriotismus seines Stammes würdigen Energie zu werben verstand, zu führen. Die Verbrechen Callimachi's und Drako's lagen nur in dem Vertrauen, das der Großvizir in sie setzte.

IX.

Die Stimme der Armee und des Volkes ernannte Ali-Moldovandji, den Befreier Choczim's statt dem enthaupteten Großvizir. Er war von dunkler Herkunft und sein erstes Gewerbe erbärmlich: Anführer einer Räuberbande, welche die Moldau verheerte, verkaufte er auf dem Sklavenmarkte von Constantinopel die ihren Familien geraubten Töchter, um aus ihnen Metzen für die Kasernen zu machen. Er trat in das Corps der Bostandjis ein, wurde wegen seiner Tüchtigkeit Bostandji-Baschi, Statthalter von Rumelien und Vizir, sein militärisches Talent, seine Spürkraft im Rathe, sein rasches Handeln machten ihn zum Abgotte der Armee.

Als er endlich durch den Tod Emin's mit der höchsten Gewalt betraut war, führte er die ottomanische Armee und die Tartaren über die Donau und den Dniester, die durch die Frühlingsregen angewachsen waren. Das Austreten dieser Flüsse überraschte ihn inmitten des Truppen-Ueberganges. Sechzigtausend Russen, die in den Choczim umliegenden Waldungen die hastige Bewegung des neuen und allzu zuversichtlichen Vizirs ablauerten, vernichteten vor den Mauern dieser Stadt die Vorhut der Armee, während der Fluß das Centrum unter den stürzenden Brücken verschlang und die bestürzte Nachhut gegen die Donau flüchtete. Choczim öffnete seine Thore Galitzin; die ottomanische Armee verschwand ebenso schnell, als sie auf dem Boden des Reiches entstanden war. Die Russen deckten unter dem Commando

Romanzof's, des geschickten Nachfolgers des glücklichen aber schwachen Galitzin, mit ihrer dreimal stärkeren Armee die Moldau und Walachei. Moldovandji, bestraft für einen Fehler der Armee und für die Elemente, wurde abgesetzt und zum geringen Posten eines Commandanten der Dardanellen-Schlösser verdammt. Kalil-Paschah, der verdienstlose Sohn des ehemaligen Vizirs, Stallmeister des Sultans, dann Statthalter von Rumelien, wurde im Wege der Gunst zur Divans-Herrschaft berufen.

Während er aber über die Ausrüstung einer zweiten Armee und über die Rache gegen die Moldauer und Walachen nachsann, die rasch mit den Cultusverwandten Russen Romanzof's fraternisiren wollten, entstand ein noch verrätherischer und mächtiger Gedanken im Rathe Katherina's **II.** und verwandelte in einen Bürgerkrieg und in eine allgemeine Bewegung des ottomanischen Reiches den Grenzkrieg, den Romanzof für sie an der Donau führte. Wir sprechen von dem griechischen Aufstande des Pelopones, der durch das Gold und durch die Waffen Rußlands geschürt wurde und als Hilfsmittel die edelsten Instincte des unterjochten Menschen, die Religion und Freiheit nahm und in den Gebirgen Spartas und in den Wäldern des Pindus die Zerstücklung der Inseln und des griechischen Festlandes, das durch Europa von dem ottomanischen Reiche losgelöst war, um es Rußland zuzuwenden, vorbereitete.

Von dieser Epoche und nicht von dem angeblichen Testamente Peter's des Großen datirt in dem Cabinete von Petersburg der Plan, das ottomanische Reich um seine äußersten Enden, Griechenland und die Krim zu verkürzen, über den Kaukasus zu gehn, Persien zu überschwemmen, Griechenland aufzuwiegeln und Constantinopel zu umzingeln, wie es die Türken mit Byzanz gethan hatten, bis das Reich, durch religiöse Bewegungen im Mittelpunkte unter dem Throne der Ottomanen erschüttert, den Moskowitern endlich das Gebiet, die Meere, Inseln, Ebenen und die Hauptstadt des Orients preisgab. Der Stamm und die Religion waren im Rathe Katherina's nur die angeblichen Vorwandspuncte des Ehrgeizes und Ruhmes; denn zur selben Zeit, da sie den Gedanken faßte, das christliche Griechen-

land zu emanzipiren, führte sie ohne Heuchelei und Reue die erste Theilung der stückweise unterjochten christlichen Sarmaten aus.

Wenn die Geschichte Zweifel haben könnte, daß der Gedanke der Vernichtung der Türken in Europa und Asien, ausschließlich politisch war, würde es genügen zu sehen, wo und durch wen dieser Gedanke in der modernen Welt zum Durchbruch kam. Entstanden an einem skeptischen Hofe in Rußland, ermuthigt durch einen atheistischen Souverain in Preußen, begrüßt von einem philosofischen Kaiser Josef II. zu Wien, in Frankreich beifällig aufgenommen in den Correspondenzen Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's und aller antichristlichen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, wurde er bei Katherina ein nachhaltiger Gedanke für ihre Nation und für ihr Gedächtniß; er war für Friedrich II. ein Gedanke, in Polen eine mächtigere Ausdehnung zu gewinnen; für Josef II. eine Schmeichelei gegen die Kaiserin von Rußland, um seine Usurpation bei dieser Theilung zu vergrößern; endlich für Voltaire und für die französischen Philosofen ein Civilisations-Gedanke, der dahin abzielte, durch die Hand der Semiramis des Nordens die Moscheen Mahomet's im Orient und durch dieselben Hände im Occident die Altäre Christi zu zerstören.

Das waren in Wahrheit die eigentlichen Triebfedern der russischen Propaganda im Pelopones; die Philosofie entflammte mit eigener Hand dort den Fanatismus, um die Freiheit zu erwecken. Es war nicht mehr die Religion, welche die Türken dem europeischen Geiste feindselig gegenüberstellte, es war die Civilisation Katherina's II., die sich stellte, als ob sie diese Reiche vertrete und dem Orient den Genius Europas öffnen wollte, sich Popularität unter der dem Christenthum feindlichen Philosofie errang, während sie sich eifrig um die Popularität unter den abergläubischen Griechen bewarb.

X.

Die Gesinnung der Griechen des Pelopones war wie geschaffen für diesen Betrug. Die Toleranz der Türken selber, die ihnen zur Zeit der Eroberung ihren Namen, ihre Religion, ihren Partriarchen, ihre Priester, die Municipal-Verfassung, ihren Boden, Städte und

Dörfer und den Handel beließ, hatte dazu beigetragen, in dem National-Geiste jenes Lebensprinzip zu erhalten, das die Unterdrückung durch Jahrhunderte fesselt, das es aber nicht so vernichtet, daß sich sein eroberter- nicht mit einem Eroberer-Stamme vermischen könnte. Ein vaguer Instinct, der seinen Ausdruck in einer Volks-Profezeihung fand, die von der Einnahme Constantinopels datirte, ließ die Griechen glauben, das ottomanische Reich werde durch eine Nation von Menschen mit blonden Haaren zerstört werden, und diese blonden Menschen, die vom schwarzen Meere kämen, wären die Wiederhersteller Griechenlands.

Die Russen unter Elisabeth erkannten während des ersten Krieges Munich's in der Krim nachgerade die geheimen Hilfsgenossen, welche ihnen die Religions-Gemeinschaft und unsichere Freiheitshoffnungen mitten im ottomanischen Reiche warben. Elisabeth begünstigte die ersten Einwanderungen von Griechen nach Rußland; ihre Agenten besuchten unter einem religiösen Vorwande die griechischen Klöster des Berges Athos, der Thebaide des ottomanischen Reiches. Hier bieten Klöster auf steilen Felsen, die mit unzugänglichen Schluchten als Festungen des Volksgewissens erbaut sind, seit der Eroberung und unter dem Schutze der Sultane, einer zahlreichen Bevölkerung von Mönchen ein Asyl, bei denen der Nationalismus ebenso lebhaft als die Religion ist. Eine eigentliche Alpen-Republik, der Tradition zu Folge den Ottomanen als unantastbar geltend, der Mittelpunct der griechischen Wissenschaft, die Hochschule der Theologie, die Pflanzschule der Bischöfe und Patriarchen, verbreitet der Berg Athos rasch über ganz Griechenland Priester, Pilger, Missionäre, Gelehrte und Bettelmönche, die zeitweise wie die alten Profeten vom Gebirge niedersteigen, um ihre Lehren und Meinungen auf dem Festlande und auf den Inseln an Mann zu bringen.

Ein russischer Priester begab sich, nachdem er als geheimer Agent Elisabeth's den Berg Athos besucht hatte, in die Gebirge von Maina, eine Gruppe von Hügeln und Thälern, die gegen das adriatische Meer und den Archipel hin das Vorgebirge des Archipels bilden, und wo eine Bevölkerung, die von den Spartanern abstammt und sich gegen die Sklaverei auflehnt, die wilde Energie ihrer Vorfahren bewahrt.

Dieser Priester unterrichtete die bewaffneten Hirten von Maina, daß ein großes Volk, das ein Freund ihres Stammes und von der Vorsehung erweckt sei, in den Wüsteneien des Nordens sich zur nämlichen Religion wie sie bekenne und darauf losgehe, ihnen die einstige Unabhängigkeit wiederzugeben. Die Keime dieses russischen Einflusses trieben rasch in den Gebirgen Frucht; die Sklaverei macht abergläubisch, und die Cultur-Gemeinschaft bei abergläubischen Stämmen ist ein schweigsamer Allianz-Vertrag, der nicht geschrieben zu sein braucht, um heilig zu bleiben.

XI.

Kaum war Katherina II. durch die Hand ihres Günstlings Orlof auf dem Throne befestigt, als sich der Gedanke, die Griechen zu insurgiren ihrem nach Größe lüsternen Geiste als ganz besonders geeignet darstellte, um ihre Usurpation in den Augen der Russen populär zu machen und gleichsam zu heiligen, da sie ihrem bisher profanen Ehrgeize ein religiöses Ziel im Oriente zeigte. Er wurde ihr von einem griechischen Abenteurer eingegeben, der Artillerie-Offizier bei ihren Truppen und ein intimer Freund Orlof's war. Dieser aus Thessalien gebürtige Grieche hieß Gregor Papas-Oghli, nämlich Gregor, der Sohn des Papas oder Priesters. Orlof schickte ihn nach Thessalien, um die Gesinnung seiner Landsleute auszuforschen; er rüstete für ihn unter einem Handels-Vorwande zwei Fahrzeuge aus, die mit den reichsten Geschenken für die Kirchen des Pelopones befrachtet waren. Die vorzugsweise politische Mission des Emissärs Orlof's hatte jenen Erfolg, den man immer von einem habsüchtigen und unterjochten Volke erhält, wenn man ihm Gold und Waffen in Einer- und derselben Hand liefert, um es zur Unabhängigkeit aufzufordern.

Papas-Oghli kam nach Petersburg zurück, um Orlof durch die Aussicht auf eine rasche und allgemeine Insurrection seiner Heimat anzufeuern. Doch Orlof, der während der Abwesenheit seines Emmissärs gewagt hatte, seinen Ehrgeiz bis zum Throne zu steigern und die Hand seiner Gebieterin anzustreben, war durch diese übergriffige Kühnheit zum Range in Ungunst verfallener Günstlinge gesunken, die

zwar nicht die Macht, aber doch die Liebe ihrer Gebieterin einbüßen. Er träumte von einem Königreiche für seine Person im Oriente als Ersatz für jenes, das im Norden verweigert wurde. Die Kaiserin, die schon aus ihrem ersten Geliebten einen König von Polen gemacht hatte, schmeichelte sich mit dem Gedanken, ihren zweiten Günstling zum Könige von Griechenland zu machen. Sie ermächtigte ihn bald nach dem Kriegsausbruche am Dniester mit den Türken, auf dem adriatischen Meere eine See-Expedition und eine Landung vorzubereiten, um versuchsweise Morea zu insurgiren und sein persönliches Glück an die Unabhängigkeit der griechischen Nation zu setzen.

Schon seit einigen Jahren durcheilte ein junger griechischer Mysterien-Mönch die Gebirge der Montenegriner, eines ungebändigten Stammes von Albanien, der von einem Bischofe beherrscht wurde. Dieser unbekannte Mönch, Namens Stephano, ein Schützling des Bischofs, gefolgt von einer Schaar bewaffneter Leute, gab sich selber für den Kaiser von Rußland aus, der auf wunderbare Weise dem Dolche seiner Mörder entronnen sei und sich in diese Berge geflüchtet habe. Verschwenderisch mit Versprechungen, Vorspiegelungen und Geschenken, zu denen ihm Rußland die Vollmacht gab, predigte er offen den Aufstand gegen die Türken. Von den Bergen mit einer bewaffneten Bande in die Umgegend Cattaros auf venezianisches Gebiet, das an das türkische Albanien grenzt, niedersteigend, wiegelte er dort die griechischen Unterthanen der Republik Venedig auf und suchte den Krieg zwischen den Venezianern und Türken anzufachen. Die Republik unterdrückte diesen Versuch. Stephano ging mit seinen Banden wieder nach Ober-Albanien und knüpfte ein Einverständniß mit Servien und Bosnien an. Die Bewohner der Berge von Chimera verbanden sich mit ihm. Da der Paschah von Bosnien ihn durch einen Capidji erdrosseln lassen wollte, ließ Stephano, der von der Mission des Capidji benachrichtigt war, ihn lebendig eingraben, konzentrirte und befestigte sich auf den Gipfeln der Acroceraunier- oder Sturmberge, wo die Quellen des Acheron und Cocytus entspringen, und welche die Heimat der Mirmidonen, der Soldaten des Achilles sind.

Zwölftausend Albanesen, unter Führung der Paschahs dieser Ländereien, warfen sich in die Acroceraunier-Berge, um deren Felsen

zu erklimmen und dort die Insurrection im Keime zu ersticken. Dreihundert Köpfe von Empörern wurden nach Constantinopel geschickt. Stephano, der von Schlucht zu Schlucht irrte, entkam den Türken und blieb versteckt in den Bergen von Chimera, um dort die von Papas-Oghli verheißenen Tage abzuwarten. Die Griechen vom ganzen Pelopones, die von den Albanesen entwaffnet und geplündert wurden, unterwarfen sich den Unterdrückern und flüchteten sich auf die venezianischen Inseln.

XII.

Mittlerweile vereinigte Papas-Oghli, von Petersburg nach Griechenland zurückgekehrt, nachdem er die zwanzig Maina-Dörfer besucht hatte, um mit den kriegerischen Spartiaten-Söhnen die Empörung ihres Volkes Angesichts der russischen Segel abzukarten, zu Triest die bedeutendsten Revolutionäre von Morea, um schon vorwegs eine allgemeine Bewegung Griechenlands anzuberaumen. Alexis und Theodor Orlof, zwei Brüder des Günstlings, kamen nach Venedig zu Ende des Jahres 1768 unter dem Vorwande, Italien zu bereisen. Alexis Orlof, der Kühnste und Verbrecherischste seiner Familie, bot seine Hand an, um Peter III. zu erdrosseln; Theodor, der Jüngste und Verweichlichtste von fünf Brüdern, war tauglicher für die Diplomatie und Wissenschaft als für den Krieg. Ein junger Edelmann aus der Ukraine, Namens Tamara, die Hauptstütze der russischen Agitation in Albanien, Papas-Oghli und eine große Anzahl junger russischer Offiziere, die sich von Vorneherein auf den Küsten Italiens und Griechenlands verbreitet hatten, begaben sich zum aufständischen Congreß der beiden Orlofe.

Während sie zu Venedig die Fäden ihrer Intriguen bezüglich des Pelopones knüpften und lösten, wurden Lebensmittel, Sold, Munition, Waffen und militärische Instructionen allnächtlich von ihnen an die Küsten befördert.

XIII.

Zu dieser Zeit lief das erste Geschwader von sieben Linienschiffen, vier Fregatten und zahlreichen Transport-Fahrzeugen, bemannt mit fünfzehnhundert Leuten, aus Kronstadt im Monate September 1769 aus, um über die Ostsee hinwegzukommen, bevor Eisschollen die Zufahrt zu den Küsten dieses Meeres verrammelten. Orlof, der frühere Günstling, ließ, um die Türken zu täuschen, das Gerücht verbreiten, dies Geschwader habe die Sendung, im kommenden Frühjahre auf der Ostsee zu kreuzen, um die Schweden einzuschüchtern. Der Admiral Spiritof, ein alter russischer Seemann aus der Schule Peter's I. befehligte es. Viele griechische Soldaten, die auf den Inseln des Archipels angeworben waren, wurden unter die russischen Matrosen gereiht.

Dieser Flotte folgte unverzüglich eine zweite See-Expedition mit zehn Schiffen, Fregatten oder Corvetten, deren Capitän ein Schotte, erfahren in der Seefahrt und im Kriege, Namens Elphinston war. Seine alte Erfahrung beschönigte nicht vor der Kaiserin Katherina seine Verachtung für die gebrechlichen Fahrzeuge und die Neulings-Matrosen, die man ihm anvertraute.

„Ich kenne nur die ottomanische Flotte, die ebenso schlecht ausgerüstet und befehligt ist, wie die Eure", sagte er zu der Kaiserin.

„Beunruhigt Euch nicht deßhalb", entgegnete die hochmüthige Katherina. „Die Unwissenheit der Russen stammt noch von der Jugend; die der Türken ist das Gebrechen des Alters ihrer Marine."

Die beiden vereinigten Geschwader überwinterten in den englischen Häfen der La Manche. England zeigte sich, obgleich es ihr Ziel absah, und trotz dem Interesse, Rußland von seinen Meeren abzuhalten, der Expedition aus Opposition gegen Frankreich geneigt, von dem es wußte, daß es die Türken begünstigte.

XIV.

Alexis Orlof hatte seinen Insurrections-Plan in Griechenland beendigt, als Anfangs November 1769 die russischen Geschwader an

der Küste des Peloponnes erschienen. Das ganze Mittelmeer kam in Aufruhr beim Anblick der Flagge, die Europa umfahren hatte, um den Bürgerkrieg in das Herz seiner Provinzen zu werfen. Man verglich Orlof mit Hannibal, als er das afrikanische Meer durchschiffte, um in Spanien zu landen, und in Spanien seine Armee wieder einschiffte, um die Römer auf den Lagerplätzen um Rom herauszufordern.

Schon aber machten die Niederlage Mohammed-Emin's und Moldovandji's zu Bender und Choczim, die russische Invasion in der Krim, die Einnahme Azofs, die Besitznahme der Moldau und Walachei durch Romanzof, zufolge dieser ungeheuren Erfolge, die Russen für die See-Expedition der Orlofe theilnahmslos.

Theodor Orlof warf, nachdem er lange Zeit im adriatischen Meere gekreuzt hatte, um durch seine Flagge den zögernden Aufstand des griechischen Festlandes hervorzurufen, im Februar 1770 im Golfe von Coron, am Fuße der steilen Gebirge der alten Spartaner Anker. Die beiden Mauromikali, die Väter jener großen Manioten-Führer, die wir in unsern Tagen ihre Dörfer für die Freiheit ihrer Heimat empören sahen, stiegen an die Küste nieder, um sich mit Theodor Orlof zu verständigen. Sie weigerten sich aber dennoch, die Landsleute aufzuwiegeln, bevor ihnen nicht eine Stadt und ein Hafen an der Küste, die von den Russen genommen wurden, einen festen Stützpunkt und eine sichere Zuflucht gegen die Rache der Türken böte. Sie bezeichneten ihm die Stadt und die Citadelle von Coron.

Die kleine Anzahl der landenden Russen war nicht ausreichend, daß Orlof diese Bürgschaft den Manioten leisten konnte.

XV.

Während dieser Conferenzen am Bord des Geschwaders zwischen Theodor Orlof und den Mauromikalis, durcheilte der Bischof von Montenegro, das Kreuz in der Hand, die Küstenstädte, forderte zum Morde der Türken auf und versprach zwei Zechinen für jeden Kopf der Tyrannen. Der griechische Primas Benaki, ein Russenfreund, versammelte zu Calamata die Verschwornen aller Districte und warf im Einverständnisse mit Orlof drei Insurgenten-Colonnen in die drei

Berggruppen des Pelopones, wo die unentschlossenen Bewohner noch zwischen dem Schrecken der Türken und dem Argwohn gegen die Russen schwankten. Die Legion von Sparta, bestehend aus einem Häuflein von Russen, Insel- und Bergbewohnern, stieg in das Eurotas-Thal nieder, überrumpelte die moderne Stadt Misistra, die auf den Trümmern von Lacedämon erbaut war, erwürgte und kerkerte dort die türkischen Familien ein.

Theodor Orlof belagerte während dieses Einfalles die Citadelle von Coron, die nur schwach von einer Handvoll Türken vertheidigt wurde. Mit Ausnahme der Küsten-Festungen hatten sich alle ottomanischen Abtheilungen, die im Pelopones zerstreut waren, auf Befehl des Paschahs auf die Central-Stadt Tripolizza geworfen, aus der Epaminondas die Hauptstadt von Griechenland machen wollte. Der Paschah, der selber im Golfe von Argos in der unüberwindlichen Stadt Napoli von Romania abgeschlossen war, betrieb durch seine Depeschen die Ausrüstung der ottomanischen Flotte, um den Archipel und das adriatische Meer von den russischen Geschwadern zu säubern.

Der ganze Pelopones kam beim Rufe der Freiheit, Nationalität, Religion unter den Schritten der Russen in Aufregung. Die vierhunderttausend Griechen, die Constantinopel bewohnten, verbargen kaum ihre Freude bei dem Aufrufe dieser nordischen Macht, die vom Himmel auf die Gebirge ihrer Heimat herabgestiegen war. Alle Jene, die zwölf Millionen stark, die Inseln und Küsten des schwarzen-, Marmora- und mittelländischen Meeres von Azof bis Trapezunt, von da bis Smyrna und weiters bis an den Fuß des Libanon bevölkerten, wandten unabläßig ihre Blicke gegen diese Meere, um den einzigen Trost sklavischer Völker, den Wechsel der Tyrannen heibeizuflehen.

Missolongsi, Corinth und Athen rüsteten sich heimlich auf den Ruf ihres Primas, um überall bei dem ersten Gerüchte von der Annäherung der Russen in ihren Districten, die *sizilianische Vesper* Griechenlands zu vollziehen. Die Bewohner des Berges Ida, der Insel Creta stiegen zehntausend Mann stark bewaffnet an die Küste nieder, um ihre Kerkerwächter in ihren Städten zu belagern. Die venezianischen Inseln selber des adriatischen Meeres schüttelten heftig das

Joch der Republik ab und erbaten Geschütze von den Russen, um die in ihrer Festung abgesperrten Venezianer zu vernichten.

XVI.

Nun vergifteten aber schon Mißverständnisse, Vorwürfe und Heftigkeiten im Pelopones die falsche Eintracht der Griechen und Russen. Die geringe Anzahl der Landungstruppen und die Ohnmacht der Russen vor den schwachen Mauern von Coron entmuthigten die Manioten; sie sahen in den Russen eher Aufhetzer als Stützen eines Aufstandes, dessen Buße zunächst allein die Kinder Griechenlands treffen würde.

„Du verwüstest unsere Ländereien, kompromittirst unsere Familien", sagte Mauromikali zu Theodor Orlof, „und Du verstehst selbst nicht die Mauern einer Festung zu brechen, noch unsere Feinde zu tödten! wenn Du, wie Du behauptest, zu Deiner Verfügung zahlreiche Heere Deiner Gebieterin hättest, wärest Du deßungeachtet ein Sklave und ich das Oberhaupt eines kleinen, aber ungebändigten und freien Volkes. Wäre ich auch der Letzte meines Volkes, so hätte mein Kopf doch einen höheren Preis als der Deine."

Mauromikali legte bei diesen Worten Hand an seine Pistolen und wollte Feuer auf Orlof geben, als sich die Feldherrn zwischen die beiden Führer warfen. Alexis Orlof, eifersüchtig darauf, daß ihm sein Bruder zuvorgekommen sei, segelte endlich von der italienischen Küste mit sechs Schiffen und vier Fregatten ab und vernichtete im Golfe die Stadt und den Hafen von Navarin, das bald darauf das Grab der ottomanischen Marine werden sollte, die durch die unvorhergesehene Coalition der Mächte zu Grunde ging, die sie in unseren Tagen wieder zum Aufschwung bringen wollten.

Die Anwesenheit des Alexis flößt den Griechen Vertrauen ein: sie bedrohen Tripolizza, sie belagern im Vereine mit den Russen Modon, die ganze Küste des adriatischen Meeres widerhallte von ihrem voreiligen Unabhängigkeits-Rufe, als die Albanesen, die erbitterte Meute der Ottomanen von der Höhe von Epirus auf den Pelopones stürzen, Missolonghi in Brand stecken, dessen von den Russen preis-

gegebene Bevölkerung sich in Barken gegen die venezianischen Inseln flüchtet. Alles, was sich nicht durch die Flucht retten kann, wird von den Albanesen niedergemetzelt; Patras, der von ihnen in der Charfreitagsnacht überfallen ist, wird vor seinen Altären erwürgt.

Die Albanesen, die dann über die Landenge von Corinth setzen und den Weg nach Tripolizza einschlagen, kommen in dem Augenblicke vor die Mauern dieser Stadt, als die dreitausend Spartiaten von Misistra unter Führung der Russen bei dieser Hauptstadt anlangen. Sie stürzen sich auf das kleine lacedämonische Heer von Psara, erwürgen dreitausend Manioten, verproviantiren die Citadelle von Tripolizza, säubern die Stadt durch die Hinrichtung aller Griechen, die des Einverständnisses mit den Orlofs verdächtigt sind, lagern zehntausend Mann stark in der Ebene von Tripolizza und machen sich fertig, von hier aus ihrer Central-Stellung gegen Navarin, Modon oder Misistra zu eilen. Mohammed-Paschah, der frühere Großvizir, der sie befehligte, ein ebenso ausharrender als ungestümer General, je nachdem sich die Gelegenheit bot, wartete in diesem von der Natur befestigten Becken den Moment ab, da die ottomanische Flotte, die aus den Dardanellen aus und um das Matapan-Cap, das Vorgebirge des griechischen Festlandes an der Einmündung des adriatischen Meeres die russischen Geschwader in den Golfen von Novara und Modon bloquiren würde; seine Albanesen, die sich zur selben Zeit auf die in ihr eigenes Netz gefallenen Russen stürzten, vernichtete sie an der Küste und auf den Schiffen.

XVII.

Das russische Geschwader des Schotten Elphinston, der vor Kurzem aus England kam, fuhr in den Golf von Misistra, zur selben Zeit als sich die ottomanische von Hassan-Paschah befehligte Flotte im Osten des Pelopones den russischen Beobachtungs-Vedetten auf den Gebirgen zeigte. Die Albanesen von Tripolizza, die gleichzeitig durch ihre Wachposten von den türkischen Segeln, die den Archipel bedeckten, benachrichtigt wurden, stürzen aus der Schlucht von Nizij auf die Ebene von Coron.

Mauromikali, der seinen Zorn dem Patriotismus unterordnet, vertheidigt mit seinen Spartiaten den Engpaß von Nizij gegen zehntausend Albanesen. Er wird endlich im letzten noch unbeschädigten Hause des Marktfleckens, wo er mit zweiundzwanzig Gefährten gegen ein Heer kämpft, überwältigt; diese fallen Einer nach dem andern durch die Kugeln der Türken; er selber stürzt mit seinem Enkel und tritt erst mit seinem Falle die Schwelle ab. Die Albanesen wundern sich, daß sie in dieser Veste nur einen Greis und ein Kind, Mauromikali und seinen Enkel finden, die sich würdig der Abstammung von den dreihundert Thermopylen-Streitern zeigen.

XVIII.

Die Albanesen sind endlich Herren dieses Engpasses, brechen in die Maina-Ebene heraus und rücken gegen Modon vor, um die Blokade der Stadt aufzuheben. Die Russen werden in ihren Batterieen überfallen und ziehen sich in wilder Flucht nach Navarin zurück, auf ihren Gewehren den verwundeten Commandanten tragend. Die Griechen der benachbarten Ländereien, die vor dem Feuer und Schwerte der Albanesen flüchten, drängen massenhaft mit Weibern, Kindern und Heerden gegen die Mauern von Navarin und flehen die Russen an, ihnen die Thore zu öffnen, um vor dem Gemetzel gerettet zu werden.

„Ihr habt uns versprochen uns frei zu machen," rufen sie unter den Wällen dem in der Stadt abgesperrten Alexis Orlof zu, „wir bitten Euch nur um das Eine, uns gegen den Tod zu schützen."

Alexis bleibt taub. Dies asyllose Volk sucht sich auf den Wellen zu retten. Es wirft sich in sämmtliche Küstenbarken und flüchtet ohne Waffen und Mundvorrath auf die nackte Klippe von Sphacteria, die von der Rhede durch die Wogen getrennt ist. Die fünftausend Opfer der Unmenschlichkeit Orlof's gehen langsam durch Hunger und Kälte zu Grunde, umgeben, wie der griechische Bericht meldet, von den schwimmenden Leichen ihrer Weiber und Kinder, welche die Fluth von beiden Gestaden wegtreibt.

XIX.

Alexis Orlof, der es nicht versucht, Navarin länger, als er zur Einschiffung der Russen braucht, zu vertheidigen, flüchtet mit Benaki, Papas-Oghli und einigen griechischen Primaten auf die Schiffe, läßt die unterminirten Befestigungen von Navarin in die Luft fliegen und segelt gegen das Cap Matapan, um sich dort mit Elphinston und seinem Bruder Theodor Orlof zu vereinigen, deren Geschwader gegen die türkische Flotte trieben, die im Archipel signalisirt ist. Zwanzigtausend griechische Familien aus dem Innern und von der Küste suchen auf den venezianischen Inseln ein Asyl. Der Paschah, der die Rache der wilden Albanesen im Zügel hält, schiebt angeblich alle Schuld und alles Unglück der von ihnen hervorgerufenen Insurrektion auf die Russen. Er veröffentlicht eine allgemeine Amnestie, ruft die flüchtigen Familien an ihren Heerd zurück, gibt ihnen ihre Ländereien und Häuser zurück und stellt die Ordnung im Pelopones her.

Derart war die erste klägliche Intervention der Russen beim Geschicke Griechenlands. Die Völkerschaften dieses heldenmüthigen Stammes lernten durch diese furchtbare Lection, daß man die Freiheit nicht von einer fremden und eigennützigen Hand erhält, sondern daß man sie nur mit den eigenen Waffen gewinnt und mit dem eigenen Blute erkauft. Die Polen lernten unter Einem und von demselben Volke: Die Unabhängigkeit kann nicht geschenkt, sondern muß erobert werden.

Die See wandelte das Geschick, das bisher den Russen so aufsässig war, um.

XX.

Der Capitan-Paschah, der nicht zu nehmen verstand, was ihm der Zufall bot, indem er die Russen auf der Rhede von Navarin zwischen seinen Albanesen und Geschützen einschloß, verschleppte die Zeit auf der östlichen Küste des Polopones dadurch, indem er mit seinen Schiffen in den langen Seepaß des Golfes von Argos, der sich wie ein Fluß bis zum Fuße von Nauplia windet, einfuhr. Er

ließ sechs Schiffe an der Mündung dieses Passes, die ihn abwarten sollten, um dann vereinigt das Cap Matapan zu umsegeln. Hassan befehligte diese Abtheilung der ottomanischen Flotte, die derart zur See dem Angriffe von drei vereinigten russischen Geschwadern exponirt war.

XXI.

Hassan-Paschah, der Nelson der Ottomanen, hatte fruchtlos gegen die langsame Fahrt und frevelhafte Zersplitterung der Flotte protestirt. Hassan verstand sich am besten auf die See, ein Anderer hatte den Oberbefehl. Er hatte sich seufzend der Unerfahrenheit und Feigheit des Capitan-Paschah untergeordnet. Der Muth und das Glück Hassan-Paschah's, der später selber Capitan-Paschah wurde, waren weit und breit auf drei Meeren berühmt, so daß die Geschichte gerne bei seiner Abstammung verweilt.

Er war ein junger persischer Sklave, der in seiner Kindheit von den Türken beim Feldzuge gegen Nadir-Schah geraubt und von dem Janitscharen verkauft war, der ihn einem Schiffer von Rodosto, einem kleinen türkischen Hafen bei Constantinopel am Marmora-Meere weggenommen hatte. Als er in das Jünglingsalter trat und von einen geizigen Herrn mißhandelt ward, wurde er von der Freiheit durch den Anblick des Meeres versucht, dessen Wogen ihm den Gedanken und die Gelegenheit zur Flucht boten, er ruderte in einer Nacht gegen die Dardanellen-Mündung, trieb nach Smyrna und reihte sich unter die Truppen ein, die für den Barbareskenstaat Algier geworben wurden. Er kam unter die Wachen des Dey von Algier, fiel durch seine persische Gestalt auf, die von dem Wesen seiner Nation durchgeistigt war, machte sich unter seinen Cameraden durch mehre Jagden gegen die Wüstenlöwen berühmt, die er leidenschaftlich verfolgte, wurde dem Dey wegen seiner Thaten vorgestellt, zweimal fast von Löwinnen verschlungen, denen er ihre Jungen stahl; seine Unerschrockenheit verschaffte ihm das Commando einer Provinz. Die Feindschaft eines Vizirs verurtheilte ihn zum Tode. Er flüchtete mit seinen Frauen, Sklaven und Schätzen in eine spanische Stadt der afrikanischen Küste.

Bald in Spanien aufgenommen durchstreift er dieses Königreich, läßt sich in Frankreich nieder, durcheilt Italien, begibt sich nach Neapel und schifft sich nach Constantinopel ein. Der Dey von Algier reklamirt ihn, der Großvizir läßt ihn, ohne seine Auslieferung abzuwarten, in einen Serailskerker werfen. Der Sultan, unterrichtet von seinen Abenteuern in der Wüste und von seinen Kämpfen gegen die Löwen, besucht ihn verkleidet im Gefängnisse und läßt sich seine Jagden erzählen. Hassan erkennt den Padischah, stürzt sich zu seinen Füßen, fleht ihn um Schutz gegen seine Verfolger an, rührt ihn, ergreift ihn durch seine Beredsamkeit, erhält das Commando eines Kriegsschiffes, wirbt seine Bemannung aus ebenso abenteuerlichen und unerschrockenen Leuten wie er, zeichnet sich in drei Feldzügen aus, schwingt sich in wenig Jahren zum Range des dritten Flotten-Admirals empor und befehligt in dieser Eigenschaft als Admiral der Flagge das Schiff des Capitan-Paschah.

So war der Mann, der sehen sollte, wie vor seinen Augen die ottomanische Flotte vernichtet wurde, und der sie wieder durch sein Genie und seinen Heroismus den Flotten der Rothbartes und Mezzomorto's gleichmachte. Die See ist das Erbgut von Abenteurern. Auf einem so schwankenden Elemente erringt man nur Siege, wenn man sie vom Zufalle abhängig macht.

XXII.

Hassan hatte an dem Schotten Elphinston einen würdigen Rivalen an Kühnheit vor sich. Elphinston berechnet nicht erst seine numerische Schwäche gegenüber den sechs Kriegsschiffen Hassan's, wartet nicht die zwei zögernden Geschwader Theodor und Alexis Orlof's ab und stürzt sich auf Hassan's Flotte. Hassan, mit dem das Schiff Elphinston's entert, sieht sich plötzlich von den fünf Schiffen seiner Flotte im Stiche gelassen, die vor dem Kampfe gegen Napoli di Malvasia flüchten.

Beschossen von allen Geschützen Elphinston's, erwidert er sie durch den dreifachen Feuerkopf seiner Verdecke, wehrt, den Säbel in der Faust ein fünfmaliges Entern ab, bedeckt mit russischen Leichen

den Raum zwischen den Flanken seines- und des feindlichen Schiffes, weicht den Feinden aus, wendet sie, beschießt sie heftig, macht sich los und deckt sich verstümmelt aber sieghaft durch die Geschütze einer auf der klippenreichen Küste des Pelopones vorgeschobenen Batterie. Elphinston, der ihn dahin verfolgen will, zertrümmert den Kiel Eines seiner Fahrzeuge und entfernt sich aus Furcht, dort sein ganzes Geschwader einzubüßen; er segelt, sein Takelwerk ausbessernd, gegen die Insel Cerigo am Eingange der Inselgruppe des Archipels, um die beiden Geschwader in eine einzige Flotte zu vereinigen.

XXIII.

Bei der Rückkehr des Capitan-Paschah aus dem Golfe von Argos beschwor ihn Hassan, der Vereinigung der russischen Geschwader damit zuvorzukommen, daß er sie getrennt in den Gewässern von Cerigo und des Caps Matapan angreife. Der Capitan-Paschah meinte, daß es eine nutzlose Tollkühnheit wäre, die Flotte und das griechische Festland in einer Seeschlacht aufs Spiel zu setzen, und daß man sich gegen Chio wenden müsse, wo zehn andere Fahrzeuge, die aus den Dardanellen ausfahren würden, den russischen Admiralen auf beschränkten Fahrstraßen die Stirne bieten könnten.

Der Paschah vom Pelopones, empört über den Trotz des Capitan-Paschah, mit dem er sich an das Festland von Nauplia anlehnte, drohte auf seine Schiffe Feuer zu geben, wenn er nicht wieder in See stechen würde. Anstatt aber den russischen Geschwadern entgegenzusteuern, lavirte der Capitan-Paschah zwischen den Inseln und dem Festlande von Jonien und suchte eher eine Rhede als eine Schlacht. Als in dem Canal von Chio zehn andere Kriegsfahrzeuge zu ihm stießen, die endlich aus den Dardanellen kamen, ankerte er in denselben Wogen, wo die Flotte des Antiochus einst die römischen Galeeren erwartet und das Schicksal Asiens entschieden hatte.

Die Stellung der türkischen Flotte, die beinahe jener der französischen Flotte zu Abukir vor den Schiffen Nelson's glich, war durch einige Land-Batterieen geschützt, hatte aber den Nachtheil der Unthätigkeit, was eine feige Taktik gegenüber einem rührigen Feinde ist.

Fünfzehn Schiffe mit dreifachem Verdecke, fünf Fregatten, sieben Fahrzeuge mit Einem Verdecke, vierzig Galeeren, die mit zwei Ankern angelegt waren, bildeten einen hohlrunden Halbmond, dessen Enden sich auf unzugängliche Sandbänke oder befestigte Klippen stützten. Vor diesem ehernen Halbmonde lag die grüne Insel Chio zwischen dem Canal und der hohen See wie ein langer natürlicher Wall, der am Küstensaume mit den Thürmen und Zinnen venezianischer Forts bedeckt war; rückwärts zog sich die dürre und ausgezackte Küste Kleinasiens hin, die gegenüber Chio den kleinen Meerbusen von Tschesme bildete, in dessen Tiefe auf niedrigem Ufer die Moscheen und Minarets der gleichnamigen kleinen griechischen Stadt erglänzten. Ein Becken, das sechs Seemeilen breit war, kräuselte sich in einer leichten Nordbrise zwischen der vor Anker liegenden ottomanischen Flotte und dem Ufer von Chio; die Rhede von Tschesme bildete den Hinterhafen dieser Meerenge. Es glich so zu sagen einem von der Natur für ein Seeschauspiel gebildeten Cirkus, von dem die Abhänge Chios und Joniens die Abstufungen bildeten.

XXIV.

Die drei russischen Geschwader, die von dem Admiral Spiritof, einem alten, aber im Seekriege unerfahrenen Seemanne befehligt wurden, fuhren mit vollen Segeln bei Sonnenaufgang am 17. Juli aus den durch die Spalmadoren-Inseln gebildeten Pässen in den Canal. Sie bildeten im Ganzen eine Gruppe von neun Schiffen und vier Fregatten, einer ungleichen Macht gegenüber den sechzig Fahrzeugen der Türken.

Alexis Orlof, eingeschüchtert durch den Anblick dieses schwimmenden Walles, der mit Geschützen die asiatische Küste deckte, ließ seinen Bruder Theodor, den Admiral Spiritof, Elphinston und den englischen Contre-Admiral Greig, den Rath Spiritof's auf die türkischen Schiffe losbrechen, und schien sich, seine Person auf einer Fregatte außer Schußweite haltend, mehr für die Flucht als für den Sieg vorzubereiten. Die ersten Schiffe Spiritof's, der in schräger Richtung unter allen Küstensegeln hinlief, wetterten bei der Vor-

beifahrt auf die ersten türkischen Schiffe, welche das Ende des Halbmondes bildeten, mit ihren Geschützlagen an Bord drehend, um das Feuer aus dem Centrum zu vermeiden, und sich gegen ihr eigenes Geschwader wendend, auf daß sie wieder Feuer geben und den Halbmond beeinträchtigen konnten.

Bei der ersten Decharge des ottomanischen Admiralschiffes, welches das zweite in der Ankerlinie war, schlug eine ungeheure Marmorkugel in das Steuerruder des russischen Schiffes, auf dem Spiritof, Theodor Orlof und Greig fuhren. Dies Schiff, das durch seinen Windstrich gegen die türkische Linie getrieben wurde, enterte mit dessen voller Gewalt gegen das Schiff des Capitan-Paschah. Dieser furchtsame General, der eben so verzagt wie Alexis Orloff war, hatte bei Beginn der Schlacht das Deck unter dem Vorwande verlassen, um desto besser auf der Küste die Kampfmaneuvres zu überwachen. Die Türken, die Augenzeugen dieser Feigheit waren, ahnten in dieser Klugheitmaßregel einen sicheren Unfall. Nur ihre Anker hinderten sie, gegen Lemmos zu flüchten. Aber der Capitan-Paschah hatte in Hassan-Paschah die Seele der Flotte zurückgelassen.

Hassan klammerte sich, als er das von Orlof verlassene Schiff herankommen sah, an seine Ankertaue, um seinen Anprall zu schwächen, dann lichtete er die Anker, fuhr gegen die Wände des seines Steuerruders beraubten Schiffes, warf die Enterhaken aus, und nun brach ein Gemetzel auf beiden Verdecken los. Seine Equipage, die eben so unerschrocken im persönlichen Kampfe, als erfahren in Seegefechten war, bearbeitete mit ihrem Feuer die russische Bemannung von den Raaen- und Mastseilen, und sich von allen Tauwerken und Stückpforten auf das Verdeck der Russen stürzend, vermengten sie sich im erbitterten Gemetzel mit den Feinden. Sechsmal rückten die Russen vor und wichen wie eine Feuerwand unter einem Granatenregen auf ihr eigenes Bretterwerk zurück, warfen Hassan zurück und wurden gegen ihr Hinterdeck zurückgeworfen, als die maltesischen Taucher, die zu dem Ende von Orlof eingeschifft worden, unter die türkischen Schiffe tauchten, und sie unter den Wellen anbohrten, um sie zu versenken, während das Feuer ihre Masten und Segel zerstörte.

Rauch und Flammen, welche die beiden Schiffe umhüllten, trieben wechselweise die Russen und Türken auf das gegenseitige Verdeck; jede dieser schwimmenden Citadellen wechselte so die Kämpfer und das Schlachtfeld, ohne von der Erbitterung zu lassen. Die zu nahen Geschütze verstummten, und die stumme Beklemmung dieser beiden Colosse hielt an zwei Stunden schreckhafter Erwartung an, als der Admiral Elphinston, der zu spät mit der Nachhut in die Linie einfuhr, und wenigstens das russische Admiralschiff retten wollte, ihm auf drei Schaluppen fünfhundert Mann Verstärkung zuschickte. Diese fünfhundert Mann Russen, die auf der noch freien Seite an Bord des Schiffes Orlof's stiegen, stellten den Kampf her, erstickten das Feuer und jagten Hassan und seine Streiter in das Meer.

Aber Hassan, der gegen die noch unverletzten Schiffe seiner Linie schwimmt, füllt drei Feluken mit unerschrockenen Soldaten, rudert gegen das befreite Schiff, legt seine durchnäßten Kleider und den Turban ab, wirft sie in die See, hängt seine zwei Pistolen mit einer Schnur um den Hals, faßt seinen blanken Säbel mit den Zähnen, klammert sich mit den freien Händen an das Takelwerk, erklimmt noch einmal mit seinen wackern Gefährten das in Flammen stehende russische Schiff und beginnt den Kampf unter seinen brennenden Masten.

Greig, Orlof und Spiritof, die ihr Schiff in Flammen und mit jeder Welle näher an die Klippen, wo es scheitern mußte, treiben sehen, werfen sich in die Schaluppen, überlassen Hassan die Beute und fahren gegen die Schiffe Elghinston's. Hassan, der allein auf dem brennenden Verdecke mit einem treuen Freunde aus Algier und einem an seiner Setie verwundeten, aber noch lebenden spanischen Sklaven blieb, schleudert diesen vor sich in das Meer, hält ihn schwimmend mit einer Hand über den Wellen, während ihn der aus Algier von der andern Seite unterstützt. Sie retten so den Ruhmesgefährten.

In dieser verzweifelten Lage von einem Griechen auf einem russischen Nachen verfolgt, der seine Sache an dem Helden der Ottomanen rächen will, ergreift Hassan, den der Grieche einholt

dessen Säbel, zieht ihn über den Nachen und erdolcht ihn unter den Wellen. Er landet endlich an der sandigen Küste Asiens.

Die zwei Schiffe, die nun Einen Scheiterhaufen bilden, werden durch den Wind auseinander gejagt, und ihr sämmtliches Mastenzeug versinkt verkohlt im Meere. Das russische Schiff scheitert zuerst und fliegt nach einigen Minuten in Trümmern mit einem Getöse auf, von dem die Erde erzittert und die Wogen aufschäumen. Das türkische Schiff, das durch die Strömung gegen das Centrum der brennenden Flotte getragen wird, treibt, wie ein ungeheurer schwimmender Kohlenhaufen gegen die türkische Linie, durch die Brise vom Norden verschlagen, die auf sie bald seinen Rauch und seine Flammen jagt. Die ganze Flotte lichtet die Anker, um ihm zu entrinnen, streicht mit kurzgehißten Segeln an der jonischen Küste hin, fährt um das Cap zu ihrer Linken und fällt wie in eine Schlinge in den engen Meerbusen von Tschesme ein.

Die Russen, die sich einen Augenblick von der Küste entfernen, um nicht von den Trümmern der beiden brennenden Schiffe vernichtet zu werden, freuen sich über das Maneuvre des Capitan-Paschah, das ganz und gar einer Flucht gleicht, und werfen statt der Türken auf dem nun verlassenen Schlachtfelde Anker.

XXV.

Orlof und Elphinston, die selber durch den Verlust ihres Hauptschiffes geschwächt waren, ließen dem Capitan-Paschah die nöthige Zeit, um sich im kreisrunden Golfe, von den Geschützen des Forts von Tschesme gedeckt, quer vor Anker zu legen. Keine Stellung war geeigneter, die Uebermacht zu paralisiren und auf einen einzigen Heerd einen Schiffsbrand zusammenzudrängen.

Die sechzig türkischen Fahrzeuge, eingepferchtin eine hohle vertheidigungslose Rhede, hatten kaum hinlänglich Raum, auf mehre Faden Tiefe zu fahren. Orlof will sein Glück versuchen, läßt drei Brander mit Pulver und anderem Brennmateriale füllen, maskirt sie durch vier Schiffe unter dem Befehle des Contre-Admirals Greig,

und gibt sie der Seebrise preis, die Morgens an der jonischen Küste streicht. Ein Brander platzt vor der Zeit und warnt fruchtlos die Türken vor der Gefahr; der zweite, bemannt mit Sklaven, die ehemals Seeräuberei auf dem adriatischen Merre trieben, klammerte sich an die Wände des ottomanischen Schiffes an, welches das Centrum der ersten Linie bildete. In einigen Minuten ergriff die Flamme, die es verzehrte, auch die drei benachbarten Schiffe, züngelt bis in das Takelwerk und treibt diese drei Brander durch den Windzug der Breite nach gegen die übrige Flotte. Die ganze Rhede von Tschesme war in einem Augenblicke nur ein Meer von Flammen und Trümmern. Bei dem Schreckensgeschrei der Bemannung, das einen Nachhall bei den Zuschauern des Ufers fand, warfen sich die Matrosen und Soldaten in das Meer oder in die Schaluppen, ließen ihre Fahrzeuge im Stiche und zerstreuten sich erschreckt auf beiden Küsten.

Aber bald arbeiten die Geschütze in dem Maaße, als das Feuer unter die Verdecke greift, in die erschreckte Menge mit den Kugeln ihrer eigenen Schiffe hinein. Die Erschütterung des Ufers bei dem Geräusche jedes in die Luft fliegenden Schiffes brachte die Minarets, Häuser und Moscheeen von Tschesme zum Einsturze. Smyrna, das zwanzig Stunden von dieser Rhede liegt, wurde davon erschüttert, Athen hörte das Getöse, die Insel Chio, bedeckt mit ihrer Bevölkerung, glaubte, es öffne sich ein Vulkan auf der jonischen Küste und verschlinge in Einem und demselben Krater die Russen und Ottomanen. Die Schiffe Orlof's, obwohl unter einem heitern Himmel, geschützt durch ein Cap quer vor Anker liegend, erfuhren das heftig stürmische Schwanken, der Schaum des Golfes war geschwärzt vom Rauche und von den Trümmern; halb verglühte Leichen trieben an Masten- und Raaentrümmern geklammert. Die Julisonne glich einem Wintermonde, der kaum mit seiner bleichen Scheibe die Rauchwolken durchdringen konnte, die der Wind an die Küsten jagte.

Die Sieger selber konnten kein Freudengeschrei über ihren Sieg ausstoßen. Die Wuth eines Elementes hatte die von Menschen überboten. Zweiundsechzig Schiffe, Fregatten, Corvetten, Galeeren oder leichte Fahrzeuge versanken in fünf Stunden auf der

Rhede von Tschesme. Die Griechen von Chio und den Inseln meinten, die Herrschaft ihrer Eroberer sei vor ihnen vernichtet und freuten sich über diese Rachevergeltung für den Brand von Byzanz.

So ging die ottomanische Marine zu Grunde. Aber der Mann, der ihren Untergang sah, entrann auf einem Balken, um sie wieder zu erwecken.

XXVI.

Constantinopel, das nunmehr keinen andern Schutz als die schlecht befestigten Dardanellen-Schlösser hatte, erbebte beim Berichte von der Vernichtung seiner Flotte. Der Admiral Elphinston, der die beiden Triebfedern des Seekrieges, Kühnheit und Schnelligkeit zu spielen verstand, beschwor die beiden Orlofs, den Schrecken der Ottomanen zu benützen und den Geschützen der Dardanellen zu trotzen, wie er den schwimmenden Batterieen des Capitan-Paschah getrotzt hatte. Er gelobte ihnen, daß er leicht durch sie die Durchfahrt erzwingen könne und vor die Serailsmauern segeln würde, um die Siegesgesetze dem Sultan zu dictiren.

Der Norwind hatte in einen Südwind umgeschlagen und schien mit dem Hauche den Glücksruf der Russen umzuwandeln und trieb sie in den Canal, der durch einen widrigen Wind den Schiffen unzugänglich war. Einige tausend Griechen, die zu Smyrna und Chio abgestraft wurden, weil sie an einigen aus dem Brande von Tschesme geretteten Seeleuten eine Volks-Repressalie geübt hatten, flehten um Rache bei den russischen Admiralen. Die Paschahs und Begs exponirten vergebens ihr Leben, um das der Opfer zu retten. Das erhärtete Einverständniß der Griechen mit den Russen erschien der türkischen Bevölkerung als ein Verbrechen, das den Tod verdiente. Die Inseln und Jonien erlebten die Frevel des Pelopones; die Gegenwart der aufwiegelnden Russen war überall ein Unglück für ihre Freunde.

Die Orlofs wagten noch immer nicht die Durchfahrt durch die Dardanellen. Sie beschränkten sich auf die leichte Eroberung der Insel Lemnos, die gleich einem ungeheuren, vor der Canalmündung

vor Anker liegenden Schiffe den Ein- und Ausgang der Meerenge zu blokiren schien.

Elphinston aber, der von den Orlof's unabhängig war, weil er zu Petersburg seinen Grad und seine Mission von Katherina selber empfangen hatte, beschloß, die Furchtsamkeit seiner Collegen dadurch zu vereiteln, daß er durch sein Beispiel der Welt zeige, daß die Dardanellen nur für Feige oder Neulinge ein Hinderniß wären. Er hatte mit dem Scharfblicke eines Helden und Meisters alle möglichen Fälle und Schwierigkeiten der Unternehmung geprüft; er wollte ein Kriegsspiel aus dem machen, was den Orlofs als ein Selbstmord erschien.

XXVII.

Der Dardanellen-Canal, der seinen Namen von Dardanus, dem Gründer Trojas oder Ilions hat, ist ein enges, ruhiges Wasserthal, das sich plötzlich unter den leichten Klippen-Abdachungen des Caps Sigeus, das Homer beschreibt, öffnet. Dieser salzreiche Fluß, der erst vom Propontis (Marmora-Meer) in das mittelländische Meer, bald von diesem, jenachdem die Strömung ist, in den Propontis fließt, trennt wie der Bosphorus die asiatische- von der europeischen Küste. Seine leicht anschwellenden Ufer neigen sich in unbedeutenden Abhängen gegen die beiden Gestade, die an der See Städte und Dörfer tragen.

Die Herren Asiens mußten den Durchgang über diese flüssige Grenze zwischen zwei Festlanden erzwingen, um Griechenland zu verheeren. Die Sage meldet von dem großen persischen Könige Xerxes, er habe darüber eine Brücke bauen und die Wellen mit Ruthen geißeln wollen, um die Elemente für ihren Widerstand gegen die Könige zu züchtigen. Die Liebesmärchen haben sie in ihren Versen durch das Gedächtniß zweier Liebender, Leander und Hero verherrlicht, die der Nacht und den Wellen trotzten, um an Einem Ufer zusammenzukommen. Ein Floß trug in der Finsterniß mit Soliman die ersten waghalsigen Türken nach Europa. Er verengt und erweitert sich in seinen Windungen je nach der Bildung der Ufer von

vier- auf siebenhundert Klafter. Die Erfindung der Artillerie, deren Geschütze weit über die Mitte des Canals tragen, gestattete den Türken, ihn für feindliche Schiffe umzugänglich zu machen.

Mahomet II. erbaute bald nach der Einnahme von Constantinopel die alten Schlösser. Die beiden Landzungen von Sestos und Abydos tragen gleichfalls ein Schloß, dessen Batterieen leicht zerstören könnten, was in seine Schußlinie geräth; aber die Nachlässigkeit der letzten Regierungen hat aus diesen Schlössern und Batterieen nur eitle Schreckbilder gemacht. Ungeheure Geschütze, die auf den zerstörten Mauern Marmorkugeln entsenden konnten, drohten die Schlösser selber vollends mit ihrem Gekrache zu vernichten. Andere Schlösser, die in gleicher Höhe mit der See lagen, waren förmlich mit Sand überweht. Die besten Kanoniere waren zur Armee in Polen abgegangen. Der einstige Großvizir Moldovandji-Paschah lullte sich im Vertrauen auf ihre alte Ausrüstung ein.

Elphinston fährt mit seiner Fregatte durch den ohnmächtigen Pulverdampf der Schlösser am hellen Tage, ohne irgend behelligt zu werden, sieht, ob die Orlofs, durch sein Wagstück ermuthigt ihm zu folgen wagen, wirft ungehindert jenseits der Schlösser Anker, erwartet furchtlos die russischen Geschwader, befiehlt seinen Tambouren und Trompetern, seinen Sieg zu verkünden, läßt sich ein Festmahl auf dem Verdecke seines Schiffes herrichten, und trotzt bis zum Einbruch der Nacht der Wuth der am Ufer versammelten Türken. Sein Rückzug bleibt ebenso ungehindert, wie seine Durchfahrt. Der Divan bekommt davon Nachricht, ist gedemüthigt und entsendet eilig Baron von Tott, der eben von seiner Sendung beim Tartaren-Khan zurückkam, um die Dardanellen nach den Grundsätzen der modernen Artillerie auszurüsten. Nach einer Arbeit von wenigen Wochen ist der Canal für die Russen unzugänglich.

Elphinston, entrüstet über die fruchtlose That, die er vollbracht hatte, zerschellte in einem Wuthanfalle sein eigenes Schiff an einer Klippe des Caps Sigeus, überließ die Orlofs ihrem Schicksale und ging nach Petersburg, um sie anzuklagen. Die Kaiserin, die gegen ihn durch ihren Bruder aufgehetzt war, strafte ihn mit ihrer Un-

gnade und ließ ihn mit ihrem Undank belastet sein Leben in seiner Heimat beschließen.

XXVIII.

Das Schloß von Lemnos, das stets von den Orlofs belagert wurde, fiel endlich als Schlüssel der Dardanellen in ihre Gewalt als derselbe Mann, der die Ehre der Flotte gerettet hatte, für sich allein den Ruhm auf dem ottomanischen Archipel retten wollte; dieser Mann war Hassan.

Durch Schwimmen, nackt, mit Rauch und Wunden bedeckt dem Brande von Tschesme entkommen, hatte er sich zu Lande nach Smyrna begeben, um der Rache des Capitan-Paschah Djafar zu entgehen, der auf seine Thaten eifersüchtig und sein Ankläger geworden war. Hassan, dessen Namen wegen seiner Unerschrockenheit an der Küste populär geworden war, warb zu Smyrna auf eigene Faust ein Häuflein Abenteurer, die ebenso waghalsig wie er waren und dem Glücke oder dem Tode entgegen gehen wollten.

An ihrer Spitze in der Ebene von Troja am Fuße des Caps Sigeus gegenüber von Lemnos anlangend schiffte er sie in der Nacht auf einer am Vorgebirge vor Anker liegenden Feluke ein. Das Dunkel verhüllte sein Segel vor den Augen der Russen. Ein unerwarteter Nordwind treibt ihn in kurzer Zeit in eine Felsenbucht am steilen Ufer von Lemnos; er theilt unter seine Gefährten Säbel und Pistolen, die einzige Waffe aus, die er im unteren Schiffsraume versteckt hatte; er stößt mit dem Fuße seine Barke in die Wellen hinaus, und will kein anderes Asyl als den Tod.

„Cameraden" sagt er zu seinen Soldaten, „kein anderes Heil für uns als der Sieg; wir haben Hunger, wir werden Lebensmitteln in den russischen Häfen finden; ziehen wir!"

Hassan führt sie in die Laufgräben, überrumpelt, erwürgt und wirft in das Meer fünfzehnhundert Russen, befreit das Schloß, säubert die Insel und sieht die Orlofs entsetzt ihr Takelwerk durchhauen, um die Insel und das mittelländische Meer dem Helden von Tschesme zu überlassen. Nachdem er eine neue Besatzung hergestellt, fährt er

gegen Constantinopel und vernichtet seinen Ankläger, den neidischen Djafar-Paschah, indem er dem Sultan das durch einen einzigen Mann eroberte Lemnos und ein von den Feinden freies Meer übergibt.

Mustapha III., der ihn liebgewann, ernannte ihn zum Posten, zu dem ihn die Natur vorwegs bestimmte, zu dem des Capitan-Paschah. Er sollte noch höher steigen, bevor er in den Fall seines undankbaren Vaterlandes gerissen werden sollte.

XXIX.

Während die russischen Geschwader, die vor der Energie eines einzigen Mannes mehr Furcht hatten als vor der gesammten Flotte des Sultans, allüberall geworfen auf der Rhede der Insel Paros Winterquartier nahmen, fand sich Romanzoff, der auf Befehl Katherina's über den Dniester ging, von fünfzigtausend Tartaren und hundertdreißigtausend Ottomanen unter dem Commando des Großvizirs umzingelt.

Dem Großvizir, dessen Vorbild damals als Kriegsgesetz galt, nacheifernd, hatte Romanzoff die Tartaren vernachlässigt und sich in mit Bajonetten gespickten Carrée-Bataillonen auf die Ottomanen geworfen, die sich öffneten, um ihre Kanonen zu lösen, und wieder schlossen, um zu laden, und errang den Sieg von Cakul, wo fünfzigtausend gefallene Türken das Schlachtfeld bedeckten. Der Rest der Armee des Großvizirs, der über die Donau entkommen konnte, eilte nach Constantinopel.

So wurde Armee und Flotte gleichzeitig an der Donau und im Archipel vernichtet. Nichts kam dem Unglück gleich, wenn nicht die religiöse Kaltblütigkeit des Sultans es abwendete. Er allein verzweifelte nicht am Reiche, weil er auf die Vorsehung der Muselmänner hoffte. Er berief die Vizire, Paschahs und Ulemas zu einer patriotischen Berathung und scheute sich nicht, vor seinen Unterthanen die Wunden des Vaterterlandes zu untersuchen.

„Seit meiner Thronerhebung,“ sagte er zu ihnen, „habe ich nach Eurem Rathe regiert: Ihr allein habet mich gehindert, mich persönlich an die Spitze meiner Heere zu stellen. Die Wahl, die ich

hintereinander mit zwei unfähigen Großvizіren machte, hat meinen Erwartungen und den Wünschen meiner Völker nicht entsprochen. Ihr selber habet mir Jenen bezeichnet, der eben besiegt worden ist. Wenn der Ruhm und das Interesse meines Reiches die Fortsetzung des Krieges erheischen, so verlange ich aufs Neue, meine Truppen selber in den Kampf zu führen. Noch fehlt uns nicht Alles bei unserer Gefahr. Frankreich, das uns seit so langer Zeit verbündet ist, weigert sich nicht, meine Anstrengungen zu unterstützen: schon verhandelt man auf mein Geheiß mit ihm über den Ankauf einer großen Anzahl von Kriegsschiffen, und bald wird eine neue Flotte jene ersetzt haben, die durch den Brand und den Willen der Vorsehung zerstört worden ist. Die christlichen Mächte werden dem Reiche des Halbmondes Proben des Wohlwollens geben, die anzunehmen mich das Unglück der Zeit zwingt. Die Höfe von Wien und Berlin bieten mir ihre Vermittlung an: alle zwei wollen über den Frieden auf Grundlagen verhandeln, durch die der Ruhm meines kaiserlichen Thrones, die Würde des ottomanischen Namens und das Gesetz der heiligen Profeten nicht beeinträchtigt wird. Die zwei sich bekämpfenden Nationen werden in die Grenzen zurücktreten, die sie vor Beginn der Feindseligkeiten anerkannten, und die Russen werden sich verpflichten, Polen zu räumen. So wäre also der erste, eigentliche und einzige Gegenstand zum Kriege erledigt und das Recht der Nationen und Souveraine wäre befriedigt."

XXX.

Sein Vortrag, der die Seele eines großen Mannes verrieth, rührte das Reich, ohne es umzuwandeln. Die Tartaren, gegen die sich Romanzoff nach dem Siege von Cakul wendete, flohen nach Bessarabien; der russische General Panin betrieb die Belagerung von Bender, die mit aller Energie von einem Corps Araber vertheidigt wurde, das Amin, der Paschah von Ninive befehligte. Die Explosion des Pulver-Magazins begrub bei einem nächtlichen Sturme zwanzigtausend Russen nnd siebentausend Araber unter den Trümmern der Stadt. Amin-Paschah übergab den Russen nur Ruinen und Leichen.

doch der Besitz dieses Aschenhaufens sicherte Katherina's Truppen den dauernden Zugang in die Moldau.

Einer Ihrer Generäle drang zur selben Zeit in die bisher unzugänglichen Schluchten des Kaukasus vor; ein anderes Armee-Corps besetzte Azof; ihre Admiräle erbauten an den Donaumündungen eine Flotte, die das schwarze Meer beherrschen und ihre Heere in die Krim befördern sollte. Der Fürst Dolgoruki marschirte, nachdem er die Tartaren-Horden von Budjiak gewonnen hatte, mit ihnen gegen die Linien von Perecop oder Orcapi, um auf die Halbinsel Tauris vorzurücken; nachdem er Meister von Caffa war, unterjochte er in drei Wochen die ganze Krim; der besiegte und abgesetzte Khan floh nach Constantinopel, um dort zu sterben. Die dreihundertausend Ottomanen, die sich zu Schumla geschaart hatten, um von dem Walle der Bulgarei aus die Donau und das schwarze Meer zu bewachen, empörten sich, plünderten ihre Zelte und starben an der Pest und Disziplinlosigkeit, dieser Pest der Lager. Der Wiener-Hof beunruhigte sich nachgerade über eine zu drohende Zerstücklung des Reiches, das er wohl demüthigen, aber nicht von Europa vertilgen wollte. Ein von ihm zu Foczani in der Moldau unter Vermittlung des neuen preußischen Königs zusammenberufener Congreß, blieb unfruchtbar wegen der edlen Halsstarrigkeit Mustapha's III., der nicht die Krim-Tartaren den Russen opfern wollte, die unter dem Namen der Unabhängigkeit ihre Unterjochung verlangten.

XXXI.

Der Schwiegersohn des Sultans, Muhsinzade, der Großvizir geworden war, hielt mit klugem Temporisiren die Russen während des Feldzuges vom Jahre 1773 im Zaume. Silistria, dem er gegen fünfzigtausend Russen Romanzoff's zur Hilfe kam, zerscheiterte wie eine Strandklippe die Invasion der Generäle Katherina's. Widdin, das der Großvizir wieder eroberte, sah die Sieger von Cakul über die Donau zurückweichen. Varna, das fruchtlos angegriffen war, blieb eine unüberwindbare Schranke für die eroberungslustigen Moskowiter. Hassan-Paschah, der Capitan-Paschah und Seraskier der

Armee von Varna geworden war, führte die asiatische Reiterei mit dem Feuer und der Geschicklichkeit eines Persers.

Das Glück schien seine Untreue im Alter Mustapha's III. zu bereuen; das Reich richtete sich allerwärts wieder empor. Seine letzten Blicke sahen die Russen vor seinem Schwiegersohne und vor Hassan auf der Flucht. Er starb wie ein Weiser, der Nichts von den irdischen Dingen hofft, aber an ihnen auch nicht ganz verzweifelt. Er rief an sein Sterbebett seinen Bruder Abdul-Hamid, der zur Nachfolge bestimmt war; er empfahl ihm die Religion, das Reich und seinen einzigen Sohn Selim, die letzte Sorge seines Herzens auf Erden.

Das Reich verlor mit ihm Einen jener durch ihre Tugenden und ihre Aufklärung in ihrem Jahrhunderte bevorzugten Fürsten, die mit Unrecht von der Geschichte für den Fehler ihrer Zeit verantwortlich gemacht werden; die Nachwelt aber muß dies ungerechte Urtheil der gleichzeitigen Geschichtschreiber berichtigen. Sie muß Mustapha III. vor den Witzen Voltaire's reinen, mit denen dieser Catherina II. schmeicheln wollte, wie auch vor den Verleumdungen dieser eifersüchtigen Kaiserin gegen einen gerechten und aufgeklärten Sultan, den sie vor den Augen des literarischen Europas um seine Vorzüge schmälern wollte, um ungehindert das Erbtheil seiner Väter rauben zu können. Die schönste Aufgabe des Geschichtsschreibers ist, den Männern das einzige Eigenthum der Todten: ihren Ruf zurückzustellen.

Ende des siebenten Bandes.